

ForAP

2/2019

Forschungsergebnisse von Absolventen und Promovierenden der
Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der
Universität Regensburg

ForAP

Forschungsergebnisse von Absolventen und Promovierenden der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg
2. Jahrgang, 2019

ISSN: 2512-0921 (Print)

ISSN: 2512-1030 (Online)

Herausgeber: Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg

Redaktion: Prof. Dr. Volker Depkat, Prof. Dr. Ralf Junkerjürgen,
Prof. Dr. Sabine Koller, Prof. Dr. Jochen Petzold, Prof. Dr. Paul Rössler

Satz und Layout: Dr. Melanie Burgemeister

Umschlaggestaltung: Radovan Kubani, Dr. Melanie Burgemeister

Herstellung: Universitätsbibliothek Regensburg

Erscheinungsort: Regensburg

Druck und Bindung: Digital Print Group o. Schimek GmbH, Nürnberg

Die Online-Version dieser Publikation ist auf dem Publikationsserver der Universitätsbibliothek Regensburg unter <<https://epub.uni-regensburg.de/>> dauerhaft frei verfügbar (Open Access). Zusätzlich sind die Artikel unter <<https://forap.uni-regensburg.de>> frei zugänglich.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <<http://dnb.dnb.de>> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz
Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0) veröffentlicht.

Inhalt

Vorwort (<i>Ralf Junkerjürgen</i>)	5
Vom prickelnden Sektbläschen zur Powerfrau: Genderbilder in der spanischen Freixenet-Werbung seit 1977 (<i>Stephanie Christine Schorling</i>).....	9
Tauschen als alternative Konsumform im urbanen Raum? Kulturelle Praxen und Perspektiven im Umgang mit Überfluss und Konsumgütern am Beispiel von Kleidertauschpartys in Regensburg (<i>Cathrin Grünbaum</i>).....	33
Das transnationale Praktikum in der Berufsausbildung. Eine qualitative Untersuchung einer deutsch-französischen Mobilitätsmaßnahme für Auszubildende im Gastgewerbe (<i>Tabea Sollbach</i>).....	53
„Sonne im Überfluss“. Zur Darstellung mallorquinischer Strände in deutschen Reisekatalogen (1963–1972/73) (<i>Sabrina Beiderbeck</i>).....	67
Inseln des Raumes, des Denkens und der Zeit. Eine Reise vom Mittelalter bis in die Gegenwart (<i>Verena Ebermeier</i>).....	87
Die Spaltung des Selbst: Identitätskrise in Arthur Schnitzlers <i>Frau Beate und ihr Sohn</i> und <i>Fräulein Else</i> (<i>Michaela Betschart</i>)	111
Carl Zuckmayers Volksstücke und die Soziologie des Milieus (<i>Christine Schmailzl</i>).....	133
„Denn dann war nur Klang in mir“. Die Verwandlung Russlands in ‚hörbare Landschaft‘. Rainer Maria Rilke und die russische Soundscape (<i>Laura Klauer</i>).....	153
Zwei Blicke auf Sowjetrussland: Walter Benjamin und Oskar Maria Graf (<i>Ivanina Georgieva</i>).....	167
Sprachliche Diskriminierung. Voraussetzungen und Wirkungsweise einer sozialen Praxis in Gesellschaft und Schule (<i>Maximilian Weber</i>).....	185
Von der Virgel zum Komma. Ein korpusbasierter Vergleich verschiedener Textsorten im 18. Jahrhundert (<i>Christina Ringlstetter</i>).....	205

Vorwort

Die Zeitschrift ForAP publiziert Forschungsergebnisse von ausgewählten herausragenden Abschlussarbeiten der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft der Universität Regensburg, um sie einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Denn wie die folgenden Beiträge zeigen, kann nicht nur in Dissertationen innovativ geforscht werden, sondern auch im Rahmen von Bachelorarbeiten, etwa wenn eigene Umfragen erhoben werden oder wenn die Gegenstände so aktuell sind, dass sie bisher kaum untersucht wurden. Damit diese Erkenntnisse, Perspektiven und Ansätze nicht wie üblich in den Archiven und Bibliotheken verschwinden, erhalten sie hier ein Schaufenster, das zugleich als Auslage der forscherschen Vielfalt und Breite der Fakultät dient. Denn ForAP möchte nicht nur nach außen, sondern auch nach innen kommunizieren. Nicht immer erfahren die Lehrenden der Fakultät, welche Themen Kolleginnen und Kollegen betreuen, und ahnen daher oft nicht, wie viele Berührungspunkte zwischen den einzelnen Fachbereichen existieren. Hier schlummern etliche Möglichkeiten engerer Zusammenarbeit, die bisher nur selten erkannt und dementsprechend kaum genutzt wurden.

Zugleich füllt ForAP eine pädagogische Lücke in der universitären Ausbildung, und zwar den Schritt von der Abschlussarbeit zur Publikation. Zwar hat sich auch in dieser Hinsicht in den vergangenen Jahren einiges entwickelt, wenn man an die Angebote wissenschaftlicher Schreibkurse des Zentrums für Sprache und Kommunikation oder die Veranstaltungen des Promotionskollegs PUR denkt. Dennoch bleibt die Umarbeitung von Ergebnissen einer Prüfungsarbeit in einen publikationsfähigen Aufsatz eine Herausforderung für Nachwuchsautorinnen und -autoren, die in der Regel kaum mit diesem Format vertraut sind. Damit verändert sich auch die Aufgabe der Herausgeber der Zeitschrift, denn sie haben in diesem Fall besonders gründlich zu lektorieren und die Autorinnen und Autoren konstruktiv redaktionell zu unterstützen. Allen Beteiligten sei hier nachdrücklich für das notwendige Engagement gedankt.

ForAP erscheint jährlich im Sommer als hybrides Periodikum online und als Druckversion und erlaubt damit sowohl einen schnellen Zugriff als auch die angenehme und vertiefende Lektüre des gedruckten Wortes, die unseres Erachtens trotz Digitalisierung nichts von ihrer Bedeutung verloren hat. Wir danken der technischen und organisatorischen Unterstützung der Universitätsbibliothek in Person von Dr. André Schüller-Zwierlein und Dr. Gernot Deinzer, damit dieses parallele Angebot möglich gemacht wurde.

Auch in der vorliegenden zweiten Nummer der Zeitschrift sind erneut alle Studienstufen vom Bachelor über Master und Lehramt bis hin zur Promotion vertreten. Trotz der inhaltlichen Breite der Fakultät ergeben sich auch hier wieder Schwerpunkte wie etwa die Analyse von Fremdbildern, die der Vielfalt damit zugleich eine Kohärenz verleihen.

Der Beitrag von **Stephanie Schorling** untersucht die Entwicklung der Frauendarstellung in der spanischen Freixenet-Fernsehwerbung seit 1977, die jährlich vor Weihnachten ausgestrahlt wird und ein wahres Event darstellt. Im Vordergrund stehen die Burbuja-Damen, eine Allegorie der Bläschen des Cava-Schaumweins, anhand derer gezeigt werden kann, wie traditionelle Frauenbilder nach und nach um moderne ergänzt werden und dabei eine Tendenz zum weiblichen „Empowerment“ sichtbar wird.

Cathrin Grühbaum widmet sich der *Sharing Economy* am konkreten Beispiel von Kleidertauschveranstaltungen in Regensburg und deckt mittels eines Leitfadenterviews individuelle Verhaltensweisen sowie Wahrnehmungsweisen von Konsum und Überfluss auf. Dabei stellt sich heraus, dass eine soziale Innovation wie das Kleidertauschen nicht einfach nur als nebensächlicher Zeitvertreib, sondern auch als komplexer Ausdruck sozialer sowie kultureller Phänomene dient.

Das transnationale Praktikum in Form von deutsch-französischen Gruppenaustauschen ist, wie **Tabea Sollbach** im dritten Beitrag zeigt, ein einzigartiges Austauschformat, das Auszubildenden ermöglicht, in ihrer Disziplin ein mehrwöchiges Praktikum im Partnerland zu absolvieren. Am Beispiel des Austauschverfahrens zwischen dem Börde Berufskolleg in Soest und dem Lycée Jean-Monnet in Libourne werden Erfolgsfaktoren und Desiderata der Begegnung identifiziert.

Sabrina Beiderbeck entführt Leserinnen und Leser an die Strände Mallorcas in Form von Bildern aus Reisekatalogen, die den Traum vom sonnigen, sandigen Paradies seit Beginn des Pauschal Tourismus kreiert haben. Dabei steht exemplarisch die Darstellung des „Sonnenbadens“ in den 1960er Jahren im Vordergrund, anhand dessen gezeigt wird, wie der Strandraum bildlich inszeniert wurde, welche Requisiten zum Einsatz kamen und welche Sehnsüchte der damaligen deutschen Gesellschaft sich daraus ablesen lassen.

Diesen Faden nimmt der Beitrag von **Verena Ebermeier** auf, um Schlaglichter auf literarische Inseldarstellungen vom Mittelalter bis in die Gegenwart zu werfen. Erweist sich die Insel in der mittelalterlichen Literatur als Erkenntnisort, der einen hohen Grad an Sensibilität für Raumformen voraussetzt, so gerät die Insel im Laufe der Jahrhunderte zunehmend zu einem Signalraum, der utopische und dystopische Gehalte in sich aufnimmt. Die Suche nach Idealität, nach Entwicklung und nach Sinn führt den Rei-

senden dabei immer wieder an die Grenzen seiner Erfahrungswelt, die sich durch technische und wissenschaftliche Neuerungen stetig erweitert.

Auch der daran anschließende Beitrag von **Michaela Betschart** ist literarwissenschaftlich ausgerichtet und analysiert, wie Theorien von Sigmund Freud und Ernst Mach auf Arthur Schnitzlers Erzählungen *Frau Beate und ihr Sohn* und *Fräulein Else* eingewirkt haben. Wie die Wissenschaft widmete sich auch die Literatur jener Jahre intensiv den seelischen Prozessen des Menschen und versuchte, sie anhand neuer literarischer Techniken, wie dem inneren Monolog, minutiös zu erfassen. Schnitzler geht es dabei vor allem darum, auf Problemstellen der bürgerlichen Gesellschaft Wiens um 1900 hinzuweisen, die sich negativ auf das Individuum auswirken, weil sie Identitätsfindung und Selbstverwirklichung hemmen.

Christine Schmailzl schließt zeitlich daran an und untersucht die literarische Darstellung unterschiedlicher Milieus in Carl Zuckmayers Volksstücken *Der fröhliche Weinberg*, *Katharina Knie* und *Der Hauptmann von Köpenick*. Sie zeigt, wie der Dramatiker das Volksstück um die soziologische Komponente des Milieus erweitert und damit in Zeiten des aufkeimenden Nationalsozialismus während der 1920er-Jahre ein Zeichen gegen die Blut-und-Boden-Ideologie setzt. Zuckmayers Volksstücke erweisen sich dabei keineswegs als Glorifizierung heimeliger Dorfgeschichten, sondern erscheinen in hohem Maße politisch.

Der Themenkomplex „Rilke und Russland“ ist in der Forschung zwar bereits ausführlich untersucht worden, allerdings hat man Rilkes Vorstellungen von Musik dabei weitgehend außen vorgelassen. **Laura Klauer** schließt diese Lücke und zeigt anhand von theoretischen und ästhetischen Überlegungen, autobiografischen Zeugnissen sowie literarischen Texten, dass sich Rilkes Kunstbegriff in jener Zeit signifikant erweitert, weil seine Anschauungen zu Musik in den Fokus rücken und verdeutlichen, dass sein poetologisches Prinzip primär akustisch ist. Mithilfe einer Soundscapeanalyse als einer neuen Form der Textanalyse, wird dargestellt, welche Geräusche, Töne und Klänge Rilke während seiner beiden Russlandreisen wahrnimmt.

Auch **Ivanina Georgieva** widmet sich dem „westlichen“ Blick auf Russland bzw. auf die damalige Sowjetunion. Ihr Beitrag analysiert das *Moskauer Tagebuch* von Walter Benjamin und Oskar Maria Grafts *Reise in die Sowjetunion* aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Sie kann zeigen, wie durch die Reiseberichtserstattung zwei unterschiedliche Blicke auf Sowjetrussland generiert werden. Einerseits arbeitet sie die unterschiedlichen Wahrnehmungen Sowjetrusslands bzw. Moskaus und deren sprachliche Form heraus, andererseits untersucht sie die Konstruktion von Alterität.

Die beiden letzten Beiträge sind sprachwissenschaftlich ausgerichtet. Zunächst widmet sich **Maximilian Weber** sprachlichen Ideologien und Mythen, auf deren Basis bestimmte Sprechweisen entweder auf- oder abge-

wertet werden. Es geht darum, die Überzeugungen von und Einstellungen zu Sprache offenzulegen, die sprachlicher Diskriminierung zugrunde liegen, und zu verdeutlichen, wie mit ihrer Hilfe soziale Hierarchien hergestellt werden. Anhand des Lehrwerks *Deutschbuch* (Cornelsen-Verlag) wird anschließend gezeigt, dass solche sprachlichen Ideologien und Mythen auch der schulischen Reflexion über Sprache nicht fremd sind.

Der abschließende Beitrag von **Christina Ringlstetter** widmet sich der Geschichte der deutschen Orthografie. Das Komma stellt heute neben dem Punkt das am häufigsten gebrauchte Interpunktionsmittel dar. Bis zu Beginn der Aufklärung jedoch hatte der Vorgänger des Kommas, die Virgel, diese dominante Position inne. Wie und wann kam es zu diesem Wechsel? Die Autorin untersucht anhand von Drucken des 18. Jahrhunderts den Wechsel von der Virgel zum Komma synchron wie diachron an verschiedenen Textsorten und versteht die diachrone Interpunktionspraxis dabei als Ausdruck schriftsprachlichen Wandels im Zusammenspiel von Textpragmatik, System und Norm.

Unser Dank gilt allen beteiligten Autorinnen und dem Autor und ihren Betreuerinnen und Betreuern für ihre Bereitschaft und die gute Kooperation. Ohne das Engagement der Fakultätsreferentinnen Dr. Melanie Burgemeister und Dr. Petra Fexer sowie der Fakultätsverwaltung hätte der Band nicht erscheinen können. Auch ihnen sei herzlich gedankt.

Für die Fakultät
Prof. Dr. Ralf Junkerjürgen
Regensburg, im April 2019

Vom prickelnden Sektbläschen zur Powerfrau: Genderbilder in der spanischen Freixenet- Werbung seit 1977

Stephanie Christine Schorling

Abstract: Der Artikel untersucht die Entwicklung der Frauendarstellung in der spanischen Freixenet-Werbung seit 1977. Diese stellt jedes Jahr vor Weihnachten ein großes Fernsehesevent dar. Sie bietet sich als Analysegegenstand an, weil das Fernsehen eine breite Gesellschaftsschicht erreicht bzw. beeinflusst und die Marke sowie Alkoholwerbung tief in der spanischen Gesellschaft verankert sind. Exemplarisch werden die *Burbujas Freixenet*, d. h. die Allegorien der Sektbläschen des *Cava*-Schaumweins durch weibliche Darstellerinnen, analysiert. Über verschiedene Stufen wird gezeigt, wie traditionelle Frauenbilder nach und nach um moderne ergänzt werden und dabei eine Tendenz zum weiblichen ‚Empowerment‘ sichtbar wird.

Zur Person: Stephanie Schorling studierte MA Interkulturelle Europastudien / Estudios Interculturales Europeos an der Universität Regensburg und der Universidad Complutense in Madrid. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Ralf Junkerjürgen.

Schlagwörter: Werbeanalyse; Genderanalyse; Spanien; Franco; Freixenet

Traditionelle Rollenbilder scheinen in der Werbung weiterhin eher die Regel als die Ausnahme zu sein (vgl. Knoll, 2011: 867) und können eine Gesellschaft stark beeinflussen, die permanent von ihr umgeben ist (vgl. Becher, 2007: 9). Einerseits spiegeln TV-Spots die Einstellung einer Gesellschaft gegenüber Genderrollen wider, andererseits beeinflussen sie unbewusst Denken und Haltungen (vgl. resp. Loscertales, 2003: 96; Navarrete 2018). So können die in der Werbung vermittelten stereotypen Rollenbilder normativ wirken, die Identität prägen und bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern perpetuieren (vgl. resp. Europäisches Parlament, 2008; Kellner, 2009: 5).

Im Unterschied zu den USA und anderen Teilen Europas wurden Geschlechterbilder in Spanien erst ab den 1980er Jahren erforscht, also erst im Anschluss an das Ende der Franco-Diktatur (vgl. Grau / Zotos, 2016: 761). Daher ist das Frauenbild in der spanischen Werbung auch heute noch weit weniger erforscht als in anderen Ländern (vgl. Espín López et al., 2004: 205). Während der Diktatur wurde in Bildungsinstitutionen und über die Medien ein national-katholisches Frauenideal vermittelt, welches das Frauenbild in der spanischen Werbung auch über 1975 hinaus geprägt hat.

Eine Analyse der TV-Weihnachtswerbung von Freixenet kann exemplarisch veranschaulichen, wie sich Genderbilder in der Werbung über die vergangenen Jahrzehnte entwickelt haben. Das Fernsehen nimmt historisch bedingt bis heute eine wichtige Stellung in Spanien ein und erreicht weiterhin einen Großteil der Gesellschaft (vgl. Palacio, 2005: 11). Die Werbung des Cava-Herstellers Freixenet bietet sich als Beispiel an, weil sie eine lange Tradition besitzt und auf diese Weise nur in Spanien ausgestrahlt wird (Montiel Alafont, 2010: 97). Das Jahr 1972 stellt hierbei einen wichtigen historischen Einschnitt dar, weil der Marke mit den *Burbujas Freixenet*, der Allegorisierung der Sektbläschen durch weibliche Darstellerinnen ein neues Image gegeben wurde (Abb. 1)¹. Eine wichtige Wegmarke war auch das Jahr 1977, als erstmals Stars in den Werbespots auftraten (vgl. Eguizábal, 2009: 151). Daher soll für die folgende Analyse 1977 als Ausgangspunkt dienen.



Abb. 1: Allegorisierung der Sektbläschen durch leicht bekleidete junge Frauen. Freixenet 2014

¹ Die verwendeten Abbildungen sind eigens angefertigte Screenshots aus den Freixenet-Spots „FS Jahr (mm’ss)“ oder Bilder von der Homepage Freixenets „Freixenet Jahr“.

Werbung in Spanien: historisch-kulturelle Verankerung und Besonderheit der Alkoholwerbung

Für die Werbung in Spanien spielt das Fernsehen als „*reina de la casa*“ (Königin der Wohnung; Montero, 2010: 34) eine zentrale Rolle. Spätestens ab 1970 nahmen Fernseher einen privilegierten Platz in so gut wie jedem spanischen Haushalt ein. Prozentual lag das Wachstum der Anzahl an Fernsehgeräten in Spanien weitaus höher als in anderen Ländern (ebd.: 35). Valls Fernández und Martínez Vicente (2007: 693) kamen bei einer Zusammenfassung verschiedener Statistiken zu dem Schluss, dass Spanierinnen und Spanier seit den 2000ern bis zu fünf Stunden täglich vor dem Fernseher verbringen, wobei 20 % der Zeit Werbung läuft.

Angesichts der großen Rolle, die das Fernsehen in der spanischen Kultur spielt, überrascht es, dass die Frauendarstellung in der spanischen Werbung bisher nur wenig erforscht wurde (Espín López et al., 2006: 77 f). Der erste Forschungsüberblick, in dem auch spanische Texte erwähnt werden, ist von 2010 (Furnham / Paltzer, 2010: 216). Frauen treten dabei in der spanischen Werbung vor allem in Spots für Alkohol und Autos auf (Sánchez Aranda et al., 2002: 62). Manche sehen dies darin begründet, dass sich diese Werbung vor allem an männliche Zuschauer richtet, andere darin, dass Frauen selbst die Hauptzielgruppe der Werbung sind (resp. Peña Marin / Fabretti, 1994: 27; Montero, 2011: 85). Andere Autorinnen und Autoren resümieren, dass sich die Darstellung der Frau in der spanischen Werbung auf den perfekten weiblichen Körper, die Frau als Objekt oder auf das Hausfrauendasein beschränke (resp. Sánchez Aranda et al., 2002: 75; Loscertales Abril / Núñez Domínguez, 2005: 488).

Methodisch lässt sich festhalten, dass bei der Untersuchung des Frauenbildes in der Werbung meist eine Inhaltsanalyse gepaart mit einer quantitativen Komponente gewählt wurde (Sánchez Aranda et al., 2002: 36). Da sich bis jetzt noch keine Studie explizit mit der Entwicklung des Frauenbildes in der spanischen TV-Werbung auseinandergesetzt hat, kann eine Untersuchung der verschiedenen Rollenbilder, welche die *Burbuja Freixenet* in den letzten Jahrzehnten eingenommen hat, zumindest exemplarisch eine Forschungslücke schließen.

Darüber hinaus ist zu bedenken, dass Alkoholwerbung in Spanien eine lange Tradition hat, weil das Produkt eng mit der Kultur verbunden ist (Tortosa Salazar, 2010: 31). Beispiele hierfür sind etwa die Martiniwerbung unter Franco oder der Osborne-Stier, der vom Werbesymbol zum ikonischen und kulturellen Symbol Spaniens wurde (Eguizábal, 2009: 314 f., 223 ff.). Allerdings ist hier zwischen Werbung für bierartige und weinartige Getränke zu unterscheiden, da beide anders beworben werden. Der *Cava* zählt zu den weinartigen Getränken. Diese haben unter den alkoholischen Getränken ei-

nen höheren Status und werden mit Qualität und außergewöhnlichen Orten, Reichtum oder Einfluss verbunden (Finn / Strickland, 1982: 971). Weiterhin werden erotische Konnotationen und Romantik genauso wie Lebensqualität bzw. Spaß und religiöse Symbolik abgerufen (resp. Lampert / Hasebrink, 2002: 136; Finn / Strickland, 1982: 969 ff.).

Das Setting für Alkoholwerbung ist meist *outdoor*, wie etwa in Kneipen oder Restaurants (Lampert / Hasebrink, 2002: 44). Oft wird der Konsum auch von Essen begleitet (vgl. Finn / Strickland 1982: 974). Begründet wird dies durch die Verbindung von „Sekt und Wein mit besonderen Ereignissen, Erfolgserlebnissen oder einem feierlichen Anlass“ (Lampert / Hasebrink, 2002: 141). Dies ist in der Freixenet-Werbung teilweise der Fall, gewöhnlich werden jedoch Bühnen als Setting gewählt. Außerdem wird Sekt meist von Personen beworben, die einen „hohen sozioökonomischen Status repräsentieren“ (ebd.: 145), wie bei den Stars in der Freixenet-Werbung, welche die *Burbujas Freixenet* ergänzen. An diesem Punkt sollte noch hinzugefügt werden, dass Sekt selbst nicht nur mit feierlichen Anlässen verbunden wird, sondern auch ein mythisch überhöhtes, hochgradig erotisches Getränk darstellt. Laut einer These des französischen Kulturwissenschaftlers Gaston Bachelard (1949: 149) wird der Alkohol mit Wasser oder Feuer verbunden. Dementsprechend symbolisiert dieses „*Feuerwasser*“ (Becker, 1992: 16) die Vereinigung der beiden Elemente, ebenso wie diejenige der beiden Geschlechter. Denn Feuer wird in der Symbolik traditionell als männlich und Wasser als weiblich angesehen (Heller, 2004: 56). Daher liegt es nahe, dass Sekt, der einen in eine heitere Stimmung versetzt, ohne betrunken zu machen, mit Erotik verbunden wird, was wiederum die starke Präsenz der Frau in der Sektwerbung erklären würde (Racionero Siles / Olivares García, 2012: 5).

Auch Freixenet ist als katalanischer *Cava*- und Weinhersteller mit langjähriger Tradition tief in der spanischen Kultur verankert. 1861 wurde das Familienunternehmen von Francesc Sala Farrés gegründet und 1914 der erste Schaumwein mit Namen Freixenet produziert. Im Jahre 1967 wurde dann die erste Flasche *Carta Nevada*, dem das Unternehmen seinen Erfolg zu verdanken hat, im Fernsehen beworben (vgl. ebd.). Eben jener ist auch, neben dem *Cordón Negro* und dem *Brut Barroco*, der Protagonist der untersuchten Spots. In Spanien wird Freixenet dabei vor allem als katalanische Firma angesehen und zeigt seine Wurzeln auch in den Spots. Denn der *Cava*-Schaumwein wird im katalanischen Penedès, einer Zone mit mediterranem Klima, hergestellt.

Die Spots erscheinen jedes Jahr in der Vorweihnachtszeit und gelten als „*clásico navideño*“ (Weihnachtsklassiker, Eguizábal, 2009: 148) der spanischen Werbung. Freixenets Marketingstrategie ist demnach stark saisonal und wird immer von einem großen Medienecho begleitet. Spekulationen,

welche Stars die Hauptrolle übernehmen, beginnen meist schon im September, auch wenn die Ausstrahlung der Spots erst Anfang Dezember startet und nach den Feiertagen endet. Durch die Stars sowie angesehene Regisseurinnen und Regisseure, darunter Bigas Luna, Leopoldo Pomés und Iciar Bollaín, sind die Spots außerdem eine kostspielige Investition.

Historisch gewachsenes Frauenbild in Spanien

Das national-katholische Idealbild der Frau unter Franco erfuhren zwar viele heute lebende Spanierinnen und Spanier noch selbst (Ottolenghi, 1981: 4), es spielt allerdings auch für die jüngere Generation eine wichtige Rolle (Carbajo Vázquez, 2003a: 396). Die Aufarbeitung des Bürgerkrieges und des Franquismus fand erst sehr spät statt, da sich der Übergang zur Demokratie sonst als schwierig gestaltet hätte (Bernecker, 2012: 77). Dies bedeutet, dass die franquistischen Ideale nicht sofort in Frage gestellt wurden und somit länger wirkten.

Besonders interessant ist außerdem, dass Erinnerungsorte auch über die Massenmedien entstehen und weitergegeben werden können (Gerhards et al., 2017: 21). So schreiben Peña Marin und Fabretti (1994: 5), dass in der Werbung audiovisuelle und textuelle Mittel im Kontext der spezifischen Werte einer Gesellschaft verwendet werden. Hierdurch gebe sie oft Stereotype wieder, die nicht den aktuellen Tendenzen der Gesellschaft entsprechen, sondern weiterhin im kollektiven Gedächtnis bestünden. Daher untermauern diese Theorien die These, dass das franquistische Frauenbild immer noch in den Köpfen der Spanierinnen und Spanier verhaftet ist.

Mit Ende des Franco-Regimes kam zwar die Demokratie und mit ihr mehr Frauenrechte,² Spanien blieb jedoch wirtschaftlich, politisch und kulturell hinter den anderen Ländern Europas zurück (Gerhards et al., 2017: 118). Durch die Diktatur war die Emanzipation der Frau nicht in gleichem Maße fortgeschritten. So hatte bspw. die 1968er Revolution kaum eine Wirkung (Carbajo Vázquez, 2003b: 499). Erst das Internationale Frauenjahr, das 1975 von den Vereinigten Staaten ausgerufen wurde, führte zu regionalen Frauentagen in verschiedenen Teilen Spaniens (Grau Biosca, 2003: 675). Außerdem stieg die Anzahl der gebildeten und erwerbstätigen Frauen, die aktive Frauengruppen formten und für die Emanzipation kämpften (Carbajo Vázquez, 2003b: 499).

Dennoch ließ sich das über Jahre gesellschaftlich erlernte Frauen- und Männerbild nicht einfach qua Gesetz aus den Köpfen verbannen. Benería

² Die *Ley de Divorcio* von 1981 konstituierte, nach der Gleichheit vor dem Gesetz von Mann und Frau 1978, eine endgültige Gleichbehandlung (vgl. Correa García et al. 2000: 159).

(1977: 56) behauptet sogar, dass Reste der patriarchalen und konservativen Gesetzgebung unter Franco die Erwerbstätigkeit der Frauen in Spanien bis heute beeinträchtigen. Diese Meinung spiegelt sich in der Realität wider: Nur etwas mehr als 40 % der Mütter mit kleinen Kindern arbeiteten 2008 auch außerhalb von zu Hause (McSmith, 2008). Außerdem bestand zwischen 2010 und 2014 immer noch ein geschlechtsspezifisches Lohngefälle von 15 %, und nur 31 % der in Führungspositionen arbeitenden Personen waren weiblich (European Commission, 2017: 20; INE 2016).³

Allgemeine Merkmale der weihnachtlichen Freixenet-Fernsehwerbung

Die Freixenet-Spots selbst können als „testigos de excepción“ („herausragende Zeitzeugen“; Carlos León, 2012) und Teil der spanischen Kultur angesehen werden. Besonders ist hierbei, dass sie sich an die ganze spanische Bevölkerung und somit eine sehr breite Zielgruppe richten. Heute werden die Spots mit Sinnlichkeit, sozialem und sexuellem Erfolg sowie der Zugehörigkeit zu einer Gruppe verbunden (March Cerdá et al. 2014: 68). Das wichtigste Markenimage in Spanien ist dabei die Vermittlung von Glamour (Montiel Alafont, 2010: 97).

Der Freixenet-Spot erzählt stets eine Geschichte von zwei bis sieben Minuten Länge, in welcher der *Cava* als Requisite vorkommt. Hierbei werden immer wieder Gläser beim Anstoßen gezeigt und eine Farbgestaltung gewählt, die an den hellgoldenen *Carta Nevada* erinnert. Es handelt sich daher um eine *story* mit sogenannten *pack shots* des Produkts (Schweiger / Schrattenecker, 2001: 210). Inhaltlich kann die Geschichte etwa der Bühnenauftritt eines Stars oder auch ein Märchen sein (FS 1977, 2003). Um das glamouröse Markenimage visuell zu vermitteln, sind weiterhin Musik und Tanz zentrale Charakteristika der Spots. Auch Sport ist ein wichtiger Bestandteil (FS 2008/09; 2015/16), wobei dieser immer grazil und anmutig ist, was wiederum als weiblich interpretiert wird (Vennemann / Holtz-Bacha, 2011: 93). Durch ihre aufwendige Produktion sowie ihre Länge nähern sich die Spots Musicals an und heben sich deutlich von konventioneller Werbung ab (resp. Palencia-Lefler, 2012; Montañés Garcia, 2015: 49).

3 Dies ist jedoch im EU-Vergleich (33% Frauen) kein schlechter Wert (vgl. INE 2016).

Merkmale der *Burbujas Freixenet*

Schon 1941 hatte Pedro Ferrer die helle, transparente Flasche für den *Carta Nevada* erfunden, um ein Differenzierungsmerkmal zu den üblichen grünen *Cava*-Flaschen herzustellen (Bonet Ferrer, 2017: 183). Damals gehörte das Produkt noch zu den gehobenen Freixenets und war bis 1967 weniger bekannt (Calzón, 2001: 96). Dann wurde es mit gesenktem Preis als Neuheit auf dem Markt präsentiert und die *Burbujas* eingeführt. Laut Campo Vidal (2010: 0'09–0'29, 8'24–8'45) wurden sie von Leopoldo Pomés und José Ferrer gemeinsam erfunden und gaben die Stimmung eines Landes wieder, das endlich in Freiheit leben und modern sein wollte.

Das wohl wichtigste Merkmal der *Burbujas* ist ihr Sexappeal: In den Spots werden sie zum „reclamo erótico“ (erotischen Blickfang, Racionero Siles / Olivares García, 2012: 7). Verschiedene Stimuli, wie das Äußere, die Bewegung und der Kontext (Reichert / Ramirez, 2000: 269) bewirken gemeinsam mit dem ‚männlichen‘ Kamerablick die Sexualisierung in den Freixenet-Spots. Auch wenn sich Verhalten und Musik in den einzelnen Rollen unterscheiden, soll zunächst auf allgemeine Tendenzen bezüglich des Äußeren und der Kleidung sowie auf die Kameraführung eingegangen werden.

Aussehen

Schönheit wird als wichtiger Schlüssel zum sozialen, persönlichen und professionellen Erfolg von Frauen angesehen (Espín López et al. 2006: 86). Betrachtet man die *Burbujas*, so sind diese immer schlank und grazil. Selbst 2013, als auch die *Burbujas* der Vorjahre bei „100 Jahre Freixenet“ mitwirken, werden bis auf wenige Szenen, in denen etwa eine schwangere und wenige ältere Frauen auftreten, nur junge, schlanke *Burbujas* gezeigt. Dies überrascht umso mehr, da Freixenet auf der eigenen Homepage von „mujeres de todas las edades“ (Freixenet, 2013) spricht und präzisiert, dass es sich um *Burbujas* zwischen 18 und 78 Jahren handle. Die Erklärung, dieses Mal sei sogar eine Wissenschaftlerin dabei, die sich mit 16 Jahren schon einmal als *Burbuja* beworben habe, aber aufgrund der für eine Balletttänzerin unpassenden Körpermaße nicht genommen worden sei (Efe, 2013), offenbart die Wertvorstellungen, die den Spots zugrunde liegen.

Auch die meist tanzende Darstellung der *Burbujas* legt den Fokus auf ihre langen, schlanken Beine. Ein Beispiel hierfür ist, dass diese in einer weiten Kameraeinstellung auf dem Bühnenboden gespiegelt werden und so nur eine große Anzahl Beine erahnen lassen (FS 1980). Weiterhin werden 2009 die Beine extra unter Wasser beleuchtet und 2000 sogar gespreizte Beine in einer nahen Kameraeinstellung gezeigt. Die Beine als fetischisiertes erotisches Körperteil der Frau charakterisieren die *Burbujas*, Frauen erscheinen dabei

als eine „collection of body parts“ (Goldman, 2000: 121) bzw. mit einem fragmentierten Körper (Eguizábal, 2009: 429).

Kleidung

Die *Burbujas* tragen immer enge, goldene Bodys oder Bikinis, die ihren ganzen Körper erkennen und sie durch die hautähnliche Farbe fast nackt wirken lassen. Kombiniert mit hohen Schuhen werden die Beine zudem optisch verlängert und der Gang schwingender. Oft werden Treppen benutzt, um die Beine noch anmutiger in Bewegung darstellen zu können. 1981 tragen die *Burbujas* sogar durchsichtige Regencapes bei „Singing in the rain“, unter denen ihre *grazilen* Körper zu erkennen sind (FS 1981). Laut Romaine (1999: 256) werden Produkte, deren Kauf nicht materiell notwendig ist, gerne symbolisch aufgeladen, um die potenziellen Käuferinnen und Käufer zu überzeugen. Außerdem wird die goldene Kleidung mit dem weiblichen Motiv des Mondes verbunden, der in der Freixenet-Werbung immer wieder vorkommt.

Der männliche Kamerablick

Darüber hinaus nimmt die Kamera oft einen männlichen, anerkennenden Blick ein. Es handelt sich dabei um eine subjektive Kamera, die den *point of view* des maskulinen Betrachters repräsentiert (Grimm, 1996: 54). Nach Mulvey (1975: 11) werden Männlichkeit und Weiblichkeit traditionell als aktiv vs. passiv charakterisiert. So wird in vielen Freixenet-Spots nur die männliche Schussperspektive, aber nicht die weibliche Gegenschussperspektive eingenommen (vgl. FS 1992, 2001). Die männliche Perspektive in den Freixenet-Spots mag auch darin begründet liegen, dass außer Iciar Bollaín, die 2013 Regie führte, alle anderen Regisseure der 41 untersuchten Spots männlich waren. Allerdings wurde auch in ihrem Spot nicht auf die Darstellung von Körperteilen in Großaufnahme verzichtet: Einmal ist die Kamera auf Höhe der Treppenstufen angebracht und filmt Füße, Beine und Gesäße der Vorbeigehenden von unten (vgl. FS 2013). Dies ist besonders kurios, da sie behauptet, sie habe die *Burbujas* nach ihrer Persönlichkeit und nicht nach ihrem Äußeren ausgewählt (vgl. anonym 2013). Man könnte annehmen, dass Frauen den ‚männlichen‘ Kamerablick schon so sehr gewöhnt sind, dass sie ihn unbewusst übernehmen oder dass die Firma in dieser Hinsicht Vorgaben machte.

Da Freixenet eine breite Zielgruppe bedient, kann es bei der Sexualisierung nicht nur darum gehen, eine vorwiegend männliche Klientel anzusprechen. Wahrscheinlicher ist, dass die Werbung über den weiblichen Körper

Aufmerksamkeit generieren möchte und den Produktkäuferinnen und -käufern unter anderem sexuellen Erfolg signalisiert (Romaine, 1999: 263).⁴

Rollen und Typen der *Burbujas Freixenet*

Die glamouröse Frau als Vermittlerin des Markenimages

Die glamourösen *Burbujas* als Markenzeichen und Symbol für die Sektbläschen des *Carta Nevada* verkörpern das intendierte Rollenbild Freixenets (Montiel Alafont, 2010: 97). Die Bläschen bilden dabei eine zum „rey de los vinos“ („König der Weine“) passende Schaumkrone und sind das, was den *Cava* einzigartig macht (Bonet Ferrer, 2017: 184). So wurden die *Burbujas* im goldenen Badeanzug und mit goldener Kappe oder Perücke zunächst erfunden, um alles Wichtige rund um das Getränk zu erklären (ebd.). Diese pädagogische Funktion üben sie in Ansätzen auch heute noch aus, wenn sie die Erzählfunktion innehaben (FS 1998).

Zentrale Merkmale der *Burbujas* sind Glamour und Eleganz (Rütten, 2007: 20). So beschreibt Calzón (2001: 98) den „glamour de una *burbuja* que se bañaba en una copa [...] de Carta Nevada“ aus dem Jahre 1967. Ab 1972 wurden dann mehrere *Burbujas* gezeigt, die attraktiv waren und Sexappeal hatten (Bonet Ferrer, 2017: 186). Erst durch die Lockerung der Zensur innerhalb der Diktatur unter Franco war es möglich, der *Burbuja* dieses sexuell konnotierte Image zu verleihen. Glamour und Eleganz sind jedoch über die Jahre hinweg als wichtige Eigenschaften erhalten geblieben, denn auch 2013 treten die 130 *Burbujas* im Teatro del Liceu auf, das eben jene Eigenschaften verkörpert (Rubio, 2013).

Die Auftritte der *Burbujas* erscheinen als „dorado show“ („goldene Show“, FS 1983), deren in Gold gehaltene Farbgestaltung einen wichtigen Anteil an der Vermittlung des glamourösen Images hat. Abgesehen von der goldenen Kleidung, sind beispielsweise die Treppen, Regenschirme oder Wände innerhalb eines Spots golden. Außerdem verweist die Farbe auf den Farbton des *Carta Nevada*: Die *Burbujas* und der *Cava* beziehungsweise der Freixenet-Schriftzug werden in den Spots in exakt demselben Farbton gezeigt.

Gold eröffnet ein breites Spektrum an Assoziationen. Als „edelstes der Metalle“ (Becker, 1992: 104) und „Farbe des Reichtums“ (Heller, 2004: 183) wird es mit königlicher Repräsentationskultur assoziiert und spielt als Farbe mit der Metaphorik der Schaumkrone des *Cava*. Dies trägt wiederum zum

⁴ Hierbei beschränken sich die vorweihnachtlichen Spots, die hauptsächlich den *Carta Nevada* bewerben, auf ein ansprechendes Äußeres, knappe Kleidung und sinnliche Tänze. In den Spotteilen, in denen es zusätzlich um den *Cordón Negro* geht, wird viel mit Erotik gearbeitet (vgl. FS 2001).

hochwertigen Image des Getränks bei. Gold ist weiterhin die Farbe von Weihnachtsdekorationen und bestimmt damit auch die festliche Stimmung, die mit Freixenet assoziiert werden soll. Darüber hinaus wird die Farbe Gold oft mit der Sonne und dem Feuer verbunden (ebd.: 187), was wiederum mit der genannten Assoziierung Bachelards von Alkohol und Feuer einhergeht.

Die *Burbujas* führen grazile und anmutige Tanzbewegungen auf, die das glamouröse Image motorisch-sinnlich unterstützen (de Arantzibia, 2011). Oft wird der Tanz noch mit der Symbolik des Wassers verbunden. Dies ist laut Becker (1992: 323) ein Symbol für die Weiblichkeit, das mit Fruchtbarkeit, dem Leben, aber auch dem Mond, der ebenso ein rekurrentes Motiv darstellt, verbunden wird. Als Beispiele für diese Verbindung mit Wasser können drei Spots dienen: das Unterwasser-Setting im Spot von 1996 sowie das spanische Team der Synchronschwimmerinnen, die in den Spots von 2015 und 2016 zu *Burbujas* werden (FS 1996, 2015/16).

Der mädchenhaft-frivole Engel

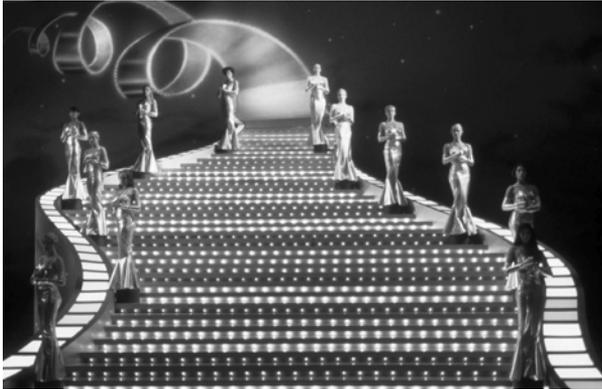


Abb. 2: Engelhafte Ikonen (FS 1994)

Die Farbe Gold kann auch in Bezug zu etwas Himmlischem oder Heiligem gesetzt werden und steht für die „Kennfarbe des Göttlichen“ (Heller, 2004: 187). Sie lässt die *Burbujas* als „iconos angélicos“ (engelhafte Ikonen, Eguizábal, 2009: 149) erscheinen, die zusammen mit dem *Cava* oft in einer Art übernatürlichem Licht zu sehen sind. Dieser himmlische Schimmer wird besonders deutlich, als 1984 der ganze Weinkeller voller *Cava*-Flaschen hellgolden erleuchtet wird. Auch 2000 werden die *Burbujas* von hellen Strahlen wie von einem Heiligenschein umgeben. 1980 sitzen sie in den Sternen und begrüßen die spanische Schauspielerin Bárbara Rey in der Himmelskutsche, 1994 stehen sie auf langen Treppen, die aus dem Nichts beziehungsweise dem golden strahlenden Himmel zu kommen scheinen (Abb. 2) und 1998

fallen sie gleich direkt vom Himmel. Hierzu passt, dass sie über magische Eigenschaften verfügen und diverse Stars von einem andersfarbigen Kleid in ein goldenes zaubern (stellv. FS 1990). Außerdem retten sie die Schauspielerin Paz Vega 2003 im Märchenpot vor den „bösen Männern“ und machen sie zu einer Prinzessin (FS 2003). Hier erinnern sie zugleich an Feen.

Die Bezüge zu etwas Himmlischem werden durch „typisch mädchenhaftes“ Verhalten begleitet. Solches zeigt sich laut Mühlen Achs (1995: 24) vor allem durch Zeichen weiblicher „Unterlegenheit“, wie etwa „lächeln statt starren, trippeln statt schreiten“. Auch Wex (1979: 155) charakterisiert hohe Absätze und kleine Schritte als typisch weiblich. Die *Burbujas* bewegen sich in Trippelschritten auf hohen Schuhen, schlackern dabei mit den Armen, lächeln und kichern: 1997 hört man nur letzteres, 1992 kreischen alle im Chor, als Sharon Stone aus Versehen die Tür zu ihrer Umkleide öffnet, und 1978/79 laufen sie grundlos und hektisch auf hohen Schuhen herum. Dieses Wuseln wird durch Tonleitern und flotte Musik unterstrichen. Außerdem kreischen sie oft zu Anfang der Spots „Freixenet presenta“ oder innerhalb der Spots „Carta Nevada“ (vgl. FS 1981, 1980).

Passend zur himmlischen Konnotation geht die Mädchenhaftigkeit mit einer gewissen Unschuld einher. Im Spot von 1996 sitzt der Schauspieler Anthony Quinn beispielsweise mit seinem Sohn in einem Boot und angelt. Es beißen jedoch keine Fische an, sondern sirenenartige *Burbujas*, die am Ende wie kleine Mädchen bei beiden Männern auf dem Schoß sitzen (Freixenet, 1996). Dieses scheinbar mädchenhaft-unschuldige Verhalten hat eindeutig auch erotische Konnotationen und entspricht der Tendenz der Werbung zu mehrdeutigen Aussagen (Correa García et al., 2000: 152). Unterstützt werden diese ‚Sirenen‘ außerdem durch den für sie typischen, hohen und betörenden Gesang. Dies stellt sie in eine Linie mit den mythologischen Sirenen als Verkörperungen der Verführung.

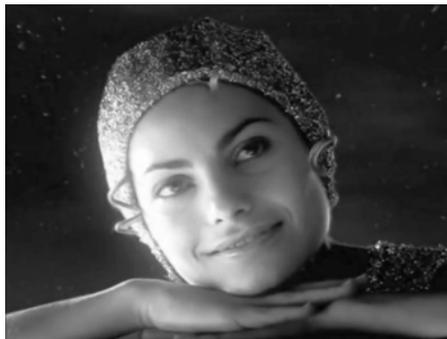


Abb. 3: Schräge Kopfstellung als Pose weiblicher Unterlegenheit (FS 2000)

Weibliche Unterlegenheit kommt deutlich in einem Spot mit dem Dirigenten Lorin Maazel zu Ausdruck, als eine *Burbuja* den Maestro bittet, etwas für sie zu spielen und dabei ihren Kopf schieflegt (Abb. 3), eine Geste, welche die *ritualization of subordination* signalisiert (Goffman, 1979: 47). Die *Burbujas* sehen Maazel dann bewundernd zu und umgeben ihn schließlich, so dass er wie ein Patriarch aus einer Schar von *Burbujas* heraussticht, die er im doppelten Sinne ‚dirigiert‘ (Abb. 4).



Abb. 4: Männer dirigieren, hier Lorin Maazel (FS 2000)

Insgesamt erscheinen die *Burbujas* als „ángeles [...] deliciosamente frívolas y sexis“ (‚wunderbar unkomplizierte sexy Engel‘, Eguizábal, 2009: 150) und stellen eine Mischform dar, die zeigt, dass von Frauen zugleich engelhaftes Unschuld und Sexiness verlangt werden.

Die *Burbujas* als Allegorie des nationalen Zusammenhalts

Im Spot von 2000, der ein neues Millennium einleitet, treten 17 *Burbujas* auf, die jeweils für eine autonome Region Spaniens stehen und diese namentlich benennen (FS 2000). Freixenet selbst rühmt sich auf der Internetseite mit ihnen: „Diecisiete ‚Burbujas Freixenet‘ elegidas por toda España, representando a cada comunidad autónoma, brillan en un derroche de calidez“⁵ (Freixenet, 2000). In der Presse wurde gerätselt, ob es sich um eine versteckte Aufforderung zur nationalen Einheit handle (Suárez, 2015), die bis heute unter dem Druck regionaler Identitäten steht. Zugleich stammt der Freixenet-*Cava* aus Katalonien, das seit jeher eine Sonderstellung in Spanien einnimmt und eher nach Frankreich orientiert ist (Martin, 1990: 7).

⁵ ‚Siebzehn *Burbujas* Freixenet aus ganz Spanien, welche die autonomen Regionen repräsentieren, strahlen in einem außergewöhnlichen Licht.‘

Auch über die *Burbujas* hinaus sind innerhalb der Spots Bezüge zu ganz Spanien und Katalonien vorhanden. So sind 1978/79 katalanische Schwimmerinnen Protagonistinnen der Spots, 1995 ist der Parque Güell in Barcelona der Drehort, und Michelle Jenner, die als Star auftritt, ist Katalanin (Freixenet, 1995, 2017). Ebenso gibt es katalanische Versionen der Spots, in denen die Stars in dieser Sprache ein frohes Fest wünschen (Mars, 2006). Weiterhin wünschen sich die Zuschauenden ab 1994 mehr Stars aus dem eigenen Land (Calzón, 2001: 100) und diese selbst identifizieren sich so sehr mit dem Spot, dass sie sich wünschen, darin vorkommen zu dürfen (Campo Vidal, 2010: 1'54–2'02).

Auch fällt auf, dass die Spanierin Montserrat Caballé der einzige Star ist, der nicht dem gängigen Schönheitsideal entspricht (FS 1999). Ebenso werden jedoch die jungen Künstlerinnen und Künstler, die in diesem Spot auftreten, nicht sexualisiert, sondern ihr Talent in den Vordergrund gestellt (FS 1999, Freixenet, 1999). Darüber hinaus ist beispielsweise in einer Szene ein Mond zu sehen, der durch eine Wolke in der Mitte zerschnitten wird, eine Anspielung auf Salvador Dalís und Luis Buñuels surrealistischen Film *Un chien andalou*, der als ein gesamtspanischer Erinnerungsort der Demokratie angesehen werden kann (FS 1999).

Weiterhin gibt der Spot von 2011 mit der Flamencotänzerin Sara Baras und José Carlos Martínez von der Compañía Nacional de Danza einem spanischen Paar die Protagonistenrolle (Freixenet, 2011). Außerdem wurde der Spot von 2014, ebenso mit zwei spanischen Stars, genau zu dem Zeitpunkt veröffentlicht, als der katalanische Präsident ankündigte, bis 2016 die Unabhängigkeit Kataloniens erreicht zu haben (Rubio, 2014). Zuletzt gab der Online-Trinkspruch-Wettbewerb von 2012, bei dem Spanierinnen und Spanier ihren eigenen Trinkspruch einsenden konnten, den Spaniern die Möglichkeit, selbst in einem Freixenet-Spot aufzutreten, wodurch die nationale Solidarität gestärkt wurde (vgl. FS 2012; Suárez, 2015).

Diese Beobachtungen führen zu der These, dass die *Burbujas* als Allegorie für den nationalen Zusammenhalt stehen. Solche Allegorien basieren oft auf weiblichen Figuren wie der Jungfrau Maria oder der Himmelskönigin (Babel, 2015), was wiederum zur engelhaften Rolle der *Burbujas* passt. Auch erfüllen die *Burbujas* viele spanische Stereotype: Sie sind fröhlich, freundlich und feiern gerne (Moix, 2011: 57). Die *Burbujas* scheinen damit zu sagen, dass Spanien so viele Gesichter wie Regionen hat, die aber dennoch zusammengehören. Der Präsident Freixenets, José Luis Bonet, erläuterte wiederholt seine Unzufriedenheit über den Abspaltungsplan der katalanischen Regierung (Rubio, 2014). Angemerkt sei jedoch, dass die Darstellung der *Burbujas* als Nationalallegorie wahrscheinlich auch der Absatzsteigerung dient, denn die Verbindung eines Produkts mit den Charakteristika eines Landes führt zur positiveren Wahrnehmung einer Marke (Bilkey / Nes, 1982: 89).

Die erfolgreiche Powerfrau

In den letzten Jahren ist ein neuer Frauentyp in den Spots aufgetaucht. Nachdem 2007 mit der Hommage an Hitchcock ein untypischer Spot gezeigt wurde, ergaben Marktumfragen, dass sich die spanischen Zuschauerinnen und Zuschauer die *Burbujas* zurückwünschten (Bonet Ferrer, 2017: 188). 2008 wurden sie dann zum ersten Mal als erfolgreiche Powerfrauen gezeigt. Zumal Gold auch als „Farbe des Ruhms“ (Heller, 2004: 193) angesehen werden kann, den die erfolgreichen Athletinnen repräsentieren, die sie in den folgenden Jahren verkörperten: In den Spots von 2008 und 2009 traten keine Hollywoodstars, sondern das spanische Team der Synchronschwimmerinnen auf. Dadurch erhielten die *Burbujas* eine größere Bedeutung als je zuvor (Suárez, 2015). Im Spot bewegen sich die Schwimmerinnen kraftvoll zu lauter Trommelmusik und zeigen dabei ihr sportliches Können. Auch hier fehlen natürlich nicht die engen goldenen Badeanzüge, die weibliche Symbolik des Wassers und der männliche Endkommentar. Allerdings haben die Schwimmerinnen nicht mehr wie vorher die gleichen goldenen Kappen auf und besitzen somit etwas mehr Individualität. Zugleich wurde das mädchenhafte Verhalten reduziert, denn die *Burbujas* erscheinen als funktionierendes Team, statt sich um einen Star zu gruppieren (FS 2008/09).

Noch deutlicher wird dies 2015 und 2016 mit den rhythmischen Sportgymnastinnen als *Burbujas*. „Brillar“ (‘glänzen’), der Titel des Spots, bezieht sich doppeldeutig auf die sportliche Leistung und den *Cava*. Dazu erklingt „I’ll do it all“, ein eigens komponiertes Lied mit der erfolgsversprechenden und selbstbewussten Zeile „No one can do it better“, die im Laufe des Spots wiederholt wird. Das Lied wird von einer starken Frauenstimme gesungen, während die Gymnastinnen ihr Können zeigen. Auch tragen die Tänzerinnen in diesem Spot keine Kopfbedeckung, sondern einen Zopf, wie es für die Sportart typisch ist. Auch die Macht über den Kommentar geht auf sie über: Wurde er 2015, bevor sie bei der Olympiade gewonnen hatten, noch von einer männlichen Stimme gesprochen, durften sie dies 2016 selbst übernehmen. Abgesehen davon wurde der Spot 2016 nicht verändert.

Die jüngeren Spots betonen neue Werte. Sie erzählen von Erfolg, der auf einer Kombination aus Arbeit, Anstrengung und Talent basiert (Garrido, 2009). Das Bild der erfolgreichen Frau wie das des erfolgreichen Mannes zeichnet sich durch Wettbewerbsfähigkeit aus (Eguizábal, 2009: 420), was Sportlerinnen bestens symbolisieren können. Für Pedro Bonet nehmen die *Burbujas* von 2016 es sogar mit allen auf, „con un cuchillo entre los dientes“ (‘mit einem Messer zwischen den Zähnen’, anonym 2015). Die zeitgenössischen *Burbujas* sind weit entfernt von den einstigen mädchenhaften Engeln, die männliche Stars anhimmelten.

Vom Engel zur Powerfrau

„Nos inventaron [...] para acompañar el despegue de un país, los sueños de las nuevas generaciones“⁶ (Campo Vidal, 2010), erzählen die *Burbujas* in der Dokumentation über die Freixenet-Werbung. Seit Jahrzehnten begleiten sie die spanischen Zuschauerinnen und Zuschauer und haben dabei eine auffällige Entwicklung durchlaufen, bei der sie immer individueller wurden.

Bei ihrer Einführung in den 1970er Jahren waren sie zwar sexy aber anonym als Gruppe tanzender Frauen im goldenen Anzug mit gleicher Perücke. Die Anonymität wurde dadurch verstärkt, dass sie oft nur schemenhaft im Gegenlicht zu erkennen sind (vgl. FS 1998).

Individualität wurde nur den Stars zugestanden, die nach Bonet Ferrer (2017: 186) zunächst als „*burbuja reina*“ („Königin-*Burbuja*“) auftraten. In diesen Spots bildeten die *Burbujas* einen anregenden Hintergrund und passen sich beispielsweise über ihre Perücken an die entsprechenden Stars an (vgl. FS 1982). Auch pädagogische Funktionen übernehmen sie kaum, denn wirklich wichtige Aufgaben, wie die Erläuterung des *Cava*-Herstellungsverfahrens, werden von männlichen Experten übernommen (FS 2002). Als mädchenhaft-frivoler Engel bewerben sie daher den Freixenet-*Cava*. Dies wird vor allem bei den Endposen deutlich, in denen die *Burbujas* sich oft um die Stars herumstellen und diese zieren. Diese Pose ist zwar bis heute erhalten geblieben, hat jedoch ihre bewundernde Attitüde verloren und ist deutlich selbstbewusster geworden, allein schon deshalb, weil sie die Pose alleine einnehmen (Abb. 5).



Abb. 5: *Es geht auch ohne Mann* (Freixenet 2008)

⁶ „Wir wurden erfunden [...], um den Neuanfang eines Landes – die Träume der neuen Generationen – zu begleiten.“

1991 wird zum ersten Mal eine *Burbuja* in einer halbnahe oder nahe Einstellungsgröße gezeigt, allerdings nur, um zu verdeutlichen, dass es sich um einen vorher gezeigten Star handelt, der in eine *Burbuja* verwandelt wurde (FS 1991). Wenn man bedenkt, dass die *Burbujas* zunächst anonym waren, dann stellen Stars als *Burbujas* eine hohe Aufwertung der Figur dar (Quilez, 2004). 1998 fungieren die *Burbujas* zum ersten Mal als Erzählerinnen und werden im Zuge dessen auch ebenso in halbnahe bis nahe Einstellungen gezeigt.

Mehr Persönlichkeit erhalten sie allerdings erst 2000, als die 17 *Burbujas* ihre spanischen Heimatregionen nennen. Über die Nahaufnahme sind ihre Gesichter zu erkennen, was ihnen Individualität verleiht. Jedoch dauerte es noch bis zur nächsten Dekade, bis ihre Uniformierung partiell aufgegeben wurde und sie nicht mehr alle die gleiche Perücke oder Kappe tragen mussten. 2012 nimmt die Erzählerin ihre Kappe ab, während sie mit dem Publikum spricht und erläutert, dass der diesjährige Trinkspruch vom spanischen Volk komme (FS 2012). Der Spot von 2013 wiederum dreht sich um „100 Jahre Freixenet“ mit vielen historischen *Burbujas*, die ihre Haare von Anfang an geschlossen oder offen tragen. Ab 2013 sind dann meistens die Haare der *Burbujas* zu sehen (FS 2013, 2015/2016).

Der Bedeutungszuwachs der *Burbujas* zeigt sich auch darin, dass sie seit 2008 immer wieder zu den Hauptfiguren der Spots wurden (FS 2008/09, 2015/16). Durch die neuen Werte und den Blick nach vorne, den die erfolgreichen Powerfrauen mit sich bringen, tritt das glamourös-erotische Image in den Hintergrund. Auch wenn die *Burbujas* grundsätzlich weiterhin sexualisiert werden (Abb. 6), entspricht diese Entwicklung der Beobachtung, dass Frauen nach 2001 nicht mehr nur aus rein ästhetischen Gründen inszeniert werden (Sánchez Aranda et al., 2002: 92).



Abb. 6: Und dennoch bleiben sie sexy (FS 2014)

Fazit: Starke Frauen im Trend

Insgesamt lässt sich somit eine Verschiebung in den verschiedenen Rollenbildern ausmachen. In den 1970er und 1980er Jahren herrschte das Bild des mädchenhaft-frivolen Engels vor, der wohl noch unter dem Einfluss des national-katholischen Frauenbilds stand. Selbst in den 1990er Jahren wurde bei der Analyse spanischer Spots noch ein hoher Anteil religiöser Bezüge festgestellt, da diese weiterhin zu den nationalen Werten zählen (Montero, 2010: 55). Ergo spielte die kollektive Erinnerung wohl bis hierhin eine Rolle. Später wurde das historische Erbe der Franco-Zeit akzeptiert und ein moralischer Pragmatismus eingeläutet (Montiel Alafont, 2010: 394 ff.). So bleiben die Vermittlung des Markenimages und die Nationalallegorie zeitlos wichtig, die Gestalt der *Burbuja* wird jedoch immer individueller und machtvoller, bis hin zur dargestellten ‚erfolgreichen Powerfrau‘, die 2008 auftaucht und einen neuen Frauentypus darstellt, der selbstbewusst und -bestimmt handelt (Sánchez Aranda et al., 2002: 97).

Auch wenn die Entwicklung der Rollenbilder einen gewissen Fortschritt und eine Distanzierung vom national-katholischen Frauenbild zeigt, darf nicht übersehen werden, wie eingeschränkt die Frauendarstellung in den Spots ist: Wie in den meisten Werbefilmen werden fast ausschließlich junge, schöne Frauen gezeigt und sexualisiert. Bei dem Rollenbild ‚mädchenhaft-frivoler Engel‘ wird außerdem Widersprüchliches von ihnen verlangt: Sie sollen gleichzeitig schlank und weiblich, sexy und unschuldig, Maria und Eva sein. Auch wenn dieses Bild in den letzten Jahren in den Freixenet-Spots rückläufig ist, bleibt es in vielen anderen Bereichen sehr vital.

Das traditionelle Rollenklischee gerät jedoch auch in der Werbebranche mehr und mehr unter Druck. So stellte die Marke Dove 2018 gängige Schönheitsideale in Frage, indem sie ein ‚blindes‘ Casting veranstaltete, um die Modelle nicht mehr nach dem Äußeren, sondern nach bewegenden Lebensgeschichten auszuwählen (vgl. Theobald 2018). Den Werbetreibenden selbst geht es natürlich auch darum, Spots zu produzieren, die einen Großteil der Gesellschaft ansprechen. Angesichts der *#metoo*-Bewegung und weiteren Initiativen ist „der Suchbegriff ‚weibliches Empowerment‘ 2017 weltweit um 722 Prozent gestiegen“ (Unckrich 2018). Auch wenn offen bleibt, ob Unternehmen wirklich hinter dem Gedanken des *Empowerment* stehen oder dies nur zu Marketingzwecken nutzen, indem sie einem Trend folgen, darf man von einem positiven Einfluss auf das Selbstbild junger Menschen ausgehen.

In Spanien liegt die Überwachung und Analyse sexistischer Werbung vor allem bei Fraueninstituten (vgl. Martín Barranco 2014). Das Thema ist derzeit brandaktuell: Ana Botín (2018), Präsidentin der Santander Bank, löste kürzlich mit ihrem klaren Bekenntnis zum Feminismus eine öffentliche Dis-

kussion und Kontroverse aus. Bisher ist das moderne Frauenbild noch keineswegs in der Mitte der spanischen Gesellschaft angelangt. Das könnte auch ein Grund dafür sein, dass die Freixenet-Spots mit den ‚empowerten‘ *Burbujas* nicht mehr so gut ankommen wie diejenigen der 1990er Jahre mit den traditionellen Rollenbildern (vgl. anonym 2017a, 2017b).

Zwar liefert eine solche exemplarische Analyse nur einen begrenzten Ausschnitt der spanischen Werbewelt und erlaubt es nicht, weitreichende Schlüsse daraus zu ziehen. Dennoch zeigt sie, wie wichtig Aufklärung über Genderstereotype in der Werbung für ein egalitäres Zusammenleben ist. Denn Werbung kann „ein Instrument im Kampf gegen Rassismus, Sexismus und Diskriminierung“ (Ausschuss Rechte / Gleichstellung 1997) sein.

Quellenverzeichnis

- Freixenet-Spot 1977: „Freixenet 1977 L Minelli“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=IOUtiqaSP4k>.
- Freixenet-Spot 1980: „Anuncio: Freixenet – Publicidad (1980). Especial Navidad“, in: *YouTube* / https://www.youtube.com/watch?v=bZwke_gpbxv4&t=7s.
- Freixenet-Spot 1981: „Freixenet 1981 Gene Kelly“, in: *YouTube* <https://www.youtube.com/watch?v=9ZRxIxUonMw>.
- Ann Margret: „Freixenet 1982 Ann Margret“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=fsGykgkAjyQ>.
- Norma Duval: „Freixenet 1982 Norma Duval“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=BgD6QR7HRRl>.
- Cheryl Ladd: „Freixenet 1982 Cheryl Ladd“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=3jLs0Dmk-OI>.
- Freixenet-Spot 1983: „Freixenet 1983 Shirley McLaine y Miguel Bosé“, in: *YouTube* / https://www.youtube.com/watch?v=ECCR5CiY_2os.
- Freixenet-Spot 1990: „Freixenet 1990 Christopher Reeve e Inés Sastre“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=k3sSRFZCxBU&t=1s>.
- Freixenet-Spot 1991: „Freixenet – Publicidad (1991)“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=qmBbO3NQkCs>.
- Freixenet-Spot 1992: „Freixenet 1992 Sharon Stone y Antonio Banderas“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=Zj0yYpmmLk&t=3s>.
- Freixenet-Spot 1994: „Freixenet 1994 Troupe Belle Epoque“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=rTiBLahymyE>.
- Freixenet-Spot 1996: „Freixenet 1996 Anthony Quinn“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=nUAo8JkQ7dQ>.
- Freixenet-Spot 1997: „Freixenet 1997 Meg Ryan“, in: *YouTube* / https://www.youtube.com/watch?v=_P5sVEAKriY.
- Freixenet-Spot 1998: „Anuncio Freixenet (1998) Con Laura Ponte, Ainhoa Arteta, Alejandro Sanz y Maribel Verdú“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=9i8EpeaPKLM>.
- Freixenet-Spot 1999: „Freixenet 1999 Montserrat Caballé y artistas 2000“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=Ob9Itp4Qs0o>.
- Freixenet-Spot 2000: „Freixenet 2000 Lorin Maazel“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=UX2|nlqLsQs>.
- Freixenet-Spot 2001: „Freixenet 2001 Penélope Cruz“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=dQVv0Nbk6ODs>.
- Freixenet-Spot 2002: „Freixenet 2002 Pilar López de Ayala“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=mpbICbOOvOg>.
- Freixenet-Spot 2003: „Freixenet 2003 Paz Vega“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=EJyYY6IGbGA>.

- Freixenet-Spot 2008: „Anuncio Freixenet 2008–2009 (Natación sincronizada)“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=AkFMaZn2VJc>.
- Freixenet-Spot 2009: „Anuncio Freixenet 2008–2009 (Natación sincronizada)“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=AkFMaZn2VJc>.
- Freixenet-Spot 2012: „Anuncio Freixenet 2012 – 90““, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=g3Ok2dmEgFU>.
- Freixenet-Spot 2013: „Anuncio Freixenet 2013“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=rXb1iWvXbDw>.
- Freixenet-Spot 2014: „Closer Tonight – David Bisbal y María Valverde – Anuncio Freixenet 2014“, in: *YouTube* / https://www.youtube.com/watch?v=0Bvg61_q5JE.
- Freixenet-Spot 2015: „Brillar – Anuncio Freixenet 2015“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=NLO0f4sGWtw>.
- Freixenet-Spot 2016: „Anuncio Freixenet Navidad 2016“, in: *YouTube* / <https://www.youtube.com/watch?v=CITi2u84OIY>.

Literaturverzeichnis

- Anonymous (2013): „66 Burbujas "históricas" en el anuncio navideño de Freixenet“, in: http://vertelev.tele.eldiario.es/vertelev/actualidad/Burbujas-historicas-anuncio-navideno-Freixenet_0_1525947402.html.
- Anonymous (2015): „El equipo español de gimnasia rítmica se viste de Burbuja Freixenet“, in: *El País* / https://elpais.com/elpais/2015/10/19/estilo/1445257490_105615.html.
- Anonymous (2017a): „El ocaso de la publicidad de Freixenet: cómo el anuncio estrella de Navidad no lo es tanto“, in: *Puro Marketing* / <https://www.puromarketing.com/9/29577/ocaso-publicidad-freixenet-como-anuncio-estrella-navidad-tanto.html>.
- Anonymous (2017b): „Freixenet reivindica el arte de brindar“ en su nuevo anuncio de Navidad“, in: *Marketing actual* / <http://marketingactual.es/publicidad/publicidad/freixenet-reivindica-el-arte-de-brindar-en-su-nuevo-anuncio-de-navidad>.
- Ausschuss für die Rechte der Frau und die Gleichstellung der Geschlechter des Europäischen Parlaments (1997): „Entschließung zur Diskriminierung von Frauen in der Werbung“, in: Publications Office of the European Union, *Amtsblatt Nr. C 304, 06/10/1997* / <https://publications.europa.eu/de/publication-detail/-/publication/67049cd3-76b6-4d2c-9fcb-5790f4628fc7/language-de>.
- Babel, Rainer (2015): „Jungfrauen, Ehefrauen, Mütter. Staatspersonifikationen im frühneueuropäischen Europa“, Kolloquium am Deutschen Historischen Institut Paris (DHIP), in: <https://www.hypotheses.org/55>.
- Bachelard, Gaston (1949): *La psychanalyse du feu*, Paris: Gallimard.
- Becher, Gabriele (2007): *Publicidad intercultural. Componentes específico-culturales en anuncios publicitarios españoles y alemanes*, Badajoz: Editorial Abecedario.
- Becker, Udo (1992): *Lexikon der Symbole*, Freiburg im Breisgau: Herder.
- Benería, Lourdes (1977): *Mujer, economía y patriarcado durante la España franquista*, Barcelona: Editorial Anagrama.
- Bernecker, Walther (2012): „Culturas de la memoria en Alemania y España: una comparación“, in: Friedhelm Schmidt-Welle (Hrsg.): *Culturas de la memoria. Teoría, historia y praxis simbólica*, México, D.F.: Siglo Veintiuno Editores, 57–80.
- Bilkey, Warren J. / Nes, Erik (1982): „Country-of-Origin Effects on Product Evaluations“, in: *Journal of International Business Studies* 1, 13, 89–100.
- Bonet Ferrer, Pedro (2017): „Freixenet Comunicador“, in: varios autores (Hrsg.): *100 años Freixenet*, Barcelona: Sublimes Ediciones, 174–194.
- Botín, Ana (2018): „Por qué me considero feminista y tú también deberías“, in: *El País* / https://elpais.com/economia/2018/08/19/actualidad/1534709488_687720.html.
- Calzón, Begoña (2001): *Freixenet. Las raíces del mundo*, Madrid: Pirámide.

- Campo Vidal, Manuel (2010): *Grandes marcas de España. El secreto de las Burbujas. La historia publicitaria de Freixenet*. RTVE,
- Carbajo Vázquez, Judith (2003a): „Mujeres y derechos“, in: Josefina Cuesto Bustillo (Hrsg.): *Historia de las mujeres en España del siglo XX. Tomo II*. Madrid: Instituto de la Mujer, 395–421.
- Carbajo Vázquez, Judith (2003b): „Mujeres, movimientos sociales, asociaciones profesionales y poder político“, in: Josefina Cuesto Bustillo (Hrsg.): *Historia de las mujeres en España del siglo XX. Tomo II*, Madrid: Instituto de la Mujer, 469–509.
- Carlos León, José (2012): „Freixenet y la historia de la publicidad“, in: *roast brief*, <https://www.roastbrief.com.mx/2012/12/freixenet-y-la-historia-de-la-publicidad/>.
- Correa García, Ramón Ignacio; et al. (2000): *La mujer invisible*, Huelva: Grupo Comunicar Ediciones.
- De Arantzibia, Iratxe (2011): „Anuncio Freixenet 2011“, in: Sautedebasque, Servicios de Comunicación de Danza y Cultura / <https://sautedebasque.wordpress.com/2011/12/01/anuncio-freixenet-2011/>.
- Efe (2013): „Iciar Bollain dirige a 130 burbujas históricas en el centenario de Freixenet“, in: *ABC TV* / <https://www.abc.es/tv/20131205/abci-anuncio-freixenet-bollain-2013-201312051130.html>.
- Eguizábal, Raúl (2009): *Industrias de la conciencia. Una historia social de la publicidad en España, 1975–2009*, Barcelona: Península.
- Espín López, Julia Victoria et al. (2004): „Análisis del sexismo en la publicidad“, in: *Revista de Investigación Educativa* 1, 22, 203–231.
- Espín López, Julia Victoria et al. (2006): „Las imágenes de las mujeres en la publicidad: estereotipos y sesgos“, in: *Redes.com: revista de estudios para el desarrollo social de la Comunicación* 3, 77–90.
- Europäisches Parlament (2008): „Bericht über die Auswirkungen von Marketing und Werbung auf die Gleichstellung von Frauen und Männern“, A6-0199/2008, in: <http://www.europarl.europa.eu/sides/getDoc.do?pubRef=-//EP//TEXT+REPORT+A6-2008-0199+0+DOC+XML+V0//DE>.
- European Commission (2017): „Report on equality between women and men in the EU“, in: https://eeas.europa.eu/sites/eeas/files/2017_report_equality_women_men_in_the_eu_en.pdf.
- Finn, Andrew T. / Strickland, Donald E. (1982): „A content analysis of beverage alcohol advertising II: Television advertising“, in: *Journal of Studies on Alcohol* 9, 43, 964–989.
- Freixenet (1994): „Ariadna Gil, Gabino Diego, Jorge Sanz, Maribel Verdú, Miriam Díaz, Aroca y Penélope Cruz“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/1994>.
- Freixenet (1995): „Andie MacDowell y Nacho Duato“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/1995>.
- Freixenet (1996): „Anthony Quinn, Lorenzo Quinn, Mar Flores, Juncal Rivero y Sofía Mazagatos“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/1996>.
- Freixenet (1999): „Montserrat Caballé, Cristina Pato, Estrella Morente, Ingrid Rubio, Lorena Bernal, Tamara Rojo, Carlos Nuñez, Joaquín de Luz y Ketama“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/1999>.
- Freixenet (2000): „Lorin Maazel y burbujas Freixenet“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/2000>.
- Freixenet (2011): „José Carlos Martínez“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/2011>.
- Freixenet (2013): „Burbujas históricas“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/2013>.

- Freixenet (2014): „María Valverde y David Bisbal: ‚Cien años entre burbujas‘“, in: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/2014>.
- Freixenet (2017): „Ricardo Darín y Michelle Jenner: ‚El Arte de Brindar‘: <https://www.freixenet.es/es/descubre-freixenet/icono-de-la-publicidad/2017>.
- Furnham, Adrian / Paltzer, Stephanie (2010): „The portrayal of men and women in television advertisements: an updated review of 30 studies published since 2000“, in: *Scandinavian journal of psychology* 3, 51, 216–236.
- Garrido, Luís: „Freixenet repite campaña de Navidad con las chichas de la sincronizada por la crisis“, in: *mundo.es* / <http://www.elmundo.es/elmundo/2009/10/19/comunicacion/1255952602.html>.
- Gerhards, Jürgen et al. (2017): *Kollektive Erinnerungen der europäischen Bürger im Kontext von Transnationalisierungsprozessen. Deutschland, Großbritannien, Polen und Spanien im Vergleich*. Wiesbaden: Springer VS, in: <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-13402-0>.
- Goffman, Erving (1979): *Gender advertisements*. London/Basingstoke: The Macmillan Press.
- Goldman, Robert (2000): *Reading ads socially*, London: Routledge.
- Grau Biosca, Elena (2003): „De la emancipación a la liberación y la valoración de la diferencia. El movimiento de mujeres en el Estado español. 1965–1990“, in: Georges Duby / Michelle Perrot: *Historia de las mujeres en Occidente. Siglo XX*, Santillana: Taurus minor, 673–683.
- Grau, Stacy Landreth / Zotos, Yorgos C. (2016): „Gender stereotypes in advertising: a review of current research“, in: *International Journal Of Advertising* 5, 35, 761–770.
- Grimm, Petra (1996): *Filmnarratologie. Eine Einführung in die Praxis der Interpretation am Beispiel des Werbespots*, München: Diskurs-Film-Verlag. Schaudig und Ledig.
- Heller, Eva (2004): *Wie Farben wirken. Farbpsychologie, Farbsymbolik, kreative Farbgestaltung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- INE (Instituto Nacional de Estadística/Eurostat) (2016): „Carrera profesional“, in: <http://www.ine.es/prodyser/myhue17/bloc-2c.html?lang=es>.
- Kellner, Douglas (2009): „Toward a Critical Media / Cultural Studies“, in: Rhonda Hammer / Douglas Kellner (Hrsg.): *Media/Cultural Studies. Critical Approaches*, New York: Peter Lang, 5–24.
- Knoll, Silke et al. (2011): „Gender roles in advertising. Measuring and comparing gender stereotyping on public and private TV channels in Germany“, in: *International Journal Of Advertising* 5, 30, 867–888.
- Lampert, Claudia / Hasebrink, Uwe (2002): „Alkohol im Fernsehen - Ergebnisse einer Programmanalyse“, in: Stefan Aufenanger et al. (Hrsg.): *Alkohol - Fernsehen - Jugendliche. Programmanalyse und medienpädagogische Praxisprojekte*, Berlin: Vistas, 31–188.
- Loscertales Abril, Felicidad (2003): „El lenguaje publicitario: estereotipos discriminatorios que afectan a las mujeres“, in: María del Mar Ramírez Alvarado (Hrsg.): *Medios de comunicación y violencia contra las mujeres*, Sevilla: Instituto Andaluz de la Mujer; Fundación Audiovisual de Andalucía, 95–110.
- Loscertales Abril, Felicidad / Núñez-Domínguez, Trinidad (2005): „Un modelo de análisis de la publicidad desde la perspectiva psicosocial del género“, in: Ricardo García Mira / José Romay Martínez (Hrsg.): *Psicología social y problemas sociales. Vol. II*, Madrid: Biblioteca Nueva, 485–492.
- March Cerdá, Joan Carles et al. (2014): „La publicidad de bebidas alcohólicas en España y su repercusión en la población adolescente“, in: *Revista española de drogodependencias* 4, 59–76.
- Mars, Amanda (2006): „Gwyneth Paltrow y Corella, con Freixenet“, in: *El País* / https://el-pais.com/diario/2006/11/23/agenda/1164236403_850215.html.

- Martín Barranto, María S. (2014): „¿Cómo denunciar publicidad sexista?, Especialista en Igualdad. Formación feminista“, <https://especialistaenigualdad.blogspot.com/2014/12/como-denunciar-publicidad-sexista.html>.
- Martin, Eric (1990): *La Catalogne*, Paris: La documentation française.
- McSmith, Andy (2008): „Closing the gender gap: Why women now reign in Spain“, in: *Independent*, <http://www.independent.co.uk/news/world/europe/closing-the-gender-gap-why-women-now-reign-in-spain-809619.html>.
- Moix, Astrid (2011): „Spanien aus der Sicht der Spanier: Meinungen und Einstellungen einer Gesellschaft im Wandel“, in: Anne Rupp et al. (Hrsg.): *Spanien von innen und außen. Eine interkulturelle Perspektive*, Berlin: LIT, 47–60.
- Montañés García, Fernando (2015): „Una historia de la publicidad y el consumidor en España. 50 aniversario anunciantes, 1965–2015. Comunicar para crear valor“, Madrid: Asociación Española de Anunciantes.
- Montero, Mercedes (2010): „La publicidad española entre 1960 y 2000. Del desarrollismo a la globalización“, in: Mercedes Montero (Hrsg.): *La edad de oro de la comunicación comercial. Desde 1960 hasta 2000. Historia de la Publicidad y de las Relaciones Públicas en España (Volumen II)*, Sevilla, Zamora: Comunicación Social, 13–60.
- Montero, Mercedes (2011): „Mujer, publicidad y consumo en España. Una aproximación diacrónica.“, in: *Anagramas - Universidad de Medellín*, 9, 18, 83–91.
- Montiel Alafont, Francisco Javier (2010): *Werbegeschichte als Kulturgeschichte. Spanien 1940–1989*, Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag.
- Mühlen Achs, Gitta (1995): „Frauenbilder: Die Konstruktionen des anderen Geschlechts“, in: Gitta Mühlen Achs / Bernd Schorb (Hrsg.): *Geschlecht und Medien*, München: Köpfer-Verlag, 13–38.
- Mulvey, Laura (1975): „Visual Pleasure and Narrative Cinema“, in: *Screen* 3, 16, 6–18.
- Navarete, Henar (2018): „La mujer en la publicidad“, in: *Fundación Sexpol* / <http://www.sexpol.net/la-mujer-la-publicidad/#>.
- Ottolenghi, Claudia (1981): *Frauen in Spanien*, Brüssel: Kommission der Europäischen Gemeinschaften Generaldirektion Information.
- Palacio, Manuel (2005): *Historia de la televisión en España*, Barcelona: Editorial Gedisa.
- Palencia-Lefler (2012): „Freixenet: 35 años de publicidad basada en la música“, in: *Música y comunicación* / <https://musicaycomunicacion.com/tag/Burbujas-freixenet/>.
- Peña Marin, Cristina / Fabretti, Carlo (1994): *La mujer en la publicidad*, Madrid: Instituto de la Mujer; Vorwort von Carmen Martínez Ten, Directora General del Instituto de la Mujer.
- Quilez, Raquel (2004): „Freixenet estrena su campaña navideña con Pierce Brosnan y Nieves Álvarez como ‚burbujas‘“, in: *elmundo.es*, <http://www.elmundo.es/elmundo/2004/11/19/comunicacion/1100885221.html>.
- Racionero Siles, Flora / Olivares García, María de los Ángeles (2012): „Estudio comparativo de los estereotipos femeninos en la publicidad gráfica de España y Brasil, a partir de una experiencia educativa en la enseñanza superior“, in: *Revista Iberoamericana de Educación* 4, 59.
- Reichert, Tom / Ramirez, Artemio (2000): „Defining Sexually Orientated Appeals in Advertising: A Grounded Theory Investigation“, in: *Advances in Consumer Research* 27, 267–273.
- Romaine, Suzanne (1999): *Communicating gender*. Mahwah, New Jersey: Erlbaum Associates.
- Rubio, Cristina (2013): „Cien veces Freixenet“, in: *El Mundo* / <http://www.elmundo.es/cataluna/2013/12/04/5297e29f63fd3da4058b458e.html>.
- Rubio, Cristina (2014): „Freixenet, un brindis por la ‚unión‘“, in: *El Mundo* / <http://www.elmundo.es/cataluna/2014/11/26/5475c62a22601djd508b457e.html>.

- Rütten, Ingo (2007): *Die neuen Eroberer / Los nuevos conquistadores. Erfolgsstrategien spanischer Marken in Deutschland / Estrategias de éxito de marcas españolas en Alemania**, Norderstedt: Books on Demand
- Sánchez Aranda, José. J. et al. (2002): *El espejo mágico. La nueva imagen de la mujer en la publicidad actual*, Pamplona: Instituto Navarro de la Mujer.
- Schweiger, Günter / Schrattenecker, Gertraud (2001): *Werbung. Eine Einführung*, Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Suárez, Noelia (2015): „Así han evolucionado las Burbujas Freixenet“, in: *ReasonWhy* / <https://www.reasonwhy.es/actualidad/campanas/asi-han-evolucionado-las-Burbujas-freixenet-2015-11-27>.
- Theobald, Tim (2018): „Warum Dove das Casting nach Aussehen abschafft“, in: *Horizont* / <https://www.horizont.net/agenturen/auftritte-des-tages/Ogilvy-Warum-Dove-das-Casting-nach-Aussehen-abschafft-167490>.
- Tortosa Salazar, Verónica (2010): „Publicidad y alcohol: situación de España como país miembro de la Unión Europea“, in: *Revista Española de Comunicación en Salud* 1, 1, 30–38.
- Unckrich, Bärbel (2018): „Wie ein verändertes Frauenbild die Werbung erobert“, in: *Horizont* / <https://www.horizont.net/marketing/nachrichten/Nieder-mit-den-Geschlechterklischees-Wie-ein-veraendertes-Frauenbild-die-Werbung-erobert-167569>.
- Valls Fernández, Federico / Martínez Vicente, José Manuel (2007): „Gender stereotypes in Spanish television commercials“, in: *Sex Roles* 56, 691–699.
- Vennemann, Angela / Holtz-Bacha, Christina (2011): „Mehr als Frühjahrsputz und Südseezauber? Frauenbilder in der Fernsehwerbung und ihre Rezeption“, in: Christina Holtz-Bacha (Hrsg.): *Stereotype? Frauen und Männer in der Werbung*, Wiesbaden: VS-Verlag, 88–118.
- Wex, Marianne (1979): *„Weibliche“ und „männliche“ Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse*, Hamburg: C Verlag Marianne Wex.

Tauschen als alternative Konsumform im urbanen Raum? Kulturelle Praxen und Perspektiven im Umgang mit Überfluss und Konsumgütern am Beispiel von Kleidertauschpartys in Regensburg

Cathrin Grünbaum

Abstract: *Sharing Economy, kollaborativer Konsum, Nutzen statt Besitzen* – diese Bezeichnungen beschreiben den gemeinsamen, meist kostenlosen Gebrauch von Dingen und gewinnen innerhalb des Konsumbereichs seit einigen Jahren an Popularität. Doch wie lässt sich diese Entwicklung konkret gesellschaftlich verorten? Der vorliegende Beitrag gewährt mithilfe einer teilnehmenden Beobachtung Einblicke in die Praktiken und Strukturen einer Kleidertauschveranstaltung in Regensburg und deckt mittels eines Leitfadeninterviews vor allen Dingen individuelle Verhaltensweisen sowie Wahrnehmungsweisen über Konsum und Überfluss auf. Dabei stellt sich heraus, dass eine soziale Innovation wie das Kleidertauschen nicht einfach nur als nebensächlicher Zeitvertreib, sondern als komplexer Ausdruck sozialer sowie kultureller Phänomene dient.

Zur Person: Cathrin Grünbaum studierte BA Vergleichende Kulturwissenschaft, Medienwissenschaft und Französische Philologie und absolviert derzeit den MA Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Bachelorarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Gunther Hirschfelder.

Schlagwörter: Sharing Economy; Nachhaltigkeit; Konsumverhalten; Soziale Bewegung; Kleidung

„Der modernste Müll lagert nicht in Deponien, sondern in den Kaufhäusern, wo der letzte Schrei von heute morgen schon zum alten Eisen gehört.“ Mit diesen Worten kritisiert die Sozialwissenschaftlerin Gronemeyer (2012: 24) das Ausmaß der Müllproblematik, die durch eine Überproduktion einerseits und eine Wegwerfmentalität andererseits begünstigt wird. Auch und vor allem

in der jüngeren Generation unserer Gesellschaft kommen solche konsumkritischen Haltungen verstärkt zum Ausdruck, indem soziale Innovationen¹ wie etwa Fahrgemeinschaften, Gemeinschaftsgärten oder Kleidertauschpartys im städtischen Raum in Anspruch genommen werden. Aufgrund der Annahme, dass technologische Innovationen alleine dem enormen Verbrauch an Ressourcen jedes Einzelnen nicht entgegenreten können (Schmitt et al., 2017: 72), erlangt die kulturwissenschaftliche Erforschung von sozialen Bewegungen dieser Art ihre Relevanz.

Da gerade Kleidung durch den tagtäglichen körperlichen Gebrauch und den individuellen Bedeutungszuschreibungen zu den bedeutungsvollsten konsumierbaren Dingen zählt (Lehnert, 2015: 29), erscheinen private Kleidertauschpartys² als viel versprechender Untersuchungsgegenstand. Weiterhin richtet sich das Augenmerk auf die Akteure solcher Veranstaltungen, die infolge ihres kritischen Bewusstseins über „die sozialen und ökologischen Auswirkungen des westlichen Konsummodells, über knappe Ressourcen und die Müllproblematik [...] neue Formen des Umgangs mit materieller Kultur [legitimieren]“ (Grewe, 2017: 12). Das Erkenntnisinteresse liegt demnach auf folgenden Fragen: Inwiefern bildet das Kleidertauschen eine soziale Praktik und welche neuen Konsummuster werden dadurch konstruiert? Welche Strategien, Alltagspraxen und Wahrnehmungsweisen existieren im Zuge der individuellen Bearbeitung von Überfluss von Veranstaltern solcher Tauschpartys und welche Werthaltungen und Anschauungen spiegeln diese wider?

Die Zielsetzung ist dabei weder eine wertende Stellungnahme zum Konsumverhalten noch ein moralischer Appell bezüglich ökologischer oder ethischer Wertvorstellungen. Vielmehr sollen auf diese Weise exemplarisch Einblicke in sozialen Wandel und Veränderungen gesellschaftlicher Konsumpraxen ermöglicht und dadurch ein Beitrag zum Verständnis alltagskultureller Verhaltensweisen im Umgang mit gesellschafts- und umweltpolitisch relevanten Aspekten wie Nachhaltigkeit, begrenzten Ressourcen und Überfluss geleistet werden.

¹ Unter sozialer Innovation wird im Folgenden der „neue“ Umgang bzw. eine neue soziale Praktik verstanden, die angesichts eines Konflikts oder einer Problemstellung „erfunden“ und weiterhin praktiziert wird von Mitgliedern einer Gruppe, die „sich die dazu erforderlichen relationalen, kognitiven und organisatorischen Fähigkeiten und Kenntnisse aneignen“ (Schmitt et al., 2017: 74).

² Kleidertauschpartys dienen dem Zweck eines nicht marktförmigen Konsums, indem den Teilnehmern der kostenlose Austausch ihrer gebrauchten Kleidung ermöglicht wird. Öffentliche Kleidertauschpartys wurden aufgrund des ihnen häufig innenwohnenden kommerziellen Charakters, beispielsweise durch das Verlangen einer Eintrittsgebühr, als Untersuchungsgegenstand ausgeschlossen.

Methodische Vorgehensweise und Quellen

Für den Zugang zum Feld eignen sich in der Kulturwissenschaft speziell qualitative Ansätze, da diese eine besondere Nähe zum Forschungssubjekt schaffen und dadurch die „Ermittlung subjektiver Lebensentwürfe, Deutungs- und Handlungsmuster“ (Schmidt-Lauber, 2007: 169) erlauben. Auf Grund dessen wurde die Methodik eines leitfadenorientierten Interviews nach Schmidt-Lauber gewählt; durchgeführt wurde dies mit einer Organisatorin privater Tauschpartys, die mithilfe sozialer Netzwerke identifiziert und kontaktiert werden konnte. Bei Anna Seidel³ handelt es sich zum Zeitpunkt der Datenerhebung um eine 28-jährige Studentin der Sozialen Arbeit, die nebenher in einer Einrichtung für geistig Behinderte tätig ist.

Um nicht nur „Meinungen, Haltungen, Einstellungen oder Attitüden [...], sondern [auch] das konkrete Verhalten von Menschen in bestimmten Situationen“ (Brednich, 2001: 93) zu erforschen und dadurch eine relevante Kontrastierung zu erhalten, wurde außerdem eine teilnehmende Beobachtung durchgeführt. Diese fand bei einer Tauschveranstaltung statt, zu welcher der Zugang durch den eigenen Bekanntenkreis geschaffen werden konnte und die von zwei jungen Studentinnen in ihrer großräumigen Wohngemeinschaft organisiert wurde.

Die Quellen der vorliegenden Untersuchung bestehen demnach vorrangig aus dem Interviewtranskript, das nach den Richtlinien Kruses (2014) erstellt wurde, sowie ergänzend aus einem Beobachtungsprotokoll und fotografischen Aufnahmen. Die Auseinandersetzung mit dem erhobenen Material erfolgte durch die Bildung spezifischer Auswertungskategorien (Kleidertausch, Praxen, Perspektiven) und einer vertiefenden, hermeneutischen Fallinterpretation der Ergebnisse (Schmidt, 2007: 447). Nachfolgend werden die Ergebnisse der ersten Auswertungskategorie dargelegt, d. h. die soziale Innovation des Kleidertauschens, deren konkrete Gestaltung sowie deren funktionelle Aspekte.

Funktionen von Kleidung als Tauschgegenstand

Für den Ablauf von Kleidertauschpartys existiert zwar keine allgemeingültige Regelung, eine gerne angewandte Vorgehensweise ist jedoch die Aufteilung und Drapierung der mitgebrachten Kleidungsstücke in verschiedene Kategorien. Welche Kleidungsstücke als Tauschgegenstände fungieren, wird sowohl

³ Der Name wurde zu Zwecken der Anonymität geändert. Zur besseren Einordnung der Person sei erwähnt, dass sie das Fachabitur sowie eine abgeschlossene Ausbildung im pädagogischen Bereich besitzt. Aufgrund ihrer zunehmenden Unzufriedenheit mit den Arbeitsbedingungen kündigte sie ihre Stelle jedoch nach circa zwei Jahren. Ihre soziale Herkunft kann der Mittelschicht zugeordnet werden.

von den Besucherinnen⁴ als auch von den Veranstalterinnen bestimmt; meist handelt es sich um T-Shirts, Pullover, Hosen, Röcke, Schuhe und Accessoires, wie beispielsweise Schmuck, Taschen oder Mützen. Die Weitergabe von eigentlich noch funktionstüchtiger Kleidung basiert bei den Teilnehmerinnen dabei auf subjektiven Beurteilungen wie „passt nicht mehr“, „gefällt nicht mehr/nicht mehr angesagt“ oder „schon ewig nicht mehr angezogen“.

Ästhetische Argumente wie diese bezeugen das verflochtene Bedeutungsgewebe, das zwischen den modischen Zyklen und der sich dadurch verändernden individuellen sowie gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kleidung besteht, denn „Mode ist [...] das Zusammenspiel aus hoher Akzeptanz einer Gesellschaft und dem Wandel“ (Ebner, 2007: 144).

Eine bedeutungsvolle Alltagsfunktion der gebrauchten Objekte geht unterdessen aus Annas Beschreibung über ihr favorisiertes Tauschsystem hervor, durch das

die Teile quasi auch wieder mehr Bedeutung kriegen und ja, quasi jeder so seine Geschichte erzählen kann, über das jeweilige Teil vielleicht auch. [...] Und dann sind wir halt irgendwie alle so im Kreis gesessen im Wohnzimmer und hatten da so diese Schilder in der Mitte und da stand halt zum Beispiel drauf ‚Dieses Teil möchte ich heut unbedingt loswerden‘ oder ‚Dieses Teil war ein absoluter Fehlkauf‘, ‚Hab ich im letzten Urlaub gekauft‘ oder ‚Dieses Teil könnte einer Person in diesem Raum besonders gut stehen‘ [...]. Das hat das Ganze dann noch irgendwie aufgelockert und dann konnte man halt auch noch so ne Geschichte zu dem jeweiligen Teil erzählen.

Durch die Zuschreibung einer individuellen Geschichte zu und die Assoziierung persönlicher Erlebnisse und Erinnerungen mit jedem Kleidungsstück erfährt hier Kleidung eine Bedeutungszuschreibung, die über ihre alltägliche Funktion als Schutz vor Umwelteinflüssen hinausgeht: Sie fungiert „als ‚stofflicher‘ Erinnerungsträger – als getragene, gewusste Verbindung zu Orten, zu Vergangenen“ (Bohnsack / Hülsenbeck, 2000: 49) und wird dadurch zu einem Zeit- und Erinnerungsspeicher, der sie gegenüber neu fabrizierter und sozusagen geschichtsloser Kleidung aufwertet.⁵

Dass Verschleiß- und Gebrauchsspuren infolge des Vorbesitzes Anna zufolge jedoch vermieden werden sollen, steht etwas im Widerspruch zu dem erinnerungsbehafteten Aspekt der gebrauchten Kleidung. Einerseits erfährt

⁴ Aus Gründen des Leseflusses wird in dieser Arbeit auf eine gendergerechte Sprache verzichtet, zumal bei der besuchten Veranstaltung ausschließlich Frauen anwesend waren.

⁵ Auch eine Besucherin der Tauschveranstaltung, bei der die teilnehmende Beobachtung durchgeführt wurde, äußerte, dass sie die Weitergabe ihrer alten Kleidung auf privaten Tauschpartys eher bevorzuge als beispielsweise eine Spende an die Altkleidersammlung, da dadurch für sie transparent bleibe, wer der Empfänger ihrer erinnerungsbehafteten Kleidung ist.

dieser zwar eine große Gewichtung, andererseits verliert die Kleidung scheinbar jeglichen Wert, wenn diese persönlichen Erinnerungen nicht nur narrativ, sondern auch visuell sichtbar werden, da augenscheinlich auch auf Kleidertauschpartys nur die gebrauchte Kleidung ausgewählt wird, die – paradoxerweise – neuwertig erscheint.

Kleidungsgegenstände, die im Laufe der Tauschveranstaltung keinen neuen Abnehmer finden, werden an soziale oder karitative Einrichtungen gespendet. Diese Vorgehensweise stellt dabei einen normativ aufgeladenen Umgang dar, indem er der ursprünglichen Idee einer nachhaltigen Weitergabe entsprechen soll.

Somit kann bereits festgehalten werden, dass die Praxis des Kleidertauschens den Status der vestimentären Objekte modifiziert: Sie alternieren vom privaten Eigentum zum Tauschobjekt und können sich dann wiederum zur Gabe oder Spende transformieren, wodurch wiederum die „kulturell etablierten Vorstellungen einer Objektbiographie von Kaufen, Tragen und Entsorgen“ (Grewe, 2017: 120) erweitert werden.

Kleidertauschpartys als gemeinschaftskonstituierendes Event

Der Aufwand, der mit der Organisation einer solchen Veranstaltung einhergeht, ist nicht unerheblich, da auch ein gewisses Rahmenprogramm angeboten wird; dies besteht neben Getränken und Essen – zu dem jede Teilnehmerin etwas Selbstgemachtes beisteuert – auch aus Musik und Dekorationen, beispielsweise selbstgestalteten Schildern. Praktiken bzw. Unterhaltungselemente solcher Art, die über den eigentlichen Zweck von Kleidertauschveranstaltungen hinausgehen, zeugen von einer Eventisierung des Tauschens. Weitere Aspekte, die dazu beitragen, erklärt folgendes Zitat:

Und es macht ja auch irgendwo voll Bock, ne. Man lernt ja dann wieder neue Leute kennen, das find ich halt auch voll toll, das mag ich schon auch echt gern, dass man wieder neue Leute kennenlernt. Und meistens sind die dann auch so ähnlich [eingestellt], dass man auch so ähnliche Themen eben hat, wie zum Beispiel eben das ‚Plastikfrei‘ oder irgendwas Anderes. Das find ich eigentlich schon voll schön.

Kleidertauschpartys werden hier zu sozialen Orten erklärt, die „voll Bock machen“, da sie entweder das Knüpfen neuer Kontakte ermöglichen oder – wie die teilnehmende Beobachtung zeigte – ein Wiedersehen mit Freunden und Bekannten, das Gelegenheit zum Austausch über aktuelle Ereignisse im jeweiligen Privatleben bietet. Alles in allem versprechen sie den Teilnehmerinnen ein „totales Erlebnis“ (Gebhardt, 2000: 10), mithilfe dessen ein Aus-

bruch aus den Routinen des Alltags stattfindet und bei dem verschiedene Erlebnisformen und Erlebnisinhalte nach ästhetischen Kriterien zu einem Ganzen konstruiert werden (ebd.).⁶

Darüber hinaus verheißen sie die Inklusion in eine Gemeinschaft, die ähnliche oder gleiche (in diesem Fall ökologische) Wertvorstellungen teilt und die auf diese Weise ein Gefühl von Zusammengehörigkeit verspricht. Auf diese Weise finden Mitglieder postmoderner Gesellschaften hier zumindest partikulär die „Gelegenheit, durch Betonung der eigenen Besonderheit und durch – weitgehend über ästhetische Stilmittel laufende – Abgrenzung gegen andere, Zugehörigkeit zu erfahren und ich-stabilisierende Identität zu entwickeln“ (ebd.: 21).

Bleibt man bei dem gemeinschaftskonstituierenden Gesichtspunkt, besitzen zwar Kleidertauschpartys im größeren Rahmen aufgrund ihrer Dynamik den höheren Erlebnisfaktor für Anna, wie sich anhand der Beschreibungsmerkmale ihrer bisher größten Tauschveranstaltung mit ca. 50 Personen erkennen ließ („der Hammer“, „Wahnsinn“, „echt cool“). Dennoch bevorzugt sie eine kleinere Gemeinschaft, da diese „sowieso chilliger und angenehmer“ und „familiärer“ sei und ihr scheinbar mehr Vertrautheit, Verbundenheit sowie Sicherheit bietet.

Weiterhin wird ein kleinerer Tauschkreis favorisiert,

weil [...] wenn du halt dein Ding hochhältst und das hat dann ein Loch oder so, dann ist es ja auch für dich selber irgendwie blöd, das macht dann auch irgendwie keiner. Da kannst es dann nicht einfach so hinlegen und ‚Ah tschüss, ich geh wieder‘ [sagen], so nach dem Motto.

Eine Kontrolle oder Begutachtung bezüglich der Qualität der Kleidung findet zu Beginn der Veranstaltung i. d. R. nicht statt. Stattdessen wird diese offenkundig durch eine Werthaltung ersetzt, die sowohl das Vertrauen der Teilnehmerinnen untereinander betont als auch die jeweilige Eigenverantwortung, für deren Übernahme dieser Aussage zufolge das eigene Ansehen innerhalb der Gemeinschaft entscheidend ist. Somit erfahren Vertrauensbeziehungen eine positive Bedeutungszuschreibung innerhalb der Kleidertauschgemeinschaft, in welcher der eigene Ruf als Kapital dient und Vertrauen zur neuen sozialen Währung wird (Botsman / Rogers, 2011).

⁶ Schon allein das Wort *Kleidertauschparty* suggeriert viel mehr erlebnisgenerierende Aspekte wie Sozialität, Kreativität oder Spaß als z. B. das Synonym *Kleidertauschtreffen*.

Tauschen als alternative Konsumform

Das Kleidertauschen wird aus ganz unterschiedlichen Motivationen heraus betrieben. Als ihr persönliches, primäres Ziel benennt die Veranstalterin eine Änderung des Konsumverhaltens und

dass wir halt eben unsere Ressourcen schonen, und durch Kleider-tauschpartys, find ich ja, werden die Leute halt auch nochmal aufmerk-samer drauf, so ‚Wie gehe ich mit meinen Klamotten um? Wie viel brauch ich wirklich?‘ Dass die [Teilnehmerinnen] halt dann nochmal drauf aufmerksam werden und halt ja, dieses Konsumverhalten, dass sich das halt – weil, eben, wenn’s halt mehr solche Tauschpartys gibt, dann konsumiert man in dem Monat auch mal weniger⁷, weil man sich denkt ‚Ach ja, da geh ich dann da hin und geh halt, in Anführungszei-chen, shoppen‘. Also dass wir⁸ halt dadurch dem Ganzen auch so ein bisschen entgegenwirken wollen eigentlich. Also das ist uns schon wichtig, dass man da auch bisschen ein Bewusstsein dafür schafft.

Es wird nicht zwingend eine Missbilligung an dem Wunsch nach neuen Klei-dungsstücken geäußert, sondern am Kaufen von neuen Produkten zur Stil-lung dieses Bedürfnisses, das wiederum als Belastung für die Umwelt angese-hen wird. Das Kleidertauschen wird infolgedessen als eine Strategie für einen umweltschonenden Konsum erachtet, da bereits fabrizierte Kleidung länger im Nutzungskreislauf gehalten wird und auf längerfristige Sicht zur Reduktion von Produktionen beitragen könne. Die Kritik an den wirtschaftlichen Aus-wirkungen eines marktformigen Konsums äußert sich auf Tauschpartys dadurch als „vergünstigter Protest“ (Betz, 2016: 15), indem sie eine Möglichkeit darstellen, die Selbstverständlichkeit bestehender gesellschaftlicher Konsum- und Produktionsmuster zu hinterfragen – auf denen sie zur gleichen Zeit auch beruhen – und sich „hegemonialen Vorstellungen von Konsum [zu] wider-setzen“ (Grewe, 2017: 129).

In anderen Fällen wiederum dient das Tauschen und Teilen von Kleidung in erster Linie als eine ökonomische Strategie, die gerade für spezifische sozi-ale Gruppen – die Teilnehmerinnen der besuchten Veranstaltung bestanden nur aus Studentinnen und Auszubildenden – eine besonders relevante Pra-xis darzustellen scheint. Beobachtungen lassen die Vermutung aufkommen, dass ökologische Gesichtspunkte dabei oftmals gänzlich vernachlässigt wer-den und das Kleidertauschen nicht als Gelegenheit für einen nachhaltigen und gemäßigeren Konsums erachtet wird, sondern mithilfe derer ein Überfluss

⁷ Hierbei ist zu bedenken, dass auch das Tauschen von Kleidern eine Form des Konsums darstellt.

⁸ An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass Anna die Kleidertauschpartys nicht alleine, sondern stets zusammen mit ihrer besten Freundin organisiert.

an Kleidung generiert werden kann, ohne viel bzw. gar kein Geld auszugeben.⁹

Auch die Kulturanthropologin Grewe identifiziert das Tauschen als Möglichkeit für eine Handlungsmacht in zweierlei Hinsichten, denn erstens könne dadurch der Widerspruch zwischen Konsumbedürfnissen und den begrenzten natürlichen Ressourcen und zweitens der Widerspruch zwischen Konsumbedürfnissen und den ökonomischen Ressourcen überwunden werden (ebd.).

Die folgenden Ergebnisse beziehen sich indessen ausschließlich auf die individuellen Alltagspraxen und Strategien, die Anna angesichts des gesellschaftlichen Überflusses zur Nachhaltigkeit im Alltag entwickelt.

Zwischen Nachhaltigkeit und Kreativität: Gebrauchte Kleidung als Verkörperung von Handlungsmacht und Individualität

Der Nachhaltigkeitsgedanke äußert sich bei Anna nicht nur durch die Art des Erwerbens, indem sie den Neukauf von Kleidung so gut wie möglich vermeidet und neben dem Kleidertauschen auf Flohmärkte, Kleiderkreisel¹⁰ oder einem Secondhandladen in Regensburg zurückgreift, sondern auch in Bezug auf den Umgang mit beschädigten Kleidungsstücken, die von der Studentin so weit wie möglich geflickt und repariert werden.

Diese Praxis zeugt von einer Strategie zur Erweiterung ihres individuellen Handlungshorizontes und lässt zugleich eine „Verkörperung politischer Vereinbarungen“ (Crak, 2014: 288) vermuten: Ihr vestimentäres Erscheinungsbild, das vorrangig durch Secondhand-Kleidung bestimmt wird, kann demnach als eine strukturierte und kontextabhängige Körpertechnik gesehen werden, mittels derer sie nicht nur ihren Körper für die Inszenierung nach außen in sehr bewusster Form vorbereitet, sondern auch ihre umweltpolitische Einstellung kommunizieren kann.

Folgende Aussage demonstriert, dass die körperliche Performanz ferner eine soziale Verhaltensweise ist, durch die Anna ihr Verständnis ihres Selbst und ihre Identität als Individuum bestimmen kann (ebd.: 289), indem sie sich etwa gegenüber anderen distanziert:

⁹ Ausgangspunkt für diese Annahme waren drei Besucherinnen gleich zu Beginn der Veranstaltung, die, als noch gar nicht alle Teilnehmerinnen anwesend waren, in Windeseile die bereits drapierten Kleidungsstücke durchsahen, anprobieren und von diesen letztendlich mehr zur Mitnahme einpackten – also konsumierten – als von ihnen ursprünglich mitgebracht wurden. Ein Interesse an sozialen Kontexten, wie etwa Unterhaltungen, kam ebenfalls nicht zum Vorschein, nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass sie die Veranstaltung nach max. einer halben Stunde bereits wieder verlassen haben.

¹⁰ Kleiderkreisel ist eine der ersten Secondhand-Plattformen im Internet, über die man gebrauchte Kleidung verkaufen, tauschen oder schenken kann ([https:// www.kleiderkreisel.de](https://www.kleiderkreisel.de)).

[D]a hab ich auch Mädels von mir, die halt dann so [sagen] ‚Ah, das hat jetzt ein kleines Lochen gehabt, das musst ich jetzt wegschmeißen‘, wo ich mir so denk ‚Ach‘ ((verdreh die Augen)). Ja, also solange es jetzt nicht hier oben ((deutet auf ihren Ausschnitt)) irgendwas ist, wo man’s dann Vollgas sieht, ist es doch, also find ich, ist es jetzt nicht so tragisch.

Der Status des Flickens, das zu Zeiten der vorindustriellen Wirtschaft noch eine Praxis der Knappheitsökonomie darstellte und noch immer negative Konnotationen, z. B. Verlegenheit und Scham, aufweist (Derwanz, 2018: 203), erfährt hier eine Umdeutung. Zum einen widersetzt sich die Aneignung dieser Fähigkeit dem vorherrschenden Wissensverlust von Reparaturpraktiken, die im Alltag jüngerer Generationen nicht mehr üblich bzw. nicht mehr notwendig sind, und zum anderen wird das Reparieren dadurch nicht mehr als ein Zeichen von Armut interpretiert, sondern vielmehr als eines von Prestige im Sinne eines (mehr oder weniger visuell sichtbaren) ökologischen Konsums von bzw. Umgangs mit Kleidung.

Mode dient für die Studentin letztendlich allerdings nicht allein als ein Mittel zur Befriedigung sozialer Bedürfnisse, sie erfüllt ebenso individuelle Ansprüche:

Also ich find’s schon voll wichtig, weil es drückt ja deinen Typen aus. Es ist schon so ein Charakterding, find ich. Und man zieht sich ja an Tagen, an denen es einem schlechter geht, anders an irgendwie als an Tagen, wo es einem besser geht. Ja, also ich find’s schon wichtig. Und das ist auch so ein Stück weit mein Hobby, weil es ist halt einfach was Kreatives, also Klamotten. Und ich find‘, wenn man selber nähen könnte, wär’s natürlich noch toller.

Kleidung bzw. Mode erfährt an dieser Stelle gleich mehrere Bedeutungszuschreibungen: erstens als ein expressives Instrument zur Kommunikation nach außen, indem sie zum Ausdruck von Gefühlen und zur Darstellung von Selbstbildern gebraucht wird, zweitens als eine Möglichkeit zur künstlerischen Freizeitgestaltung, bei der die eigene Kreativität ausgelebt werden kann, und drittens als Ausdrucksweise von Individualität, die bestenfalls durch selbstgenähte Kleidung zum Vorschein kommt, wodurch Kleidung zugleich als „Spiel mit ästhetischen Möglichkeiten“ funktioniert, das „unabdingbar für die Konstitution von kulturellen und individuellen Identitäten“ (Lehnert, 2013: 8) ist.

Diese Funktion scheint für Anna besonders bedeutend zu sein, denn sie sagt außerdem: „Also ich find’s halt viel cooler irgendwie [in Großstädten], weil du findest halt dann einfach auch Einzelstücke oder individuelle Sachen und nicht das, was jeder einfach anhat.“ Reflektiert werden sollten hierbei zwei paradoxe Aspekte zwischen Mode und Individualität: Mode suggeriert

zwar ein Versprechen nach Neuem und ganz Anderem, gleichzeitig wird dieses jedoch meist nur über den Weg der Nachahmung zu erfüllen versucht und stellt dadurch lediglich eine Illusion von Einzigartigkeit dar (ebd.). Ferner wird ein Spielraum für die Betonung der ästhetischen Selbstgestaltung und damit Individualisierung erst durch die stabilen ökonomischen wie gesellschaftlichen Ordnungen ermöglicht, wie sie der Kapitalismus mit sich bringt (Lehner, 2014: 251), den Anna zugleich als Hauptursache des Konsumverhaltens in unserer Gesellschaft kritisiert.

Minimalistischer Lebensstil als Entlastung

Im Zuge ihrer verstärkten Sensibilisierung gegenüber Themen wie Kapitalismus, Konsumverhalten und Secondhand begannen bei Anna Veränderungen ihres Lebensstils in beruflicher, ernährungstechnischer und konsumtiver Hinsicht, die gleichzeitig mit einer Hinwendung zu einem minimalistischeren Lebensstil erfolgten. Dieser kam im Interview vor allem als Ausdruck von Gesellschafts- und Wirtschaftskritik sowie als Strategie zur individuellen Aushandlung von Überfluss zutage. Beabsichtigt ist dabei kein kompletter Verzicht auf Konsum und Besitz, sondern vielmehr eine bewusste Reduktion auf das Wesentliche, indem der Fokus mehr auf Qualität denn auf Quantität liegt und die persönlich als überflüssig und ungeeignet empfundenen Dinge weggelassen werden.

Dass der Nutzen dabei nicht nur auf ökologischer oder sozialer, sondern auch und vor allem auf persönlicher Ebene vorhanden ist und auf diese Weise im eigenen Leben für mehr Klarheit und Übersichtlichkeit gesorgt werden kann, verdeutlicht Annas Begeisterung über das Prinzip einer sog. *Capsule Wardrobe*. Durch diese minimalistische, farblich aufeinander abgestimmte Garderobe wird die Entscheidung bezüglich der täglichen Kleidungswahl deutlich erleichtert und stellt in dieser Lesart eine Strategie zur Komplexitätsreduktion im Alltag dar.

Eine weit verbreitete Praxis unter Minimalisten ist das Zählen ihrer noch vorhandenen Besitztümer, die sich in Annas Fall auf insgesamt 104 Gegenstände belaufen, „weil ja, du *beschäftigst* dich halt dann auch mit deinen Sachen. [...] [D]u hast dann echt so Sachen, wo du halt wirklich auch so den Bezug dazu hast.“ Angesichts einer extensiven Inflation an Gegenständen und einer „Banalisation der Dingwelt“ (Bausinger, 2015: 54) wird der intensivere und bewusstere Umgang mit Dingen ebenso als eine Strategie zur Aufwertung erachtet. Ferner kann wohl behauptet werden, dass diese auserwählten Dinge aufgrund der Verbundenheit zu ihnen von großer Bedeutung für die Besitzerin sind und deshalb auch eine starke Aussagekraft über ihre Persönlichkeit besitzen und letztlich als ein Ausdruck ihrer Identität zu verstehen sind.

Betrachtet man Annas minimalistischen Lebensstil abgesehen von der Reduktion ihrer Kleidung, so findet sich dieser ihren Aussagen zufolge auch in ihrer Wohnungseinrichtung wieder, denn sie würde es „mittlerweile auch voll überfordern, wenn so viel Zeug in einem Zimmer ist“. Hier konkretisiert sich erneut, dass Dinge als Belastung angesehen werden und das Verwalten vieler persönlicher Gegenstände als eine Herausforderung verstanden wird. Bausinger konstatiert in dieser Hinsicht, dass bereits der zeitliche Aufwand, der mit dem Gebrauch von Dingen verbunden ist, ihren Wert und Nutzen reduziere (2015: 54). Wenn man weiterhin bedenkt, welcher Reizüberflutung und Überstimulation die Mitglieder einer Informationsgesellschaft tagtäglich im öffentlichen Raum ausgesetzt sind, so kann Annas Wunsch nach einer einfachen Wohnungseinrichtung, in der sie am „liebsten irgendwie alles [...] aus Naturmaterialien [hätte] [...], wo jetzt kein großer Schnickschnack [dabei] ist“ nicht nur als Minimierung an Besitztümern generell, sondern auch als Minimierung von äußeren Reizen im privaten Raum gesehen werden. Denn auch Dinge fordern über ihre materielle Präsenz hinaus eine Auseinandersetzung und eine Beschäftigung mit ihnen und stellen Informationen dar, die verarbeitet werden müssen (Meyer-Drawe, 2003: 16 f.).

Als nächste Instanz zur Simplifizierung der Wohnungseinrichtung sieht Anna eine Verkleinerung der gesamten Wohnfläche in Form von Tiny Häusern.¹¹ So gesehen äußert sich Minimalismus in zweifacher Hinsicht als ein Gefühl von Freiheit: erstens als eine tatsächliche materielle Freiheit, indem Anna durch die Reduktion ihrer Besitztümer nicht mehr physisch an sie gebunden ist und durch den Besitz eines mobilen Kleinshauses mit vergleichsweise wenig Aufwand beispielsweise einen Wechsel ihres Wohnortes bewerkstelligen könnte; und zweitens als eine Befreiung von äußeren Zuständen, die somit nicht tagtäglich auf eine erschöpfende Art und Weise verarbeitet werden müssen, womit eine psychische Entlastung einhergeht.

Determinanten zur Legitimation instabiler Kompromisse

Bei einem Interview müssen auch mögliche Widersprüche zwischen dem Selbstbild des Befragten und dem Fremdbild des Interviewers beachtet werden (Schmidt-Lauber, 2007: 168), die bei dieser Untersuchung zwischen Annas ideologischen Umweltschutzmotiven einerseits und Alltagsrealitäten andererseits identifiziert wurden. So greift sie etwa beim Neukauf von Kleidung auf das Angebot der weltweiten Fast-Fashion-Kette H&M zurück, die

¹¹ Tiny oder Small Houses spiegeln eine gesellschaftliche Bewegung mit Ursprung in den USA wider. Die Mini- (15–45 m²) oder Kleinhäuser (bis zu 90 m²) können sowohl stationär als auch mobil mit Rollen errichtet werden, wodurch sie auch als eine Art Wohnmobil dienen können. Weiteres siehe z. B. <https://www.geo.de/natur/nachhaltigkeit/1672-rtkltiny-houses-leben-auf-kleinem-fuss>.

sie im Laufe des Gesprächs aufgrund der menschenverachtenden Arbeits- und Herstellungsbedingungen kritisierte, oder brachte zum Interview in Plastik abgepacktes Essen mit, wenngleich sie eigenen Aussagen zufolge um einen plastikfreien Konsum bemüht ist. Dieser Diskrepanz schien sich die Befragte bewusst zu sein, da sie sich bei beiden Thematiken beinahe im selben Atemzug von ihrem Verhalten zu distanzieren versuchte, indem sie es etwa durch ihre knappen finanziellen Mittel oder durch die verpackungstechnischen Gegebenheiten in Supermärkten und in den Cafeterien des Regensburger Universitätscampus rechtfertigte. Insbesondere macht sie vermeintlich fehlende Möglichkeiten zum Erwerb von Secondhandkleidung in Regensburg verantwortlich, da sie mehrmals den Vorzügen von Großstädten hinsichtlich dieser Problematik Nachdruck verlieh.

Wie bereits Schäfer (2002: 66) bemerkt, findet eine Realisierung umweltfreundlicher Verhaltensweisen am ehesten dann statt, wenn keine ausschlaggebenden Veränderungen des Lebensstils damit verbunden sind und die notwendigen Handlungsangebote leicht zugänglich sind. Auffallend war, dass bei der Studentin in der Tat Kenntnisse über Ausweichmöglichkeiten bestehen, z. B. über Kleiderkreisel oder einen verpackungsfreien Laden in Regensburg. Da der Einkauf im Alltag allerdings eine Routine bildet, deren Funktion darin besteht, „die Komplexität konkreter Alltagssituationen gedanklich und habituell zu reduzieren, um auf diesem Wege die Bewertung von Tatsachen ebenso wie das konkrete Handeln zu erleichtern“ (Lange, 2002: 214), nimmt sie womöglich deshalb diese Alternativen dennoch nicht in Anspruch. Das Loslassen von Routinen würde demnach einen Kontrollverlust auslösen, der Unsicherheit hervorruft und infolge dessen Situationen im Alltag nicht mehr so sicher und effektiv wie zuvor gemeistert werden können (ebd.).

Vor dem Hintergrund, dass negative Vorstellungen über das eigene Fremdbild ein Gefühl von Scham hervorrufen können (Müller, 2011: 77), implizieren Annas Rechtfertigungsmuster insgesamt eine Strategie zur Aufrechterhaltung ihrer Vorstellung ihres Selbst: eine umweltbewusste Person zu sein, die Kenntnisse über bestimmte ökologische und soziale Auswirkungen besitzt, der allerdings aufgrund von diversen Gegebenheiten Inkonsequenzen in ihrem Umwelthverhalten abverlangt werden. Um folglich einen Konflikt oder gar eine Krise mit ihrer Identität als Individuum zu vermeiden, greift sie hier auf eine subjektive Konstruktion der Wirklichkeit zurück. Weiterhin kann festgehalten werden, dass immer wieder neue individuelle Aushandlungsprozesse mit Umweltbezügen erforderlich sind, da diese „stets in einem Konkurrenzverhältnis zu weiteren Bezügen in Gestalt von Zeitstrukturen, von Ressourcenstrukturen, von persönlichen Präferenzen etc.“ (Lange, 2002: 221) stehen und dadurch zu instabilen Kompromissen führen.

Soziale Konformität und Distinktion

Was die Wechselwirkung zwischen dem individuellen Konsumverhalten und dem engeren sozialen Kontext betrifft, so besteht eine maßgebliche Einflussnahme von sozialen Gruppen, aufgrund derer persönliche Verhaltensmuster oder Einstellungen positiv wie auch negativ verändert oder gar verstärkt werden können (Jäckel, 2011: 189 f.). Auffallend war, dass auch Anna während des Interviews wiederholt auf drei bestimmte Freundinnen einging, die scheinbar eine Art Vorbildfunktion für sie einnehmen.

Die Funktion dieser Bezugspersonen ist dabei sowohl normativer als auch komparativer Art. Das Normative äußerte sich, indem sie sich an den moralischen Wertvorstellungen hinsichtlich ihres Ernährungs- sowie Einkaufsverhaltens orientiert und sie augenscheinlich sogar partiell imitiert („[S]ie war damals schon vegan, hat sich damals schon für verpackungsfreie Sachen interessiert“). Ebenso vertraut sie dem Anschein nach ganz auf die Standpunkte einer weiteren Freundin, wodurch eine eigene zeitintensive Auseinandersetzung mit weitreichenden Umweltthematiken vermieden und somit eine Entlastung und Komplexitätsreduktion im Alltag erreicht werden kann:

Weil die Alex¹² zum Beispiel, die vom Secondhand-Shop, die kennt sich da voll aus, was halt so dieses Nachhaltigkeitsthema angeht, was das halt alles mit unserer Natur macht, bei den ganzen Klamotten, wie die hergestellt werden, wie viel da einfach verschmissen wird und wie viel halt echt weggeschmissen wird in den Geschäften.

Das Komparative kam unterdessen insofern zum Vorschein, als dass sie sich positiv von ihrer Freundin abgrenzt und ihre eigene Position innerhalb der Gruppe bestimmte, d. h. als die Studentin mit begrenzten finanziellen Mitteln und Handlungsspielräumen: „[S]ie ist da noch viel, viel mehr, also viel aktiver, sagen wir mal, als ich und die hat auch mehr Kohle.“

Der subjektive Gewinn, den sich Individuen von Bezugsgruppen versprechen (ebd.: 190), scheint hier einerseits in der sozialen Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu sein, die – ähnlich wie bei der Kleidertauschgemeinschaft – im Alltag Unterstützung und insbesondere Solidarität verheißt. Angesichts der Tatsache, dass wir uns in einer Gesellschaft befinden, in der Nachhaltigkeit mehr und mehr zum Imperativ gebildeter Personen wird, wird andererseits vermutet, dass sie durch die Nachahmung bestimmter Verhaltensmuster dasselbe Prestige und dieselbe Anerkennung beabsichtigt, die sie selbst ihren Freunden zuspricht.

¹² Name geändert.

Dies illustrierte auch ihre abwertende Haltung gegenüber ihrem damaligen Freundeskreis, in dem ihrer Erzählung nach der Konsum von teurer Markenkleidung für die soziale Konformität ausschlaggebend ist. Vor dem Hintergrund, dass der Preis für Gemeinschaft und Sicherheit in der Beschränkung von Individualität und Freiheit liegt (Bauman, 2009), wird Annas Orientierung an ihren derzeitigen Freunden noch eine weitere Bedeutung zugesprochen: In einem Zeitalter, in dem das Bestreben nach Individualität und Einzigartigkeit ein essentielles Bedürfnis im Leben vieler Menschen darstellt, deutet Annas Hinwendung zu einem Umfeld, dessen nachhaltige Grundsätze als eine Abgrenzung zu anderen sozialen Gruppen anmuten, auf eine Strategie hin, diese Paradoxie zu überwinden und beides zu vereinen, also sowohl Individualität als auch Zugehörigkeit.

Eine weitere Distinktion zu anderen Gruppen und Lebensstilen erfolgt in Annas Fall vor allem gegenüber ihrer Familie. Dass diese Divergenz dabei nicht zwingend generationsbedingt ist, zeigte sich daran, dass im Laufe des Interviews immer wieder ihr fünf Jahre jüngerer Bruder stellvertretend für die Familie als Negativ-Beispiel angeführt wird, was das Konsumverhalten betrifft. Gerade vor dem Hintergrund, dass sie die einzige Person mit einer akademischen Ausbildung in der Familie ist bzw. diese anstrebt, stellt sie sich hier in einer ökologischen Wertehierarchie als diejenige Person mit mehr sozialem Kapital dar, denn „selbst die Artikulation einer Aversion kann subjektiv als Belohnung empfunden werden“ (Jäckel, 2011: 190).

Die kritischen Wahrnehmungsweisen gegenüber einer konsumorientierten Gesellschaft und dem kapitalistischen Wirtschaftssystem, die sich bereits in Annas alltäglichen Verhaltensweisen andeuten, werden nun abschließend noch einmal konkret aufgegriffen und auf gesellschaftsrelevante Hintergründe sowie Tendenzen und Entwicklungen untersucht.

Entkopplung von staatlicher und gesellschaftlicher Fremdbestimmung

Konsum erscheint in unserer Gesellschaft als eine der wenigen Möglichkeiten, durch die der Konsument frei und unabhängig über sich und den Ausdruck seiner Individualität bestimmen kann (Hellmann, 2013: 19). In Annas Augen handelt es sich dabei jedoch um eine Illusion, da Bedürfnisse bewusst künstlich erzeugt würden, um die Wahrnehmung des Menschen zu manipulieren:

[A]lso eigentlich braucht man gar nicht so viel. Das wird einem halt immer vermittelt, so die Bedürfnisse, glaub ich, sollen immer geschaffen werden, dass man sich immer wieder was Neues kauft oder noch

mehr kauft, obwohl man das eigentlich gar nicht braucht oder eigentlich viel weniger braucht zum Leben, als das, was man hat. Das wird einem quasi immer die ganze Zeit vorgegaukelt und vorgegeben.

Konkret verantwortlich seien dabei sowohl die Werbung, die sozialen Zwänge unserer Gesellschaft und der Arbeitswelt (Stichwort Dresscode) als auch Politiker, denn „die wollen uns gar nicht zum Nachdenken anregen, das ist ja das Schlimme, die wollen uns quasi so in diesem Teller halten und kaum einer schaut mehr über den Tellerrand drüber.“

In dieser Lesart kommt eine persönliche Haltung zum Vorschein, bei der das Vertrauen in den Staat und in die Politik zum Großteil nicht (mehr) vorhanden ist. Hier lohnt sich ein Blick auf die Generationenforschung, der zufolge Annas Generation zwar von materiellem Überfluss umgeben ist, aber dennoch aus ‚Krisenkindern‘ bestehe.¹³ Im Vergleich zur Generation der Nachkriegszeit besitze diese Generation keinen Glauben mehr an eine Aufwärtsbewegung oder an ein weiteres Wachstum, sondern werde vielmehr dauerhaft von einem unsicheren Lebensgefühl begleitet, da sie aufgrund bedenklicher Zukunftsprognosen jederzeit mit der nächsten Krise rechne (Bund, 2014: 41).

Um diesen prekären und instabilen Lebensumständen sowie einer Fremdbestimmung durch Gesellschaft, Wirtschaft und Politik gegenüberzutreten, erachtet Anna es als notwendig,

dass man halt selber immer wieder sich selbst hinterfragen muss und das ganze System hinterfragen muss. Und halt sich selber dann auch wieder mal so kritisch [hinterfragt] – weil ich seh’s ja auch mal wieder mal bei mir selber, dass ich mir denk ‚Scheiße, das hätt ich jetzt nicht kaufen brauchen‘. So, aber dann muss man sich halt irgendwie selber mal an der Nase packen.

In dieser Deutung erklärt sich die kritische Reflektion sowie Reduktion ihres eigenen Konsumverhaltens also nicht mehr nur aus ökologischen, finanziellen oder alltagsentlastenden Motiven, sondern darüber hinaus auch als eine Art Selbstschutz und Selbstvorsorge für eine ungewisse Zukunft, denn „[j]e höher nämlich das erklommene Niveau an Komfort, Mobilität und Konsum, umso katastrophaler der Absturz, wenn all dies plötzlich entzogen wird“ (Paech, 2015: 66).

Diese Selbstbestimmung als „neues Gesellschaftsideal“ (Opaschowski, 2009: 22) für eine bessere Gesellschaft und eine lebenswertere Zukunft sowie

13 Besonders geprägt sei diese Generation dabei durch die Vorkommnisse des 11. September 2001, bei denen der Angriff auf das World Trade Center gleichzeitig eine symbolische Zerstörung von Wohlstand und Wirtschaftswachstum implizierte und die weitere Umwelt-, Wirtschafts- sowie Bildungskrisen nach sich zogen (Bund, 2014: 39f).

die Erweiterung ihres persönlichen Handlungsspielraumes, die sich bereits durch die dargelegten Praxen offenbart, deuten vor diesem Hintergrund auf eine übergreifende, vorsorgliche Bewältigungsstrategie, die in Form von Agency und Selbstwirksamkeit angesichts potentieller Krisen zum Ausdruck kommt.

Neue Prioritäten: Immaterielle Werte statt materieller Besitz

Übermäßiger Konsum stellt in Annas Augen nicht nur eine Belastung für die Umwelt sowie für den Menschen selbst und seinen Alltag dar, sondern diene lediglich als ein Versuch des Menschen, auf diese Weise alltägliche Belastungen und die eigene Unzufriedenheit zu kompensieren. Verantwortlich dafür macht die Studentin vor allem das Arbeitsmodell einer 40-Stunden-Woche. Um dieser subjektiv empfundenen Kausalität entgegenzuwirken, greift sie erneut auf ihre eigene Handlungsmacht zurück, ausgelöst dadurch,

dass ich eigentlich nimmer Vollzeit arbeiten will [...]. Da hat's dann eben so angefangen, so von meinem Lebensstil her, dass ich mir da halt schon gedacht hab ‚Ich will nimmer Vollzeit arbeiten, einfach keinen Bock drauf, die ganzen Abzüge, *für was?* Also *für wen* bitte?‘ Genau, und jetzt hab ich hier so ein Ehrenamt gefunden und das könnt ich mir halt voll gut [vorstellen], also wenn ich echt mal fertig bin mit dem Studium, dass ich halt sag, ich arbeite irgendwie so 27 Stunden und langweil mich dann auch, blöd gesagt, nicht, sondern hab halt eben zum Beispiel das Ehrenamt dann noch nebenher oder so.

Diese Wertehaltung impliziert demgemäß eine Festlegung neuer Prioritäten, die nicht mehr in einem hohen Lebensstandard, sondern stattdessen einer hohen Lebensqualität bestehen, sozusagen in einem „Leben in der Balance von materiellem und sozialen Wohlstand“ (Opaschowski, 2009: 20). Dass diese Prioritäten gleichzeitig mit dem Arbeitsleben vereinbar sein müssen, entspricht dabei der Anschauung eines Großteils von Annas Generation, der sog. *Generation Y*.¹⁴

Tugenden wie Fleiß und Arbeit nehmen dabei nach wie vor einen wichtigen Platz im Leben dieser Generation ein, wie durch Annas Bestreben, „sich nicht zu langweilen“ und neben einem Teilzeitberuf noch ein Ehrenamt auszuführen, widerspiegelt wird. Hierin kommt ein weiterer relevanter

¹⁴ Diese Generation wird vor allem dadurch charakterisiert, bestehende Grundsätze in allen Lebensbereichen – von Politik über Arbeit bis hin zu Familie und Freizeit – kritisch zu hinterfragen. Die Neubesinnung dieser Generation liegt grundsätzlich in einem Leben nach Maß statt Maßlosigkeit, in Beständigkeit statt Beliebigkeit, in Selbstverwirklichung und in Besinnung auf Nachhaltigkeit und soziale Kontakte, wodurch sie nicht zuletzt in der Arbeitswelt neue Maßstäbe setzt (Opaschowski, 2009).

Aspekt zum Vorschein, nämlich eine Rückbesinnung auf das kollektive Interesse durch die Übernahme sozialer Verantwortung und Achtsamkeit. Vor dem Hintergrund, dass gerade Menschen, die sich in der Vertikale zwischen Not und Überfluss ganz oben befinden, häufiger Sinnkrisen erleben als jene Menschen, die sich in einem Mittelbereich befinden und noch eine Aufwärtsbewegung anstreben (können) (ebd.: 31), suggeriert ihr Wunsch nach der Übernahme sozialer Verantwortung eine persönliche Strategie, um aus dieser Sinnkrise herauszufinden.

Während immaterielle Werte also eine Aufwertung erfahren, spricht Anna Statussymbolen sowie Besitztümern entsprechend weniger Bedeutung zu. Anhand folgender Aussage verdeutlicht sich exemplarisch, dass der Aspekt des Nutzens jenen des Besitzens übersteigt:

[A]lso ich kenn auch ein paar, die arbeiten 50 Stunden in der Woche und, weiß nicht, kaufen sich halt dann teure Autos oder so – gerade bei Autos kann ich’s immer nicht verstehen, das ist so ein krasses Statussymbol, wo ich mir denk ((zuckt mit den Schultern)). Für mich ist es wichtig, dass ich von A nach B komme und *wie* ist mir eigentlich egal.

Ferner wird hier erneut angedeutet, dass bestehende Wirtschafts- und Konsumpraktiken nicht förderlich für das Lebensglück des Menschen seien, da die Fixierung auf Statussymbole als ein Resultat von zu wenig Lebensqualität aufgrund zu hoher Arbeitszeiten angesehen wird. Vor diesem Hintergrund werden Annas nachhaltige Alltagspraxen als eine übergreifende Strategie gedeutet, die die Reduktion ihrer Arbeitszeit und folglich auch ihren geringeren Verdienst kompensieren sollen, um immaterielle Ziele wie Glück, Zeit und Zufriedenheit verwirklichen zu können. Der Zukunftsforscher Opatowski bewertet solche Perspektiven folgendermaßen: „Prestige gewinnt in Zukunft der, der mit sich und seinem Leben zufrieden ist, und nicht der, der sich immer mehr leisten kann“ (2009: 37).

Wertewandel als stille Revolution unserer Gesellschaft?

Die Untersuchung hat ergeben, dass das Kleidertauschen insbesondere durch ökonomische sowie ökologische Konflikte zu einer sozialen Praxis konstruiert wird und infolgedessen neue Konsummuster generiert werden. Ungeachtet der unterschiedlichen Motivationen erlebt die Praxis eine emotionale und positive Aufladung auf mehreren Ebenen: Während dem Tauschen eventisierte sowie gemeinschafts- und identitätsstiftende Charakteristika zugeschrieben werden und es als Möglichkeit eines nachhaltigen und zugleich kreativen Konsums erachtet wird, in der Vertrauen und soziales Handeln wichtige Konstituenten bilden, erfährt gebrauchte Kleidung eine Aufwertung,

indem sie als wertvoller Erinnerungsträger dient und ihre Weitergabe Kollektive vernetzt.

Annas Alltagspraxen zur individuellen Bearbeitung von Überfluss verdeutlichen zudem, dass Konsum subjektiv zunehmend als Belastung sowohl für die Umwelt als auch für das eigene Wohlergehen empfunden wird und daher Strategien zur beidseitigen Entlastung entwickelt werden. Ein minimalistischer Lebensstil und das Tragen gebrauchter sowie geflickter Kleidung dienen demzufolge einerseits als Vorgehensweisen zur Nachhaltigkeit, andererseits auch zur Konstruktion von Identität und als Ausdruck eines bestimmten Lebensstils und Individualität.

Welche ausgeprägte Rolle diese Aspekte in Annas Leben einnehmen, konkretisierte sich in ihrer Orientierung an und der partiellen Adaption von Werten und Verhaltensweisen einer sozialkapitalverheißenden Gruppe und zeitgleich in ihrer Abgrenzung gegenüber ihren konsum- und besitzorientierten Familienmitgliedern oder früheren Freunden.

Dem derzeitigen kulturwissenschaftlichen Nachhaltigkeitsdiskurs, demzufolge angesichts von globaler Armut (Winterberg, 2017) oder begrenzten Ressourcen (Tauschek/Grewe, 2015) insbesondere individuelle Wissenspotenziale eine ausschlaggebende Rolle spielen, kann demnach nur teilweise zugestimmt werden: Auch Sozialstrategien sind dieser Untersuchung nach als einflussreiche Faktoren für gegenwärtige nachhaltigkeitsintendierte Bewegungen zu erachten. Generell lässt dieses Verhalten eine partielle Entwicklung vermuten, in der das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe und nach gesellschaftlicher Anerkennung mit gemeinschaftlichem Konsum besser befriedigt werden können als mit der Zurschaustellung von Besitz und Status.

Dies spiegeln auch ihre Werthaltungen wider, die auf eine neu orientierte, kapitalismuskritische Lebensweise hindeuten, in der nicht mehr Wachstum, übermäßiger Wohlstand oder Besitztümer als prestigestiftend oder wertvoll erachtet werden, sondern Entschleunigung und Rückbesinnung auf individuell als sinnstiftend empfundene Aspekte wie Zeit, Glück und soziales Wohlbefinden. Die Abwertung von Materialität, die durch Annas Alltagspraxen zum Ausdruck kommt, verweist dabei auf eine übergreifende Strategie der Handlungsmacht: Indem Besitz und Konsum reduziert werden, ermöglicht sich Anna auch eine Kürzung ihrer Arbeitszeit und ihres finanziellen Verdienstes, wodurch wiederum eine stellenweise Entkopplung von einem durch staatliche und politische Akteure bestimmten System realisiert werden kann, die zugleich eine Besinnung auf immaterielle Werte und eine gesteigerte Lebensqualität darstellt.

Schlussendlich bringen nachhaltige und alternative Praxen des Konsumierens Auswirkungen auf unterschiedlichen Ebenen mit sich, sei es im sozialen Zusammenhalt, in der Arbeitshaltung, in der Wahrnehmung von Besitz, Statusmarkierung und Lebensqualität, in der Bedeutungsverschiebung von

Prestige oder in der stillen Auflehnung gegen staatliche sowie politische Akteure. Sie können so auch als Ausdruck eines friedvollen Protests und einer heimlichen, evolutionären Revolution (Hurrelmann, 2014: 201) unserer Gesellschaft gesehen werden.

Gerade vor diesem Hintergrund müssen sozialökonomische Bewegungen von einer Disziplin wie der Kulturwissenschaft weiterhin sehr ernst genommen werden, da die Erforschung nachhaltiger und alternativer Konsumpraxen auch in Zukunft eine essentielle Rolle in gesellschafts- sowie umweltpolitischer Hinsicht einnehmen wird. So könnten die Ergebnisse dieser Forschung als Ansatz dienen, um noch verstärkter die Determinanten nachhaltiger Verhaltensweisen zu identifizieren und auf diese Weise sozialökonomische Bewegungen zu fördern. Wenngleich auch Akteure solcher Bewegungen vermutlich aus einer gesellschaftlichen Minderheit bestehen, sind gerade „die Jungen, insbesondere die Urbanen und Gebildeten [...] die Trendpioniere für einen neuen Lebensstil in Krisen- und Nach-Krisenzeiten“, denn „Veränderungen kündeten sich immer in Minderheiten an“ (Opaschowski, 2009: 18).

Literaturverzeichnis

- Bauman, Zygmunt (2009): *Gemeinschaft. Auf der Suche nach Sicherheit in einer bedrohlichen Welt*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Bausinger, Hermann (2015): *Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Betz, Gregor (2016): *Vergnügter Protest. Erkundungen hybridisierter Formen kollektiven Ungehorsams*, Wiesbaden: Springer VS.
- Bohnsack, Almut / Hülsenbeck, Annette (2000): *Lebensmuster – Biographien in Stoff: Kleidung als Zeitspeicher*, Bramsche: Rasch.
- Botsman, Rachel / Rogers, Roo (2011): *What's mine is yours. How collaborative consumption is changing the way we live*, London: Collins.
- Brednich, Rolf Wilhelm (2001): „Quellen und Methoden“, in: ders. (Hrsg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, Berlin: Reimer, 77–100.
- Bund, Kerstin (2014): *Glück schlägt Geld. Generation Y: Was wir wirklich wollen*, Hamburg: Murmann.
- Craik, Jennifer (2014): „Mode als Körpertechnik: Körperarbeit, Modearbeit“, in: Mentges, Gabriele (Hrsg.): *Kulturanthropologie des Textilen*, Berlin: edition ebersbach, 287–304.
- Derwanz, Heike (2018): „Zwischen Kunst, Low-Budget und Nachhaltigkeit. Kleidungsreparatur in Zeiten von Fast Fashion“, in: Krebs, Stefan et al. (Hrsg.): *Kulturen des Reparierens. Dinge – Wissen – Praktiken*, Bielefeld: transcript, 197–224.
- Gebhardt, Winfried / Hitzler, Ronald / Pfadenhauer, Michaela (2000): „Einleitung“, in: dies. (Hg.): *Events. Soziologie des Außergewöhnlichen*, Opladen: Springer, 9–13.
- Ebner, Claudia C. (2007): *Kleidung verändert. Mode im Kreislauf der Kultur*, Bielefeld: transcript.
- Grewe, Maria (2017): *Teilen, Reparieren, Mülltauchen. Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss*, Bielefeld: transcript.

- Gronemeyer, Marianne (2012): „Im freien Wertverfall. Wachstumslogik und Müllproblematik“, in: oekom e.V. – Verein für ökologische Kommunikation (Hrsg.): *Robstoffquelle Abfall. Wie aus Müll Produkte von morgen werden*, München: Oekom-Verlag, 24–29.
- Hellmann, Kai-Uwe (2013): *Der Konsum der Gesellschaft. Studien zur Soziologie des Konsums*, Wiesbaden: Springer VS.
- Hurrelmann, Klaus / Albrecht, Erik (2014): *Die heimlichen Revolutionäre. Wie die Generation Y unsere Welt verändert*, Weinheim / Basel: Beltz.
- Jäckel, Michael (2011): *Einführung in die Konsumsoziologie. Fragestellungen – Kontroversen – Beispieltexte*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kruse, Jan (2014): *Qualitative Interviewforschung: ein integrativer Ansatz*, Weinheim: Beltz Juventa.
- Lange, Hellmuth (2002): „Veränderungen von Lebensstilen als gesellschaftliche Aushandlungsprozesse“, in: Rink, Dieter (Hrsg.): *Lebensstile und Nachhaltigkeit. Konzepte, Befunde, Potentiale*, Opladen: Leske + Budrich, 205–228.
- Lehnert, Gertrud (2013): *Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis*, Bielefeld: transcript.
- Lehnert, Gertrud (2014): „Mode und Moderne“, in: Mentges, Gabriele (Hrsg.): *Kulturanthropologie des Textilen*, Berlin: edition ebersbach, 251–264.
- Lehnert, Gertrud (2015): „Mode als kulturelle Praxis“, in: Gürtler, Christa / Hausbacher, Eva (Hrsg.): *Kleiderfragen. Mode und Kulturwissenschaft*, Bielefeld: transcript, 29–44.
- Meyer-Drawe, Käte (2003): „Die Dinge als ‚Beinahe-Kameraden‘“, in: *Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation*, 18, 16–21.
- Müller, Bernadette (2011): *Empirische Identitätsforschung. Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung*, Wiesbaden: Springer VS.
- Opaschowski, Horst (2009): *Wohlstand neu denken. Wie die nächste Generation leben wird*, Gütersloh: Gütersloher Verl.-Haus.
- Paech, Niko (2015): *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*, München: Oekom-Verlag.
- Schäfer, Martina (2002): „Die täglichen Mühen der Ebene – von Ansprüchen und Widersprüchen nachhaltigen Konsumverhaltens“, in: Scherhorn, Gerhard / Weber, Christoph (Hrsg.): *Nachhaltiger Konsum. Auf dem Weg zur gesellschaftlichen Verankerung*, München: Oekom-Verlag, 63–71.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): „Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lasens“, in: Göttisch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hrsg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin: Reimer, 169–188.
- Schmidt, Christiane (2007): „Analyse von Leitfadeninterviews“, in: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Hamburg: Rowohlt, 447–455.
- Schmitt, Martina et al. (2017): „Sharing – eine innovative, soziale Praktik für einen ressourcenschonenden, nachhaltigeren Konsum?“, in: Jaeger-Erben, Melanie et al. (Hrsg.): *Soziale Innovationen für nachhaltigen Konsum. Wissenschaftliche Perspektiven, Strategien der Förderung und gelebte Praxis*, Wiesbaden: Springer VS, 71–98.
- Tauschek, Markus / Grewe, Maria (2015): *Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*, Frankfurt am Main / New York: Campus Verlag.
- Winterberg, Lars (2017): *Die Not der Anderen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Aushandlungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels*, Münster / New York: Waxmann.

Das transnationale Praktikum in der Berufsausbildung. Eine qualitative Untersuchung einer deutsch-französischen Mobilitätsmaßnahme für Auszubildende im Gastgewerbe

Tabea Sollbach

Abstract: Der deutsch-französische Gruppenaustausch der Pro Tandem Agentur ist ein einzigartiges Austauschformat, das Auszubildenden ermöglicht, in ihrer Disziplin ein mehrwöchiges Praktikum im Partnerland zu absolvieren. Am Beispiel des Austauschverfahrens zwischen dem Börde Berufskolleg in Soest und dem Lycée Jean-Monnet in Libourne im März 2018 werden Erfolgsfaktoren der Begegnung identifiziert. Die Evaluierung erfolgt auf Basis von Interviews mit den Auszubildenden und einer anschließenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring. Die Begegnung erweist sich dabei vor allem hinsichtlich der beruflichen Entwicklung als Erfolg. Bedarf besteht allerdings noch in der Vor- u. Nachbereitung des Austauschverfahrens, um bei den Teilnehmenden der Verhärtung von stereotypisierendem Denken vorzubeugen.

Zur Person: Tabea Sollbach studierte MA Interkulturelle Europa-Studien an der Universität Regensburg, der Université Clermont-Ferrand und der Universidad Complutense de Madrid. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Masterarbeit. Betreuerin: PD Dr. Dagmar Schmelzer.

Schlagwörter: interkulturelles Lernen; transnationales Praktikum; Auslandspraktikum; Mobilitätsmaßnahme; Gruppenaustausch

Seit 1992 bietet die deutsch-französische Mobilitätsmaßnahme zwischen dem Börde-Berufskolleg in Soest (NRW) und dem Lycée Professionnel Industriel et Hotelier Jean Monnet in Libourne (Region Neu-Aquitainen) Auszubildenden die Möglichkeit, während eines Auslandspraktikums Kultur und Arbeitsweisen des Nachbarlandes kennenzulernen. Es handelt sich hierbei um ein besonderes Programm, weil es an der Schnittstelle zwischen Schüleraustausch

und Praktikum angesiedelt ist und durch Rahmenveranstaltungen vielseitige Begegnungen zwischen beiden Kulturen ermöglicht. In der Nähe von Libourne liegen weltweit bekannte Weinanbaugebiete wie die des Großraums Bordeaux, Pomerol oder Saint-Émilion. Dort absolvieren die deutschen Berufsschülerinnen und Berufsschüler in einem Betrieb in ihrer Ausbildungsspezialisierung ein drei- bis vierwöchiges berufsbezogenes Praktikum. Der Austausch erfolgt in Tandemform, d. h., dass ein halbes Jahr vor dem Besuch in Libourne ein Praktikum mit den französischen Partnerinnen und Partnern in der Soester Börde stattfindet.

Diese Mobilitätsmaßnahme des Gastgewerbes ist ein Beispiel von insgesamt etwa fünfzig Branchen der beruflichen Erstausbildung, die von Pro Tandem in Saarbrücken im Rahmen berufsbezogener Gruppenaustauschprogramme gefördert werden. Die Pro Tandem Agentur, früher bekannt als das *Deutsch-Französische Sekretariat für den Austausch in der beruflichen Bildung* (DFS) mit Sitz in Saarbrücken, bietet den organisatorischen und finanziellen Rahmen für Mobilitätsmaßnahmen sowohl für Schülerinnen und Schüler als auch für Lehrkräfte. Neben dem Deutsch-Französischen Jugendwerk und Erasmus+ stellt sie eine wichtige öffentliche Finanzierungsquelle für die Mobilität in der beruflichen Bildung dar. Pro Tandem bietet somit einen wichtigen organisatorischen Rahmen für ein einzigartiges, binationales Austauschprogramm.

Vonseiten der Tandemagentur wie auch der begleitenden Lehrkräfte verfolgt das Austauschverfahren folgende Zielsetzungen: erstens den Erwerb fachlicher Kenntnisse und das Kennenlernen anderer Arbeitsabläufe; zweitens das Sammeln persönlicher Erfahrungen, insbesondere das Lernen im Umgang mit unbekanntem (Alltags-)Situations. Somit soll die Mobilitätsmaßnahme bewirken, dass die Beteiligten ihren beruflichen Alltag vor dem Hintergrund des französischen Arbeitslebens neu reflektieren. Drittens sollen die Fremdsprachenkenntnisse ausgebaut werden. Viertens spielt der Erwerb landeskundlicher und gleichzeitig berufsbezogener Kenntnisse eine große Rolle, weshalb die Ausflüge stets mit dem Thema Gastronomie verbunden sind. Nicht zuletzt ergibt sich aus dem Standort der Partnerschule im Großraum Bordeaux ein Schwerpunkt im Kenntniserwerb des Weinbaus. Ein konkretes Ziel ist nicht zuletzt der Erwerb der Europass-Mobilität. Dabei handelt es sich um einen offiziellen Nachweis über eine Mobilität im europäischen Ausland innerhalb der Berufsausbildung. Durch den Europass wird anerkannt, dass ein Teil der Ausbildung im Ausland absolviert wurde. Dies kann bei zukünftigen Bewerbungen die Chancen auf dem Arbeitsmarkt im In- und Ausland erhöhen.

Dabei haben die Organisatoren einige Schwierigkeiten zu überwinden: Die Betriebe, in denen die Auszubildenden ihre duale Berufsausbildung absolvieren, müssen eine einmonatige Abwesenheit genehmigen, was insbesondere

für kleine gastronomische Betriebe nicht selbstverständlich ist. Es kann auch vorkommen, dass diese kurz vor der Auslandsphase wegen personeller Engpässe die Teilnahme ihres Auszubildenden absagen müssen. Ziel der vorliegenden Untersuchung ist deshalb, den Mehrwert einer Teilnahme von Auszubildenden aus deren Sicht herauszustellen. Die Ergebnisse sollen darüber hinaus Erkenntnisse über interkulturelles Lernen während eines transnationalen Praktikums bieten und aufzeigen, von welchen Faktoren es begünstigt wird. Nicht zuletzt soll herausgefunden werden, inwiefern die Auslandserfahrung Auswirkungen auf den weiteren Werdegang hat, da sich viele Teilnehmer zum Zeitpunkt des Austausches kurz vor der Abschlussprüfung befinden und bald darauf einen neuen Lebensabschnitt beginnen.

Das transnationale Praktikum im deutsch-französischen Kontext

Wenn man sich im deutsch-französischen Kontext bewegt, ist es in einer Praktikumsmaßnahme zwischen beiden Ländern hilfreich, die landesspezifische Bedeutung des Praktikums bzw. frz. *stage* zu kennen,

denn das Verständnis ihrer ‚sozialen Bedeutung‘ der hinter den scheinbar gleichen Worten verborgenen kulturellen Charakteristika und Unterschiede, kann dazu beitragen, Erwartungshaltungen und Einstellungen von Praktikanten aus dem anderen Land an Schulen und in Betrieben zu begreifen. (Vatter / Robichon, 2013: 18 f.)

Die Erwartungen an ein Auslandspraktikum offenzulegen kann demnach zu einem größeren Erfolg führen, wenn sowohl der Praktikant als auch der aufnehmende Betrieb sich der Erwartungshaltung des jeweils anderen bewusst sind. Somit ist ein Praktikum in Deutschland in vielen Branchen oft eine wichtige Voraussetzung, um sich nach dem Studium oder nach einer schulischen Ausbildung beruflich zu qualifizieren. Oft werden dafür auch unbezahlte Praktika in Kultureinrichtungen oder in den Medien in Kauf genommen, wodurch häufig „recht beeindruckende Praktikumskarrieren“ (ebd.: 21) zustande kommen. Nicht selten spricht man im deutschen Sprachraum auch von der ‚Generation Praktikum‘. Ein Praktikum zu absolvieren wird gesellschaftlich oft vorausgesetzt, ist zudem aber auch aus Sicht der Praktikantin bzw. des Praktikanten selbst von Bedeutung, „beispielsweise hinsichtlich der Erwartungen an ein Praktikum, die konkrete Ausgestaltung desselben im Betrieb oder auch seine Rolle im Gesamtkontext der Ausbildung“ (ebd.). Das französische Schulsystem dagegen ist weniger von der Vermittlung praktischer Arbeitsformen geprägt als das deutsche. Die Anwendung von Wissen erfolgt im Normalfall vorrangig nach Ende der schulischen Ausbildung.

Daraus können im Zuge eines transnationalen Praktikums Missverständnisse entstehen:

Daraus resultiert, dass französische Praktikanten, aus Sicht deutscher Betreuer, bisweilen passiver und vermeintlich unselbstständiger erscheinen mögen als ihre deutschen Pendanten, die bereits früher dazu angeleitet werden, selbständig Entscheidungen zu treffen und Probleme zu lösen. Umgekehrt könnte dies aus französischer Sicht wiederum als forsch oder vorschnell, vielleicht sogar als Überschreitung von Kompetenzen interpretiert werden. (Vatter / Robichon, 2013: 22)

Auch in Frankreich sind Praktika durchaus in die Ausbildung integriert, werden allerdings durch präzisere Vorgaben bestimmt und finden fast ausschließlich in einem schulischen Rahmen statt.

Für transnationale Praktika können die genannten Unterschiede beider Länder bedeuten, dass die gegenseitigen Erwartungen von Betrieb und dem ausländischen Praktikanten nicht übereinstimmen oder dass beide Beteiligten von bestimmten Gegebenheiten überrascht werden (vgl. Vatter et al., 2013: 241).

Bedingungen von Lerneffekten in einer internationalen Begegnung

Um die Lerneffekte einer deutsch-französischen Begegnung zu evaluieren, sollen zunächst auf Basis bisheriger Studien Faktoren zum Gelingen internationaler Begegnungen herausgestellt werden. Oft wird angenommen, dass Auslandsaufenthalte zwangsläufig zum Erwerb interkultureller Kompetenz führen. Dies gelingt jedoch nur, wenn eine interkulturelle Erfahrung (wie die des Auslandspraktikums) in „Erfahrungswissen“ transformiert wird (Heimann, 2010: 104).

Die Faktoren, die Einfluss auf den Lerneffekt einer interkulturellen Erfahrung nehmen, lassen sich nach Maletzke (1996: 169 f.) grob in sechs Kategorien einteilen: erstens die Dauer des Auslandsaufenthalts, zweitens das interkulturelle Vorverständnis der Teilnehmer, drittens die sozialen Beziehungen, die die Beteiligten vor Ort erleben, z. B. durch die Unterbringung in einer Gastfamilie, und viertens die Erwartungen an den Auslandsaufenthalt. Entscheidend sind fünftens weiterhin die persönlichen Voraussetzungen der Teilnehmer, z. B. die Fähigkeit zur Toleranz, verstanden als Fähigkeit, „die eigene kulturbedingte Sichtweise zurückstellen und – soweit überhaupt möglich – die Sichtweise der Gastkultur zu praktizieren“ (Maletzke, 1996: 132). Sechstens spielt schließlich die interkulturelle Distanz eine große Rolle. Darunter

ist zu verstehen, dass einige Kulturen eine größere kulturelle Distanz zueinander haben als andere, wie z. B. Hofstede et al. (2010) in seinen Studien über Kulturdimensionen dargelegt hat. Im Allgemeinen gilt die Regel: „Je geringer diese Distanz ist, umso einfacher und wahrscheinlicher ergibt sich ein adäquates Verstehen der anderen Seite. Bei großer Distanz dagegen kommt es leicht zu einem Missverstehen oder Nicht-Verstehen“ (Maletzke, 1996: 34). Dementsprechend verdeutlicht die Studie von Thomas et al. (2002: 149) über die Lerneffekte eines deutsch-japanischen Kurzzeitprogramms, dass die Wirksamkeit einer Austauschmaßnahme stets von situativen Bedingungen (z. B. dem Rahmenprogramm) und Charakteristika der Teilnehmenden abhängen und diese bei einer Auswertung berücksichtigt werden müssen. Thomas (ebd.: 147) nennt folgende Faktoren, die zu positiven Wirkungen führen:

- Nicht zu negative gegenseitige Voreinstellungen
- Statusähnlichkeit der Kontaktpartner(innen)
- Erleben von nicht vorurteilskonformem Verhalten
- Intensiver statt oberflächlicher Kontakt
- Kooperation statt Wettbewerb
- Einbettung der Begegnung in ein positives soziales Klima
- Existenz interkulturell kompetenter Lernmodelle, die Unterstützung geben

Der Erfolg einer interkulturellen Begegnung hängt also von vielen Faktoren ab, welche die Teilnehmenden schon als Voraussetzung selbst mitbringen. Einige Voreinstellungen oder auch ein positives Gruppenklima können jedoch durch betreuende Lehrkräfte in Form von „Metakommunikation“ (Treuheit et al., 1990: 178) positiv beeinflusst werden. Dies bedeutet, dass „(mislungene) Handlungen oder Kommunikationsprozesse selbst zum Gegenstand der Kommunikation werden“ (Bolten, 2015: 123). Allerdings wurde in Studien zugleich beobachtet, dass eine solche Metakommunikation zugunsten einer „Tendenz zur Harmonisierung“ häufig nicht stattfindet (Treuheit et al., 1990: 177 f.)

Durchführung sowie empirische Befunde zu Lerneffekten aus der Sicht der Auszubildenden

Die Vorbereitungsphase auf den Austausch ist durch administrative Absprachen zwischen den Lehrkräften, Betrieben und Teilnehmenden geprägt. Die Auszubildenden wurden in insgesamt ca. zwanzig Unterrichtsstunden durch eine externe französischsprachige Lehrkraft landeskundlich und sprachlich

auf den Auslandsaufenthalt vorbereitet. Durch diese Vorbereitung wird gewährleistet, dass sich die Auszubildenden in Notfällen sowie im Praktikumsalltag ausdrücken können. Französischkenntnisse sind dabei keine Voraussetzung für die Teilnahme am Austauschprogramm. Dennoch wiesen drei der acht Teilnehmenden vor Beginn des Programms schon Grundkenntnisse in Französisch vor. Während des Aufenthalts wechselten sich vier deutsche Lehrkräfte für die Betreuung vor Ort in Libourne ab und pflegten gleichzeitig den Kontakt zu den französischen Lehrkräften, der ein wesentlicher Grund für den Erfolg der Kooperation dieser langen Partnerschaft ist.

Durch eine externe Sprachbegleitung konnte über den gesamten Zeitraum des Austauschs sichergestellt werden, dass unvorhergesehene Situationen sprachlich geregelt und organisatorische Angelegenheiten sowie das kulturelle Programm bei Bedarf übersetzt werden. Fester Bestandteil war auch ein Tandemsprachkurs in der Einführungswoche, in dem durch eine externe Tandemlehrerin mit landeskundlichen und berufsspezifischen sowie sprachlichen Inhalten auf die Praktikumszeit in den Betrieben vorbereitet wurde.

Das Austauschprogramm in Libourne 2018 setzte sich aus folgenden Komponenten zusammen:

- Einführungswoche mit Tandemkurs (sprachliche und interkulturelle Vorbereitung in Anwesenheit einer externen Tandemlehrerin)
- Erster Arbeitskontakt im Übungsrestaurant der Schule
- Jeden Montag kulturelles, berufsbezogenes Rahmenprogramm (Führung durch die Stadt Libourne, Empfang im Rathaus, Besuch des Weinguts Montleau mit Führung, Führung durch die Stadt St. Émilion, Besuch der *Cité du Vin* in Bordeaux sowie Ausflug auf die Dune du Pyla)
- Ggf. Gastfamilienaufenthalt nach der Einführungswoche
- Praktikum im Betrieb ab der zweiten Austauschwoche mit mindestens zwei Besuchen vonseiten der deutschen Lehrer und Sprachbegleitung
- Gemeinsame Feedbackrunde

Mithilfe eines halbstandardisierten Interviewleitfadens wurden mit acht Auszubildenden ca. zweieinhalb Monate nach Beendigung des Auslandsaufenthaltes einzeln ein Interview durchgeführt. Die 27 bis 59 Minuten langen Interviews wurden in einer lockeren Atmosphäre hauptsächlich in einem Café in Soest aufgenommen und anschließend transkribiert. Dabei ging es vor allem darum, die Interviews nach dem Prinzip der Offenheit durchzuführen. Ohne Lenkung von Antworten wurde dem Interviewten somit die Möglichkeit gegeben, subjektive Deutungen darzulegen und selbst Zusammenhänge zu entwickeln (vgl. Mayring, 2016: 68) und somit auch den weiteren Gesprächsverlauf mitzubestimmen.

Hintergrundinformationen wurden am 22. Juni 2018 im Rahmen eines Interviews mit dem Begründer der Mobilitätsmaßnahme Heinrich Schulte in Soest gesammelt, dem aufgrund seiner langjährigen Erfahrung in der deutsch-französischen Zusammenarbeit eine Expertenstellung zukommt.

Erwerb berufsbezogener Fachkenntnisse

Obwohl nicht zu erwarten stand, dass der Erwerb von Fachkenntnissen in einem einmonatigen Praktikum besonders signifikant sein würde, nannten die Befragten zahlreiche Lerneffekte. Die Köche lernten, neue Gerichte zuzubereiten, und die Restaurantfachleute konnten zahlreiche Facetten des Weinservice kennenlernen, die ihnen aus ihrem Heimatbetrieb nicht bekannt waren. Darüber hinaus konnten Umgangsformen wie das Präsentieren der Weinflasche und das saubere Einschenken geübt werden. Eine Teilnehmerin betonte: „Natürlich habe ich im Bereich Weinservice viel mehr Routine reinbekommen, die ich in Deutschland nie bekommen hätte, da ich wirklich teilweise drei Stunden am Stück Weinservice gemacht habe.“

Neben neuen Fachkenntnissen nannten die Befragten häufig, dass sie eine neue Arbeitsweise erlebt hätten, die als sehr entspannt aber auch als sehr präzise wahrgenommen wurde („Das, was man in der Schule lernt, haben [die französischen Arbeitskollegen] genauestens umgesetzt“). Einem Teilnehmer, der sein Praktikum in einem familiären und traditionellen Betrieb absolvierte, fiel auf, dass der Service nicht so sehr auf die ‚Masse‘ bezogen sei und dass sich in Frankreich viel mehr Zeit für jeden einzelnen Gast genommen werde. In seinem Heimatbetrieb hingegen werde verlangt, Aufgaben sehr schnell zu bearbeiten.

Darüber hinaus wurde auch der Arbeitsrhythmus genannt, der wegen der regelmäßigen Arbeitszeiten als sehr angenehm empfunden wurde. Außerdem konnte der Arbeitsalltag besser geplant werden, weil die Gäste in den gehobenen Restaurants normalerweise im Voraus reservierten und selten unangekündigt kamen: „[E]s gab immer reservierte Tische, selten hatte ein Gast nicht reserviert. Bei uns in Deutschland reserviert man wirklich nur, wenn man mit einer großen Gruppe unterwegs ist, zu zweit reserviert man ja meistens gar nicht.“

Zu den berufsspezifischen Fachkenntnissen zählt auch das Erleben einer anderen Aufgabenverteilung innerhalb des Arbeitsteams, wie zum Beispiel in der Küche, wo das Essen meist von verschiedenen Köchen zubereitet wurde: „Dann gab es einen ganzen Bereich nur für Desserts und einen anderen für Vorspeisen und Canapés, es gab also drei verschiedene Theken. Das haben wir zum Beispiel nicht, bei uns kommt alles von derselben Theke.“

Nicht zuletzt konnten die Auszubildenden eine neue Form des Arbeitsklimas kennenlernen. Besonders häufig genannt wurde dabei das gemeinsame Mittagessen mit den Kollegen während der Arbeitszeiten, „[n]icht wie im deutschen Service, wo man ankommt und es auf Anrieb losgeht“. Die Auszubildenden nahmen dieses Arbeitsklima im Unterschied zu Deutschland als entspannter wahr.

Insgesamt kann vor allem das Zusammenwirken der unterschiedlichen Arbeitskulturen sowohl für die deutschen Auszubildenden als auch für die aufnehmenden französischen Betriebe als besonders bereichernd angesehen werden. So hat ein Praktikant auf Wunsch seines Chefs ein deutsches Gericht gekocht, das im Anschluss auf die Speisekarte übernommen wurde. Er berichtet mit sehr viel Dankbarkeit von diesem Erlebnis: „Und dann haben die das auf die Menükarte gestellt, das war für mich das Highlight da! [...] Das war eine sehr schöne Erfahrung. Dass mal einer zu dir sagt: koch mal was Deutsches!“ Dieses Beispiel verdeutlicht, dass ein Auslandspraktikum nicht nur die Kompetenzen der deutschen Praktikanten erweitert, sondern dass die *incoming mobility* in einem internationalen Arbeitsumfeld auch Synergien schafft.

Nach dem Auslandsaufenthalt wurden einige Kenntnisse, die im Ausland erworben wurden, konkret im Heimatbetrieb angewandt. Ein teilnehmender Koch hatte z. B. in Frankreich gelernt, wie man für das *à la carte*-Geschäft kocht, während er zuvor stets in der Großküche gearbeitet hatte. In einer Veranstaltung im Heimatbetrieb konnte er diese Kenntnisse, die er in seinem französischen Betrieb gelernt hatte, nach dem Austausch anwenden.

Rahmenprogramm zum Erwerb berufsbezogener landeskundlicher Kenntnisse

Um das Hauptziel des Programms – den Erwerb landeskundlicher gastronomischer Kenntnisse – zu erreichen, wurden u. a. jeden Montag mit den deutschen und französischen Lehrkräften und der Sprachbegleitung ein Gruppenausflug unternommen, für den die Auszubildenden von ihren aufnehmenden Ausbildungsbetrieben freigestellt wurden. Diese Programmpunkte standen stets in Verbindung mit dem Themenschwerpunkt Gastronomie, im besonderen Maße mit dem Weinanbau und seiner Tradition.

Der Ausflug zum Weinmuseum *Cité du vin* wurde von zwei Befragten angesprochen und positiv bewertet. Zweitens wurde der Ausflug zur Dune de Pyla in Arcachon von vier Befragten als schönstes Erlebnis der gesamten Austauschzeit wahrgenommen. Drei von acht Teilnehmern bekunden explizit ein gesteigertes Interesse am Thema Wein und Weinanbau.

Dies bestätigt den signifikanten Einfluss des informellen Programms auf den Erfolg von Jugendbegegnungen, auf die bereits verschiedene Studien hingewiesen haben (vgl. Treuheit et al., 1990: 228). Tatsächlich konnten die Auszubildenden neben den offiziellen Exkursionen vor allem in ihrer Freizeit ihre landeskundlichen Kenntnisse erweitern. So wurde bspw. zusammen mit den französischen Schülerinnen und Schülern ein Ausflug in die für ihren Wein bekannte Stadt Saint-Émilion organisiert. Nicht zuletzt konnten die deutschen Auszubildenden auch einen Einblick in das französische Schulsystem erhalten. Dabei beobachteten sie, dass die Berufsausbildung im Gegensatz zum deutschen dualen System in Frankreich theoretischer ausgerichtet ist.

Zusammenfassend zum Rahmenprogramm lässt sich festhalten, dass die informellen Programmpunkte den tiefsten Eindruck bei den Auszubildenden hinterlassen haben. Es fiel auf, dass sie besonders auf diejenigen Programmpunkte eingingen, die nicht durch schulischen Charakter geprägt waren. Genannt wurde vor allem der Besuch in der Cité du Vin, einem Museum, das nicht über eine Führung, sondern mit Hilfe von Audio-Guides und interaktiven Elementen erkundet wurde. Die Tatsache, dass die vier Stadtführungen nicht und auch der Tandemunterricht nur mäßig erwähnt wurde, bekräftigt diese These.

Erwerb interkultureller Kenntnisse

Die Auszubildenden kamen sowohl in ihren Gastfamilien als auch im Arbeitsumfeld in interkulturellen Kontakt, wobei diejenigen, die viel Zeit mit und in den Gastfamilien verbracht hatten, die meisten kulturellen Erfahrungen gesammelt haben. Ein Teilnehmer berichtete begeistert von der Gastfreundschaft seiner Austauschfamilie, in der er am Wochenende untergebracht war („So nett hat mich noch niemand aufgenommen.“). Ein anderer Teilnehmer gab zu, vor der Abreise ein schlechtes ‚Bild von Franzosen‘ gehabt zu haben, das er aber im Laufe des Aufenthaltes ablegen konnte, weil er viele Gemeinsamkeiten mit seinem Austauschpartner gefunden hatte.

Bei zwei Teilnehmerinnen ergaben sich hingegen Probleme, da sie sich in der Gastfamilie, in der sie am Wochenende untergebracht waren, nicht wohl fühlten. Eine Teilnehmerin berichtet: „Das Bett war sehr hart, also überhaupt nicht so, wie man das von Deutschland gewöhnt ist. Ich wusste auch, dass es da nicht so sauber ist, wie wir es hier haben oder wie wir hier einen Gast empfangen würden.“ Der ständige Vergleich mit ihren deutschen Gewohnheiten zeigt, dass somit wenig Gemeinsamkeiten mit dem Austauschpartner geteilt wurden. Dieses Beispiel bestätigt zudem, dass sich die Statusungleichheit negativ auf den Austauschverlauf ausgewirkt hat, was bereits durch eine

große Anzahl an Studien belegt wurde (vgl. Thomas, 2006: 15; Maletzke, 1996: 173). Diese Aussagen stimmen darüber hinaus mit Ergebnissen von Studien überein, die davon ausgehen, dass eine familiäre Beziehung zwischen den Austauschpartnern wichtig für einen positiven Verlauf des Aufenthaltes ist.

Die genannten Beispiele bestätigen, dass der alleinige Kontakt mit einer anderen Kultur nicht ausreicht, um positive Veränderungen auszulösen (vgl. Maletzke, 1996: 172). Sie hängen auch von den Voreinstellungen ab, die in einem interkulturellen Vorbereitungskurs abgebaut werden müssen, damit sich der anschließende Auslandsaufenthalt positiv entwickelt (vgl. Heimann, 2010: 275, 297 ff.).

Persönliche Entwicklung

Viele Aussagen der Befragten deuten darauf hin, dass die Auslandserfahrung auch auf persönlicher Ebene Spuren hinterlassen hat. Vier von acht Auszubildenden erwähnten, dass sie sich nach dem Programm selbstständiger fühlten. Auch wenn die anwesenden Lehrkräfte ihnen stets Unterstützung leisteten, waren sie im Ausland oft auf sich allein gestellt. Somit bewältigten sie schwierige Alltagssituationen im fremden Umfeld vor Ort häufig allein.

Aus einigen Aussagen geht hervor, dass die Auszubildenden im ausländischen Betrieb eine hohe Wertschätzung erfahren haben: „Es war die Erfahrung Wert zu kommen, dass du einfach mal rauskommst und mal zu sehen, dass deine Arbeit auch wirklich geschätzt wird. Sodass du auch weißt, was du kannst.“ Bei einem Praktikanten bewirkte der Auslandsaufenthalt außerdem, dass er seit der Rückkehr im Heimatbetrieb anders mit Stresssituationen und Kritik umgeht: „Ja, ich gehe viel ruhiger an die Arbeit. Ich bin nicht mehr so gestresst, wenn Fehler passieren [...]. Ich denke mir dann einfach: komm, mach einfach weiter! Ja, das hat schon was gebracht.“

Bestätigt wird auch die Annahme, dass Auslandserfahrungen oft zu einer Leistungsorientierung führen, „einschließlich der Fähigkeit, erreichbare Erfolgsziele zu setzen, die weder zu hoch angesetzt sind, daß sie mit Sicherheit verfehlt werden, noch so niedrig angesetzt sind, daß kein Leistungserleben zustande kommen kann“ (Maletzke, 1996: 170). Eine Schülerin beschreibt dementsprechend: „Ich habe mir vorgenommen, mehr über Wein und den Weinanbau zu lernen und habe schon angefangen, unsere Weine, die wir in unserem Betrieb auf der Karte haben, ein bisschen näher zu betrachten.“ Eine Teilnehmerin kommt zu der Erkenntnis, dass ihr die Erfahrung bei der Berufsorientierung geholfen hat:

[I]ch glaube, dass es mir bezüglich Wein den letzten Kick gegeben hat, dass ich mich jetzt wirklich entschlossen habe, mich später beruflich

mehr mit Wein zu beschäftigen. Das war jetzt so, dass ich außerhalb von meinen Freunden und von meiner Familie mal wirklich weit weg war von Deutschland und Wein für mich kennenlernen konnte.

Zu den neuen Interessen, die sich im Laufe des Aufenthaltes herauskristallisiert haben, gehören bei sechs von acht Teilnehmern der Wein und der Weinanbau. Als weitere neue Interessen wurden französische Kultur und Sprache genannt.

Förderung internationaler Mobilität

Ob die internationale Mobilität eine größere Bereitschaft bewirkt, auch in Zukunft beruflich ins Ausland zu gehen, lässt sich zwar nur auf lange Sicht untersuchen. Es fällt jedoch auf, dass alle Teilnehmer zum Zeitpunkt des Interviews den Wunsch äußern, nach der Ausbildung ins Ausland zu gehen. Dabei wurde immer wieder betont, dass man die Angst vor dem Unbekannten verloren habe:

Man hat nicht mehr die Angst davor, was passieren könnte, man kann mittlerweile alleine gehen. Ich glaube nicht, dass ich jetzt so große Angst hätte wie vorher, auch alleine ins Ausland zu gehen, um dort zu wohnen und die Kultur kennenzulernen.

Weiterhin zeigte sich, welche Chancen das Auslandspraktikum beruflich mit sich bringt: Drei der acht deutschen Praktikanten haben anschließend ein Jobangebot vonseiten des französischen Praktikumsbetriebs erhalten, vier Praktikanten können sich bei Interesse noch einmal dort melden. Das Auslandspraktikum schafft demzufolge also auch ein Netzwerk und kann als Türöffner für zukünftige Auslandsaufenthalte angesehen werden, wenn die Teilnehmer Interesse und Eigeninitiative mitbringen.

Die Ergebnisse verweisen ebenfalls auf ein Bewusstsein seitens der Auszubildenden, dass das Gastgewerbe ein internationales Dienstleistungsgewerbe ist und interkulturelle Kompetenz daher eine große Rolle spielt. So versteht ein italienischer Teilnehmer die Gastronomie grundsätzlich als einen Teil der Kultur: „Wenn du Lust hast, eine Kultur kennenzulernen, musst du auch die Gastronomie kennenlernen.“ Durch einen Auslandsaufenthalt könne man zudem neue Gerichte lernen und dazugewonnene Kenntnisse im Heimatbetrieb anwenden.

Die Auszubildenden des Bereichs Restaurant- und Hotelfachgewerbe empfinden das Erlernen des Umgangs mit anderen Kulturen weiterhin als notwendig, weil man die Kunden beraten und sich mit ihnen verständigen müsse. Man müsse „international für alle Leute offen sein und sich mit allen

gut verstehen und verständigen können“, damit man „deren Wünsche erfüllen könne“. Dies trifft vor allem auf das Hotelfach zu, das sich durch hohen Kundenkontakt auszeichnet und interkulturelle Kompetenz zu einer Schlüsselqualifikation macht.

Aus allen Erklärungen geht hervor, dass die Verschiedenheit zwischen der deutschen und französischen Gastronomie erkannt wurde und Hemmschwellen bezüglich weiterer Auslandsaufenthalte abgebaut werden konnten. In diesem Sinne wurde die Zielsetzung der Internationalisierung in der (Berufs-)Ausbildung erfüllt.

Fazit: Erfolgsfaktoren des Programms

Aus der Analyse ist hervorgegangen, dass eine enge Verbindung zwischen den Austauschpartnern einen positiven Aufenthaltsverlauf begünstigt. Daher ist das Alter bei der Zuweisung der Austauschpartner zu berücksichtigen. Der zeitliche Umfang von vier Wochen wurde von einigen Befragten als angemessen empfunden und von den übrigen nicht kritisch erwähnt. Im Hinblick auf die Vorbereitung wurde das Engagement der Lehrkräfte sowie deren persönliche Ansprache und Betreuung einzelner Kandidatinnen und Kandidaten genannt. Die Freistellung durch den Ausbildungsbetrieb sowie deren Unterstützung war grundlegend für die Teilnahme am Austausch. Ehemalige Auszubildende konnten hier als Multiplikatoren fungieren, indem sie das Auslandspraktikum weiterempfehlen. Für die zukünftige Öffentlichkeitsarbeit könnte dies bedeuten, dass ehemaligen Auszubildenden darüber hinaus noch Informationsmaterial an die Hand gereicht wird, das sie im Betrieb auslegen können. Eine bedeutende Anzahl der Befragten brachte zum Ausdruck, vor dem Auslandsaufenthalt Angst vor der Fremde gehabt zu haben. Deshalb könnte nach Wegen gesucht werden, diese Ängste abzubauen. Ein Befragter schlägt hier den Weg über ehemalige teilnehmende Auszubildende vor, die in den Klassen von ihren Erfahrungen berichten.

Als besonders entscheidend ist für die meisten der Austausch in Gruppenform gewesen, da sie bei ihren Klassenkameraden sowie den Betreuern ein vertrautes Umfeld und auf diese Weise einen Rückhalt gefunden haben. Der Gruppenaustausch ist somit vor allem für diejenigen eine Chance gewesen, die nicht allein ins Ausland hätten fahren können. Die Einführungswoche wurde von den meisten deshalb zwar als nervenaufreibend beschrieben, aus den Interviews ging aber auch hervor, dass sie eine gute Möglichkeit der Orientierung bot. Weitere Momente der Gemeinschaft waren die Ausflüge, vor allem die Exkursion zur *Cité du Vin* und der *Dune de Pyla* wurden oft mit Begeisterung erwähnt, weshalb diese für kommende Jahrgänge weiterempfohlen werden können. Auffällig ist, dass dies informelle Ausflüge waren, bei denen

keine Gruppenführung stattfand. Für die zukünftige Programmgestaltung könnte also überlegt werden, ob vermehrt interaktive Elemente aufgenommen werden, z. B. durch einen häufigeren Einsatz von Audio-Guides.

Weiterhin begünstigt ein engagierter Betrieb den Erfolg des Auslandspraktikums. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen, dass die Auszubildenden besonders dann begeistert waren, wenn ihnen im Betrieb Raum für ihre beruflichen Vorkenntnisse gegeben und ihnen wichtige Aufgaben anvertraut wurden. Bei den Personen, die bereits grundlegende Französischkenntnisse besaßen, konnten diese gezielter eingesetzt und verbessert werden. Umgekehrt haben fehlende Französischkenntnisse nicht dazu geführt, dass sich die Auszubildenden nicht zurechtgefunden haben. Fehlende Sprachkenntnisse stellen somit keine Hürde im Praktikumsalltag dar. Trotzdem war in einem Fall der Betrieb nicht zufrieden mit den Französischkenntnissen eines Praktikanten, da von ihm ein höheres Sprachniveau verlangt und er dafür kritisiert wurde, dass er im Notfall Englisch sprach. Hier hätte eine realistische Erwartungshaltung vonseiten des Betriebes den Arbeitsalltag des deutschen Praktikanten begünstigt. In diesem Fall wird deutlich, dass die vorherige Absprache und der Austausch mit dem Betrieb von Bedeutung sind, damit Erwartungshaltungen klargestellt werden und es hinterher nicht zu Frustrationen auf beiden Seiten kommt.

Die Teilnehmer, die unter der Woche im Betrieb untergebracht waren, fühlten sich in ihrer Freizeit oft allein. Daraus kann geschlussfolgert werden, dass die Form der Unterbringung für den positiven Verlauf des Auslandsaufenthaltes und nicht zuletzt auch für den Kulturkontakt entscheidend ist. Fünf der Befragten äußerten sich positiv über den Gastfamilienaufenthalt, während dieser bei zwei Befragten für beide Seiten so unangenehm verlaufen ist, dass sie den Kontakt vermieden und am Ende sogar abbrachen. Das Scheitern des Austausches lässt sich darauf zurückführen, dass die Partner aus unterschiedlichen sozialen Verhältnissen kamen, was letztendlich zu Frustration geführt hat. Wurde der Kontakt mit der Gastfamilie als besonders unangenehm erlebt, kam es zur Bestätigung von negativen Voreinstellungen gegenüber der französischen Kultur. Diese Tatsache verweist darauf, dass eine intensive Vorbereitung auf den Kontakt mit anderen Kulturen nötig ist.

Weiterhin fallen bei einigen Teilnehmern ethnozentrische Aussagen auf. Es handelt sich dabei vor allem um diejenigen, die vorher noch keinen Kontakt mit anderen Kulturen hatten. Hier sollten in der didaktischen Vor- und Nachbereitung unbedingt Mittel gefunden werden, damit der Kontakt mit der anderen Kultur richtig eingeordnet wird und nicht dazu führt, dass sich negative Fremdbilder verfestigen. Vor dem Hintergrund der Ergebnisse Heimanns (2010), nach denen interkulturelles Lernen ein langer Prozess ist, sollte ein entsprechendes Fach in den Ausbildungsverlauf aufgenommen werden und nicht bloß eine ‚Zusatzveranstaltung‘ sein. Heimann plädiert für

einen Vorbereitungskurs, in dessen Rahmen das ethnozentrische Stadium überwunden werden kann. Die Schülerinnen und Schüler befinden sich laut Heimann beim Antritt eines Auslandspraktikums zumindest im ersten ethno-relativen Stadium, in dem nicht nur die durch den eigenen kulturellen Rahmen bedingte Weltsicht akzeptiert wird (vgl. Heimann, 2010: 197).

Die vorliegende Analyse bestätigt insofern bereits vorhandene Untersuchungen im Bereich „Lerneffekte im Ausland“ (u. a. Thomas et al., 2002; Heimann, 2010), als dass sie einmal mehr die Bedeutung der Vor- und Nachbereitung, der Betriebe, der Betreuung vor Ort und der richtigen Zuordnung von Austauschpartnern verdeutlicht. Für den Bereich Gastronomie und Wein konnte herausgearbeitet werden, wie konkret in diesem Berufsfeld dazugelernt werden kann, da Gastronomie *per se* schon eine kulturspezifische Besonderheit Frankreichs darstellt.

Literaturverzeichnis

- Bolten, Jürgen (2015): *Einführung in die interkulturelle Wirtschaftskommunikation*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heimann, Korinna (2010): *Entwicklung interkultureller Kompetenz durch Auslandspraktika. Grundlinien eines didaktischen Konzepts für die Berufsausbildung*, Berlin: LIT Verlag.
- Hofstede, Geert et al. (2010): *Software of the Mind. Intercultural Cooperation and Its Importance for Survival*, 3. u. erweiterte Auflage, New York: McGraw-Hill Education Ltd.
- Maletzke, Gerhard (1996): *Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mayring, Philipp (2016): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*, Weinheim: Beltz.
- Thomas, Alexander et al. (2002): „Evaluation der langfristigen Wirkungen des deutsch-japanischen Studienprogramms für Fachkräfte der Jugendarbeit oder: Lohnt sich der ganze Aufwand“?, in: Internationaler Jugendaustausch- und Besucherdienst der Bundesrepublik Deutschland e.V. IJAB (Hrsg.): *Forum Jugendarbeit International*, Münster: Votum Verlag, 144–161.
- Thomas, Alexander (2006): „Die Bedeutung von Vorurteil und Stereotyp im interkulturellen Handeln“ in: *intercultural journal*, <http://www.interculture-journal.com/index.php/icj/article/view/46/55>.
- Treuheit Werner et al. (1990): *Bildung für Europa. Interkulturelles Lernen in Jugendbegegnungen*, Opladen: Leske+Budrich.
- Vatter, Christoph et al. (2013): „Interkulturelle Herausforderungen im Auslandspraktikum – methodische Ansätze und Materialien zur Arbeit mit deutschfranzösischen Critical Incidents im Unterricht“, in: Vatter, Christoph et al (Hrsg.): *Praktikum / stage. Interkulturelle Herausforderungen, praktische Umsetzung und didaktische Begleitung von schulischen Praktika im Partnerland*, St. Ingbert: Röhrig, 175–288.
- Vatter, Christoph / Robichon, Julien (2013): „Praktikum=stage? – Interkulturelle Herausforderungen von Auslandspraktika und Kulturspezifika in deutsch-französischer Perspektive“, in: Vatter, Christoph et al. (Hrsg.): *Praktikum / stage. Interkulturelle Herausforderungen, praktische Umsetzung und didaktische Begleitung von schulischen Praktika im Partnerland*, St. Ingbert: Röhrig, 17–38.

„Sonne im Überfluß“¹

Zur Darstellung mallorquinischer Strände in deutschen Reisekatalogen (1963–1972/73)

Sabrina Beiderbeck

Abstract: Kaum ein touristischer Raum wird so sehr idealisiert wie der Strand, denn an dessen positiver Konnotation arbeitet die Werbeindustrie stetig und intensiv mit. Sie trägt dazu bei, den Traum vom sonnigen, sandigen Paradies aufrechtzuerhalten und generationenübergreifend zu verbreiten. Am Beispiel der mallorquinischen Stranddarstellungen in Reisekatalogen des Unternehmens *Scharnow-Reisen* lassen sich die Entwicklungslinien der Strandbilder von den Anfängen des Pauschalismus bis hin zu modernen ‚Paradiesen‘ eines massenhaften Tourismus aufzeigen. Im folgenden Beitrag wird exemplarisch auf die Darstellung des ‚Sonnenbadens‘ in den 1960er Jahren eingegangen und untersucht, wie das Reiseunternehmen mallorquinische Strände zwischen 1963 und 1972/73 diesbezüglich inszeniert, welche Requisiten zum Einsatz kommen und welche Sehnsüchte der damaligen deutschen Gesellschaft sich daraus ablesen lassen.

Zur Person: Sabrina Beiderbeck studierte Vergleichende Kulturwissenschaft, Romanische Philologie (Spanisch) und Kunstgeschichte an der Universität Regensburg und an der Universidad de los Andes in Mérida (Venezuela). Dieser Beitrag basiert auf ihrer Dissertation. Betreuer: Prof. Dr. Daniel Drascsek.

Schlagwörter: Tourismus; Reisekataloge; Kulturraum; Kulturgeschichte; Lebensstil

Die spanische Insel Mallorca ist das bekannteste und bei Urlaubern beliebteste Ziel der Balearen. Verbunden mit dem Namen Mallorca sind werbewirksam vermittelte Vorstellungen wie Sandstrände und klares blaues Meer vor grünen Bergen, Palmen und Agaven. Hier wird der Inselurlaub zu einem

1 Scharnow-Reisen: Sie erleben Flug und Urlaub alles andere macht Scharnow. Flugreisen Sommer 1965, 16.

Strandurlaub, an dem sich ein Großteil der Urlaubszeit abspielt. Zugleich wird dieser von der Werbebranche als eigener Freizeit- und Tourismusraum inszeniert.

Seit Langem sind Reisen und Tourismus als gesellschaftliches Phänomen der Freizeitgestaltung und Ausdruck des individuellen Selbstbildes für die Vergleichende Kulturwissenschaft wichtige Forschungsfelder. Reisekataloge nehmen in diesem Zusammenhang eine zentrale mediale Vermittlerrolle ein. Sie zeigen Urlaubsziele von ihrer besten Seite und erlauben Bildanalysen, in denen sich die Geschichte des Reisens und die damit verbundenen Trends widerspiegeln.

Im Folgenden werden Kataloge des Unternehmens Scharnow-Reisen aus den Jahren von 1963 bis 1972/73 am Beispiel mallorquinischer Strände auf die Darstellung der damals neuen Freizeitbeschäftigung Sonnenbaden untersucht. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen Bilder, welche die Aneignung des Tourismusraums Strand vermitteln. Diese fungieren als Sehnsuchtsträger und Projektionsfläche kultureller Wertigkeiten der deutschen Gesellschaft zur damaligen Zeit.

Wenn im Folgenden von ‚Strand‘ die Rede ist, so wird vorausgesetzt, dass es *den* Strand nicht gibt und dass der Strand ein Kunstprodukt (Urbain, 1996: 19) ist, das je nach Jahreszeit, Jahr, Zielgruppe und Intention vom Reiseanbieter durch Strandbilder zu Werbezwecken konstruiert wird. Strand meint hier den Urlaubsort bzw. den touristischen Badestrand, der vor allem ein Tourismusraum ist. Er beginnt mit den Bauten (vorwiegend Hotels, Restaurants und andere Einrichtungen für Touristen), geht weiter zur Promenade und dortigen Bebauungen (wie Umkleidekabinen, Toilettenhäuschen, Bars, Restaurants und Gebäude für Sportgeräte) und reicht bis hin zum *tatsächlichen* Strand, der im Falle Mallorcas aus Sand, Kies, Geröll oder Felsen besteht und bis in das seichte Wasser und die Schwimmerzone reicht. Nicht eingeschlossen sind hingegen das offene Meer sowie weiter entfernte Gebäude und Straßen.

Welche Bilder vom Strand und seiner kulturellen Raumeignung werden präsentiert, konstruiert und vermittelt? Hierbei sind gerade Fragen nach Erscheinungsform, Bedeutung, Wertigkeit und Semiotisierung der touristischen Strandbilder unter Berücksichtigung von Werbeintention und werbetechnischen Mitteln zu klären. Es wird untersucht, wie sich gesellschaftliche und soziokulturelle Veränderungen auf die Darstellung touristischer Strandräume auswirken und wo eventuelle Paradigmenwechsel stattfinden. Hierbei ist nicht vorrangig der mallorquinische Strand als geografischer Ort von Bedeutung, sondern seine alltagskulturelle Appropriation durch den Menschen, vermittelt im Medium Reisekatalog.

Die Strandbilder in den Reisekatalogen fungieren als kulturwissenschaftliche Indikatoren. Es gilt, ihre Zeichenhaftigkeit im jeweiligen zeitgeschichtlichen Kontext zu entschlüsseln. Das populäre Massenmedium Reisekatalog spiegelt dabei nicht die Realität wider, sondern dient als Projektionsfläche. Im Zentrum stehen daher die durch Werbekataloge vermittelten Wunschprojektionen, die Wünsche der Betrachter wecken und befriedigen.

Fragestellungen zur Vermarktung der Tourismusdestination Strand in historischer Perspektive sollen dabei das Verständnis aktueller Reiseausprägungen erhöhen. Die primäre Frage lautet, wie sich die Präsentation und die Bedeutung des Strandes im Laufe des Untersuchungszeitraums verändert haben. Darüber hinaus ist zu klären, welchen Stellenwert der Strand in den 1960er Jahren hatte. Tatsächlich wusste man noch wenige Jahrzehnte vor dem Untersuchungszeitraum nicht viel mit dem Strand anzufangen und bevorzugte, im Winter ans Meer zu fahren und sich auf eigens dafür präparierten Wegen zu spazieren.

Daran schließen sich weitere Fragen an: Wie vollzog sich die Eroberung des Strandes und an welchen Werbebotschaften zeigt sich dies? Welche Konjunkturen der Freizeitbeschäftigungen können nachgezeichnet werden? Welche Erkenntnisse können darüber hinaus zum kulturellen Umgang mit Natur, Körperlichkeit und Raumansprüchen gewonnen werden? Damit führt der vorliegende Beitrag Kulturraum-, Tourismus-, Werbe- und Lebensstilforschung zusammen, die den Reflexionsrahmen der Analyse bilden und es ermöglichen, das vielschichtige Thema der Abbildung von (idealisierten) Strandwelten aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten.

Reisekataloge als Materialbasis

Reisekataloge sind monomediale Informationsträger und gehören zu den massenhaft hergestellten Printmedien (vgl. Köck, 2001: 303). Sie sind monomedial, weil es sich um Schriftstücke handelt, die aus Schrifttexten, Symbolen und Bildern bestehen. Reisekataloge sind eine Ansammlung von Bildern, großen, schlagwortartig formulierten Überschriften und erklärenden Kurztexen. Bilder und Texte stellen ein Zeichensystem dar, das auf Papier gedruckt oder mittlerweile online der breiten Gesellschaft kostenlos zur Verfügung gestellt wird. Es handelt sich um Beiträge der Reiseindustrie mit der Intention, Reisen attraktiv zu machen und zu verkaufen. Die Kataloge sind somit schriftliche Verkaufsgespräche und Bestandteil des Bereichs Marketing (vgl. Pepels, 2001). Sie zählen zur Werbung und treten hierdurch als Gegenstand der öffentlichen Kommunikation und als Instrument zur Beeinflussung von Rezipienten auf (vgl. Brednich, 2001: 209).

Die untersuchten Reisekataloge aus dem Historischen Archiv zum Tourismus (Berlin) und dem TUI-Archiv (Hannover) stammen vom Reiseunternehmen Scharnow-Reisen und reichen von der erstmaligen namentlichen Erwähnung der Reisedestination Mallorca im Jahr 1956 bis zum Jahr 1990, als das Unternehmen von TUI übernommen wurde. Die Reisekataloge wurden in großer Anzahl kostenlos der breiten deutschen Bevölkerung zur Verfügung gestellt und können als Informanten über kulturelle Wertigkeiten der jeweiligen Zeit und Gesellschaft dienen. Es ist eine homogene Quelle, die sich über Jahrzehnte hinweg vergleichen lässt und dabei einen heterogenen Inhalt vermittelt.² Reisekataloge sind nicht objektiv, sondern verfolgen ein Verkaufsziel. Daher ist es unabdingbar, Selektionsprozesse, touristische Marketingkonzepte und Intentionen des Unternehmens zu reflektieren. Bilder und Botschaften müssen im Kontext von Entstehungsintention und -zeit betrachtet werden. Meistens sind weder Urheber noch Entstehungsjahr der Fotografien, Zeichnungen und Texte bekannt. Einzig das Unternehmen Scharnow-Reisen ist als Verantwortlicher und Auftraggeber klar bestimmt.

Kataloge tragen zur Imagebildung und -veränderung der beworbenen Region bei und vermitteln diese nach außen. Des Weiteren weisen sie werbesprachliche Eigenheiten in Bezug auf psychologische Reizmuster auf und stehen in einem dynamischen Prozess zu menschlichen Bedürfnissen und Wünschen (vgl. Sowinski, 1979: 152). Implizit werden damit auch gesellschaftlich bedeutsame Ängste tradiert, die wiederum neue Bedürfnisse wecken. Reisekataloge zählen damit zu den wichtigsten Instanzen der (idealisierten) Wertevermittlung für die Produktion von gesellschaftlichem Bewusstsein (vgl. Gerndt, 1997: 141). Sie sind als Quelle für die kulturwissenschaftliche Forschung überaus geeignet, da sie einen hohen noetischen Gehalt besitzen.

Damit ist jene Information gemeint, „die den an einer Erscheinung ‚haftenden‘ (ihr einverleibten oder zugesprochenen) menschlichen Geist und damit die kulturelle Wertigkeit dieser Erscheinung betrifft“ (Gerndt, 1997: 59).

Reisekataloge bieten die Möglichkeit, sich Alltagsphänomenen breiter Bevölkerungsschichten zu nähern, wobei zu beachten ist, dass die Quellen die gesellschaftlichen Tendenzen nicht nur widerspiegeln, sondern sie durch ihre Wahrnehmung in der Gesellschaft auch aktiv beeinflussen. Reisekataloge sind somit als Massenmedien an der Veränderung kultureller und sozialer Ord-

² Insgesamt liegen 258 Reisekataloge des Anbieters Scharnow-Reisen (ohne Sonderbeilagen sowie separate Preis- und Informationskataloge) vor. Dieser Bestand umfasst sowohl Sommer-, Winter-, Frühlings- und Herbstkataloge als auch Kataloge für spezielle Zielgruppen (Senioren, Familien, Jugendliche), für spezielle Reisearten (Ferienwohnungen, Kururlaub, Autoreisen, Schiffsreisen, Bahnreisen, Flugreisen) und Reiseziele (Europa, Fernreisen, Afrika, Asien). Nach der Eingrenzung auf das Urlaubsziel Mallorca standen noch 141 Reisekataloge als Quellen zur Verfügung.

nungen und Wertvorstellungen beteiligt. Sie prägen Einstellungen und Bedürfnisse, indem sie Geltung wie Nichtgeltung von Zuständen und Ordnungen publik und damit beobachtbar und kommunikationsfähig machen. Dabei werden auch Klischees, Stereotypen, soziale Rollenbilder und geschlechtsspezifische Zuschreibungen durch die Reisekataloge abgebildet, verbreitet und damit gefestigt.

Die spezifische Qualität der Reisekataloge liegt somit im Wechselspiel zwischen Werbung und kulturellen Wertigkeiten und Sehnsüchten einer Gesellschaft. Reisekataloge wollen gezielt die Aufmerksamkeit auf etwas lenken oder von etwas ablenken. Die Analysen machen somit sowohl die geplanten Beeinflussungen als auch die wiedergegebenen Bedürfnisse deutlich und lassen die Bedeutung des Mediums Reisekatalog als Quelle für kulturelle Wertvorstellungen erkennen.

Zeitliche und motivzentrische Einteilung in vier Untersuchungsabschnitte

Eingeordnet in den Kontext des Wirtschaftswunders der frühen Sechzigerjahre trägt der gesetzlich geregelte Anspruch auf Erholungsurlaub dazu bei, dass sich das Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit zu Gunsten letzterer grundlegend veränderte. Die Bundesrepublik befand sich unter Kanzler Ludwig Erhard in einer Zeit des Aufschwungs, Wohlstands und der Vollbeschäftigung. Am 8. Januar 1963 trat das Bundesurlaubsgesetz in Kraft, das jedem Arbeitnehmer pro Kalenderjahr mindestens 18 Werktage bezahlten Erholungsurlaub zusicherte. Bereits vorher war diese Anzahl an Urlaubstagen in vielen Wirtschaftsbereichen erreicht und teilweise sogar überschritten worden. Die gesetzliche Regelung des Urlaubsanspruchs ermöglichte weitere tarifvertragliche Veränderungen in den nachfolgenden Jahrzehnten, so dass der Urlaub von durchschnittlich 16 Tagen im Jahr 1960 auf 24 Tage im Jahr 1975 stieg (Prahl, 1981: 42).³

3 Allerdings sind diese Zahlen, die auf einen Anstieg der verfügbaren Freizeit hindeuten, mit Vorsicht zu bewerten: Zunächst geben sie nur Auskunft über Beschäftigte im Geltungsbereich der Tarifverträge (Arbeiter, Angestellte, Beamte) nicht aber über die Situation von Selbstständigen. Außerdem wurden durch die verkürzte Arbeitszeit anfallende Überstunden und verlängerte Arbeitswege nicht berücksichtigt, die die Freizeit wiederum beschränkten. Laut Prahl sind „die durch Tarifverträge oder Gesetze festgelegten Arbeitszeiten [...] ein sehr fragwürdiger Indikator für Umgang und Struktur der tatsächlich freien Zeit“ (ebd., 42). Es ist jedoch unstrittig, dass sich das Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit grundlegend zu Gunsten der Freizeit veränderte. Auch wenn diese Auswirkungen nicht die gesamte Bevölkerung gleichermaßen erfassten, lassen sie eine Tendenz zum Wachstum der frei verfügbaren Zeit erkennen.

Diese Veränderungen führten dazu, dass sich nun breite Bevölkerungsschichten eine Ferienreise leisten konnten⁴, was sich auch auf die Vorstellungen von Urlaubsreisen auswirkte, die sich in den Reisekatalogen widerspiegeln. Die Untersuchung aller Kataloge lässt vier Entwicklungsphasen erkennen. Die erste umfasst die Jahre 1956 bis 1962/63 und zeichnet sich vor allem durch den Themenkomplex *Natur und naturbelassen* aus. Der Strand erscheint in den Reisekatalogen als ursprünglich und unberührt und wird als exotisch (weil als *typisch spanisch*) dargestellt. Neben dem Strand war auch die Flugreise ein zentraler Aspekt des Reisens in dieser Zeit und wurde von Scharnow-Reisen intensiv beworben. Nicht zuletzt wurde auch der Mensch zum wichtigen Werbeobjekt: Stereotype Darstellungen der Bewohner und erste weibliche Fotomodelle markieren diese Phase und bilden deshalb einen wichtigen Aspekt der Analyse.

Den Übergang zur nächsten Phase markiert das Erscheinen des ersten farbig gedruckten Katalogs, in der erstmals Strandrequisiten bildlich aufgeführt werden. Sie reicht von 1963 bis 1972/73. Thematisch wurde hier die Raumnutzung und Belebung des zuvor ‚natürlichen‘ Strandes zentral. Von Interesse ist die Strukturierung des Raumes durch Sonnenschirme und Liegestühle sowie die damit zusammenhängende Erwartungshaltung der Reisenden hinsichtlich des Komforts. Es gibt erste Abbildungen von Kindern und Familien. Erstmals wurde auch die touristische Freizeitbeschäftigung am Strand in Form von Esel- und Kamelreiten thematisiert.

Eine weitere inhaltliche Neuerung bildet die Grundlage für die Abgrenzung einer dritten Phase (1973–1981/82), in der erstmals Swimmingpools und Poollandschaften mit Blick auf den Strand in den Katalogen abgebildet und erwähnt werden. Sie greifen insofern stark in die Darstellung ein, als dass sie den eigentlichen Strandraum erweitern. Dieser wird hierdurch zunehmend zur bloßen Kulisse für Urlaubsaktivitäten, die von Spiel über Sport bis hin zum Sonnenbaden reichen. Auch das wachsende Körperbewusstsein sowie die Fitnesswelle spiegeln sich in den Werbebildern wider. Zugleich ist eine Betonung von Sorglosigkeit und Jugendlichkeit erkennbar. Ein weiterer wichtiger Aspekt dieser Phase ist die Darstellung von Erotik in Form des Eincremens und damit verbundener Körperpräsentation. Auch die Nahrungsaufnahme am Strand wurde erstmals dargestellt und durch landestypische Speisen und Getränke vermarktet.

Die vierte und letzte Phase beginnt mit einer neuen Präsentation der Strandbesucherinnen in den Abbildungen: Die ersten Oben-ohne-Darstellungen erschienen ab 1982 und endeten mit dem Abschluss des Untersuchungszeitraums im Jahr 1990. Diese Ausrichtung bedingt die Frage nach der Inszenierung der weiblichen Strandbesucher in den Reisekatalogen und damit

⁴ Zur Entwicklung des Tourismus vgl. Spode, 2003.

verbunden die Analyse der Abbildungen hinsichtlich sexueller Reize. Zugleich wurde der Strand nun als belebte Erlebniswelt präsentiert, die auch von außerhalb betrachtet werden kann. Der Strand wurde damit um die anliegenden Cafés, Hotels und andere Rückzugsräume erweitert. Außerdem erschienen Hotelbalkone als neugewonnene private Rückzugsräume mit Blick auf den touristisch stark frequentierten Strand.

Strände als Räume des Sonnenbadens (1963–1972/73)

Zeigten die Reisekataloge 1956 bis 1962 noch vorrangig Flugzeuge, exotische Einheimische und nur wenige Touristen, so änderte sich dies ab 1963 mit den erstmals auftretenden Strandrequisiten in Form von Sonnenschirm und Sonnenliege. Bereits 1963, als erstmals Strandrequisiten bildlich in den Katalogen in Erscheinung traten, wurden diese in 33 Prozent aller Strandbilder gezeigt. Hieran ließ sich von Anfang an ein Trend zum Sonnenbad erkennen, denn bis dahin wurden bis auf wenige weibliche Fotomodelle keine Strandbesucher beim Sonnen dargestellt.

In jenen Jahren stiegen die Übernachtungszahlen auf Mallorca deutlich an; weiterhin wurden Hotels der Luxus- und der gehobenen Preisklasse gebaut (vgl. Hutten, 2001: 10). Der Flughafen Son Sant Joan wurde in den Jahren 1964 bis 1967 ausgebaut und um weitere Start- und Landebahnen und ein Vorfeld sowie den Passagierterminal erweitert. Die erste Autobahn verband ab 1968 den Flughafen mit der Hauptstadt Palma (vgl. ebd.: 26). Dank dieser und weiterer infrastruktureller Erweiterungen konnten Flughafen, Hotels und Sehenswürdigkeiten besser erreicht werden. Ein Strandurlaub auf Mallorca wurde aufgrund der zunehmenden Zahl an Pauschalreiseangeboten günstiger und somit für ein breiteres Publikum erschwinglich. Dennoch blieb der Anteil der Pauschaltouristen am Gesamtreiseaufkommen in dieser Untersuchungsphase durchweg niedrig und betrug im Jahr 1965 gerade einmal 11 Prozent (vgl. Hachtmann, 2007: 163). Die Bundesrepublik reihte sich mit diesen Werten in die Größenordnungen anderer westeuropäischer Länder ein.

Gut besuchte und belebte Strände galten damals als Zeichen großer Beliebtheit bei Touristen. Die in den Reisekatalogen gezeigten Strände Mallorcas wirken voll, bunt und an den Tourismus – vor allem das Sonnen und Baden – angepasst. Natürliche Begebenheiten, ehemals in Form von Landschaftsdarstellungen, rückten in den Bildhintergrund, und der Strand wurde zentraler Austragungsort touristischer Freizeitbeschäftigungen im Sinne eines Badeurlaubes. Anhand des am häufigsten auftretenden Bildthemas dieser zweiten Untersuchungsphase – dem Sonnenbaden – lassen sich im Nachfolgenden kulturelle Wertigkeiten der damaligen deutschen Gesellschaft ablesen. Die Fragen wer, wo, warum und wie beziehungsweise womit sonnenbadete,

geben Auskunft über steigende Komfortansprüche, über die Bedeutung von Sonnenbräune und über die Vorstellung von Strandurlaub als Erholungs- und Regenerationszeit.

Raumnutzung zum Sonnenbaden

Bereits die Bildbeschriftungen und Werbesprüche der 1960er Jahre verweisen auf das wachsende Interesse am Sonnenbaden und die dafür wichtigste Grundvoraussetzung: „Sonne im Überfluß“ (Scharnow-Reisen, 1965: 16), „Sonnenbaden wird im Winterhalbjahr auf Mallorca groß geschrieben!“ (Scharnow-Reisen, 1968/69: 18) oder auch „Sonne gibt’s genug“ (Scharnow-Reisen, 1964/65: 12; Scharnow-Reisen, 1966: 21).

Hauptsächlich werden in den Reisekatalogen Frauen beim Sonnenbaden am Strand dargestellt, und zwar meist in unmittelbarer Nähe zum Meer. Abb. 1 zeigt zwei Damen zurückgelehnt auf mit rotem Stoff bespannten hölzernen Liegestühlen).



Abb. 1: „Sonne gibt’s genug“ – Zwei Frauen beim Sonnenbaden in Liegestühlen (Scharnow, 1964/65: 12).

Die Füße der einen und die Schuhe der anderen befinden sich auf dem hellen Sand. Beide haben den Blick gen Sonne gerichtet. Im Hintergrund ist das blaue Meer zu sehen. Sie tragen helle Strohhüte mit einem breiten lilafarbenen Band, ein weißes Shirt, kurze Hosen, ein rosafarbenes kurzärmeliges Kleid und dazu eine Sonnenbrille. Hüte und Sonnenbrillen, die um 1965 modern waren, dienten den Frauen als Schutz vor einem Sonnenstich (vgl. Hartewig, 2009). Die luftige, helle Kleidung ist der südländischen Hitze angepasst. Die Farben Weiß, Creme und Rosa vermitteln Reinheit und Frische und lassen die gebräunte Haut gut zur Geltung kommen. Die Haupttätigkeit der beiden

Frauen, so vermittelt es die Fotografie, besteht darin, entspannt in einem Liegestuhl zu sitzen und die Sonne zu genießen. Dies entspricht den Erwartungen an den Urlaub, die durch den Slogan der Jahre 1963 bis 1965 – *Sie erleben Flug und Urlaub, alles andere macht Scharnow* – nahegelegt werden. Die Werbung suggeriert, dass der Pauschaltourist sich im Urlaub nicht bilden, sondern erholen und vergnügen möchte.

Die Protagonisten des Sonnenbadens sind Frauen. Die Darstellungen verweisen dabei auch auf einen Wandel des (weiblichen) Körperbewusstseins. Dies belegt exemplarisch Abb. 2 aus dem Reisekatalog von 1965 (Scharnow, 1965: 14): posierende, schlanke Frauen in Bikini und Badeanzug sitzen am Strand auf Tretbooten und blicken zum Meer hinaus.



Historisches Archiv zum Tourismus (HAT)

Abb. 2: Frauen auf Tretbooten beim Sonnen.

Tretboote werden hier nicht beim Befahren des Wassers gezeigt, stattdessen inszeniert das Foto sie als Sitzgelegenheit für das Sonnenbad. Die Bewerbung des Strandes kumuliert hier eine Reihe von Elementen in einem Bild: schöne Frauen, Sportgeräte, Sand, Meer und Sonne. Die Szene unterscheidet sich damit deutlich von den Landschaftsszenen und den Fotos lachender weiblicher Fotomodelle am Strand des ersten Untersuchungszeitraums. Die überaus künstliche Bildgestaltung von 1965 versucht alle Vorzüge zusammenzubringen und verzichtet dabei auf den bisherigen Anspruch, ein realistisches Bild des Lebens am Strand zu zeigen.

Im Sonnenbaden spiegelt sich weiterhin ein Schönheitsideal wider, das sich durch die Darstellung von gebräunten Körpern, Jugendlichkeit und Gesundheit auszeichnet. Auch stellt das Sonnen eine körperliche Entspannung

dar, die im Gegensatz zur aktiven Freizeitbeschäftigung und dem Arbeitsalltag in der Heimat steht. Hierfür spricht auch die von den Sonnenden gewählte Körperhaltung: Liegend mit geschlossenen Augen, dösend, schlafend oder lesend wird der Körper in der Sonne regeneriert.

In den Stranddarstellungen zeigt sich der hohe Stellenwert der Sonnenbräune und des Sonnenbades als wichtiger Faktor des Schönheitsideals der Zeit. Die Vorstellung von einem nahtlos gebräunten Körper als schönem Körper entwickelte sich erst langsam und war eng verbunden mit sich wandelnden gesellschaftlichen Werten. Das zeigte sich vor allem im Bereich von sich lockern den Badevorschriften und immer freizügigerer Badekleidung. Noch 1919 mussten Mann und Frau einen „undurchsichtigen, den ganzen Körper vom Halse bis zu den Knien bedeckenden Badeanzug“ (Wildt, 1987: 55) tragen, im Laufe der folgenden Jahrzehnte dann entblößten sich Füße, Beine, Arme und der Rücken, bis der Bikini (1946) dem Sonnen endgültig Sexappeal verlieh, gesteigert nur noch von den mutigen Damen, die sich am Strand oben ohne präsentierten. Laut Wildt (1987: 151) gilt „Sonnenbräune [...] nun nicht nur als gesünder, natürlicher, schöner und reizvoller denn weiße Haut. Sie steht jetzt auch für die neue, fast grenzenlose körperliche Freiheit, besonders die der Frauen.“

Dass Urlauber die Sonne gerne auf der Haut spüren wollten, zeigen vor allem die Winterkataloge, die mit Bildüberschriften wie „Sonnenbaden wird im Winterhalbjahr auf Mallorca groß geschrieben!“ (Scharnow-Reisen, 1968/69: 18) werben. Dem Titel entsprechend sonnen sich in Abbildung 3 in Bademode gekleidete Frauen und ein Mann auf hölzernen mit Stoff bespannten Liegestühlen, die in Reihen dicht an dicht am Sandstrand stehen (vgl. Scharnow, 1968/69: 18).



Abb. 3: „Sonnenbaden wird im Winterhalbjahr auf Mallorca groß geschrieben!“

Stroh Hüte, Handtücher und Taschen sind ebenso zu sehen wie zwei Frauen im Bikini, die im linken Bild Drittel durch die Reihen gehen. Die Liegestühle verfügen über Sonnendächer, die aber nicht genutzt werden. Die Szene ist lichtdurchflutet, von einem etwas erhöhten Standpunkt aus fotografiert und wirkt wie eine spontane Momentaufnahme.

Das Bild vermittelt den Eindruck, dass es sich um einen gut besuchten Strand handelt, der Text jedoch wirbt auf der gleichen Seite mit „fast beschaulich zu nennende[r] Ruhe“ (Scharnow-Reisen, 1968/69: 18), die im Winterhalbjahr auf Mallorca einkehrt. „Die meisten Leute meinen, Spanien sei nur für den Urlaub im Sommer. Irrtum! Gerade im Winter! Frühlingshafte Temperaturen, weniger Urlauber, weniger Betrieb“ (ebd.: 20). Diese Angaben scheinen im Widerspruch zur gezeigten Fotografie des belebten Strandes zu stehen, doch bei genauer Betrachtung werden hier vor allem die Ruhe der Beschäftigung, das Nichtstun und das In-der-Sonne-liegen inszeniert. Die Bilder vom touristischen Strand als einem Ort des Sonnenbadens demonstrieren die Sehnsucht deutscher Urlaubssuchender nach Wärme, Erholung und Ruhe. Demnach zählte Sonnenbaden in den 1960er Jahren zu den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen an den Stränden Mallorcas.

Sonnenschirme: Raumstrukturierung und Raumansprüche

Die Beliebtheit des Sonnenbades führt auch zur Nutzung von passendem Beiwerk in der Gestaltung der Katalogfotografien. Sonnenschein implizierendes Beiwerk – wie Sonnenschirme und Liegestühle – verweist einerseits darauf, dass der Raum Strand nun primär zum Sonnenbaden genutzt wurde, andererseits zeigt sich darin auch eine neue Beziehung zwischen Raumbeschaffenheit und Komfortanspruch.



Abb. 4: Strandwelten aus Sonnenschirm, Liegestühlen und mehr.

Die erste Stranddarstellung Mallorcas, in der ein Sonnenschirm abgebildet wurde, stammt aus dem Reisekatalog von 1963. Der Sonnenschirm stellt keineswegs ein Novum dar, denn Sonnenschirme gibt es bereits länger als Regenschirme. Darstellungen aus dem vorchristlichen Ägypten, Persien und China sind ebenso bekannt wie lateinische und altgriechische Texte zu Sonnenschirmen. Bis in die 1920er Jahre wurden sie fast ausschließlich in der Hand getragen. Farben, Formen, Designs und Materialien veränderten sich allerdings im Laufe der Jahre. Auf Abb. 4 sind Sonnenschirme aus Naturmaterialien wie Stroh, Schilf und Holz zu sehen (vgl. Scharnow, 1963: 8). Diese vermitteln dem deutschen Betrachter ein *Südsee-Hawaii-Feeling*, wie es von den dortigen Stränden durch Filme und Werbeplakate bekannt war.

Darüber hinaus implizieren diese Schirme durch ihre feste Montage im Boden eine fast ganzjährige Sonnenscheindauer und mildes Klima, denn nur wenn keine heftigen Stürme und Kälteeinbrüche zu erwarten sind und die Hitze somit lange andauert, lohnt sich eine dauerhafte Aufstellung im Freien. Damit konnte durch die Sonnenschirme einerseits die Exotik des Urlaubsortes und andererseits die ganzjährige Möglichkeit des Sonnenbadens symbolisiert werden. Die Abstände zwischen den Schirmen waren noch relativ großzügig, was sich im Laufe der nächsten Jahre ändern sollte.

Neben den fest montierten Schirmen gab es ebenso mobile Exemplare. Auch diese Art von Sonnenschutz trat erst in den 1960er Jahren in Erscheinung und wurde zunächst provisorisch im Sandboden montiert und nicht von allen Strandbesuchern genutzt. Auch sie wurden von Scharnow-Reisen werbetechnisch bewusst in Szene gesetzt. Im Gegensatz zum hawaiianisch anmutenden Strohschirm ist dieser transportabel, leicht und jederzeit fast überall aufzustellen. Mit dem (mobilen) Sonnenschirm sind Assoziationen von Sonnenschein, Wärme, Sommer aber auch Gemütlichkeit, sowie Zusammenrücken unter dem Schirm verbunden. Auffällig ist, dass der von den Schirmen gependete Schatten auf den Fotografien meist kaum genutzt wird. Vielmehr lagen die Touristen direkt in der Sonne, um die ersehnte und damit positiv bewertete Bräune zu erlangen. Das heute verbreitete Wissen um das Hautkrebsrisiko durch intensive Sonneneinstrahlung war damals noch nicht zulänglich bekannt. Damit bildeten die Schirme weniger einen Schutz, sondern eher eine Option, sich abzukühlen.

Des Weiteren gibt die Größe der einzelnen Sonnenschirme und damit des verfügbaren Raumes Hinweise auf die Art des Urlaubes. Die Schirme boten meist nur Platz für eine oder zwei Personen. Dies orientierte sich an der damaligen Zielgruppe: Wenn auch die Reisen inzwischen erschwinglicher waren als in der ersten Untersuchungsphase, so bildete eine Familienreise mit Kindern noch immer eine Ausnahme. Auch das Verreisen mit einer größeren Gruppe an Freunden war noch nicht üblich, was sich erst in den Abbildungen der dritten Untersuchungsphase ändern sollte. Vielmehr verreisten in erster

Linie Paare zusammen, so dass die Raumannsprüche den vorgegebenen Möglichkeiten entsprachen und damit zugleich durch die Darstellung in den Fotografien ablesbar wurden.

Ein anderer Aspekt ist jedoch gleichgeblieben: Mit dem Schirm können Touristen ihren Platz am Strand abstecken und kennzeichnen. Das heißt, durch die Platzierung der transportablen Schirme und das Besetzen der Flächen unter den fest montierten Schattenspendern konnten Grenzen gezogen, den anderen Strandbesuchern aufgezeigt und somit ein eigener kleiner Strandbereich reserviert werden. Gerade die kleinen mobilen Schirme waren hierzu geeignet. Sie waren kaum größer als Regenschirme und wirken nicht sonderlich stabil. Indem jeder sie leicht mit an den Strand nehmen konnte, ergab sich die Möglichkeit, Privatsphäre an einem öffentlichen Ort zu schaffen.

Damit handelt es sich bei der Nutzung von Sonnenschirmen um eine Raumann eignung bzw. um eine Art zeitlich begrenzte Inbesitznahme. Der Tourist sicherte sich einen kleinen Teil des Ortes für sich allein. Er wurde damit vom Besucher zum aktiven Besetzer der Strandfläche. Hierdurch zeigt sich auch das wachsende Selbstbewusstsein der Touristen, das sich von dem eines Gastes zu unterscheiden begann. Zur damaligen Zeit wurden in Italien bereits Strandabschnitte mit Hilfe von Sonnenschirmen in bestimmten Farben gekennzeichnet. So konnten Gebiete optisch erkennbar und eingegrenzt werden. Sonnenschirme dienten folglich im Kleinen wie im Großen zur Raumstrukturierung und Raumbegrenzung und bedeuteten Privatsphäre, leichtere Orientierung und Sicherheit für Touristen.

Allerdings hatte die Vorgabe von festen Bereichen mit Schirmen auch Auswirkungen auf die individuelle Raumann eignung. Die Fotografien der Reisekataloge am Ende der 1960er Jahre zeigen einen zunehmend schematischen Aufbau am Strand. Festmontierte Strohschirme standen nun dicht an dicht in mehreren Reihen am Strand hintereinander (vgl. Scharnow-Reisen, 1968: 21). Die räumlichen Grenzen der individuellen Raumann eignung wurden damit vorgegeben und der Besitzanspruch der Touristen in festgelegte Bahnen gelenkt.

Zusammenfassend formuliert, trat der Sonnenschirm erstmals in den 1960er Jahren in den Reisekatalogen in Erscheinung. Seine Verfügbarkeit und seine Gestaltung in Größe, Form und Montierbarkeit ermöglichen bei der Bildanalyse Hinweise auf die Urlaubsgestaltung, Selbstwahrnehmung und den Umgang mit Objekten im Untersuchungszeitraum. Ob als fest montierter Strohschirm oder als transportabler Stoffschirm, er wurde zum Sonnenschein implizierenden Beiwerk und zum Symbol der neuen, beliebten Freizeitbeschäftigung Sonnenbaden. Darüber hinaus diente er als Orientierungshilfe und als Raumstrukturierung an den immer dichter besuchten Stränden.

Raumbeschaffenheit und Komfortansprüche beim Liegen

Neben Sonnenschirmen finden sich in den Abbildungen zunehmend Liegestühle, Strandtücher, Luftmatratzen und Liegen am Strand. Sie boten die Möglichkeit, den Körper möglichst bequem beim Sonnenbaden abzulegen. Dabei wird in den Abbildungen neben der intensiveren Nutzung des Strandes auch ein wachsender Komfortanspruch sichtbar.

Eine Fotografie aus dem Reisekatalog von 1964 zeigt, wie zwei aneinander gelegte Strandtücher eine große Liegefläche mit direktem Bodenkontakt bieten, ohne dass Sand auf die Tücher gelangt (Abb. 5).



Abb. 5: Ein freier Platz unter dem Sonnenschirm (Scharnow, 1964: 15).

Andere Abbildungen präsentieren Menschen bäuchlings auf einem Handtuch oder einer Luftmatratze am Sandstrand liegend. Tücher und Luftmatratzen werden als Unterlagen genutzt und zeigen einen direkten Bezug zwischen dem Bodenmaterial Sand und den Komfortansprüchen des Liegens. Diese Objekte können problemlos mit an den Strand genommen und individuell ausgebreitet werden. Ob von zu Hause mitgebracht, vom Hotel ausgeliehen oder vor Ort gekauft – sie gehören laut Bildaussage zur Standardausrüstung der Strandurlauber.

Eingebettet in den zeitlichen Kontext der 1960er Jahre lautete die Bildbotschaft: Hier können Sie sich auf unkomplizierte Art sonnen und den Sand spüren. Gerade dieses Spüren ist aussagekräftig, denn die Haptik spielt neben der Farbigkeit des Sandes eine große Rolle. Der Sand wirkt in den Abbildungen feinkörnig und weich. Er dürfte dank der Sonneneinstrahlung warm, aber nicht zu heiß sein und sich durch den Schutz des Handtuches oder der Luftmatratze nicht kratzig auf der Haut anfühlen. So passt sich das Material den Körperformen bestens an und kann nach eigenen Wünschen geformt werden: Auf den Abbildungen sind eine Kopffrolle für den Nacken oder eine Kuhle

für das Gesäß zu sehen, die es ermöglichen sich bequem zu betten. Das Material erlaubt eine sofortige Adaptation an jegliche Bedürfnisse und suggeriert eine ideale Unterwürfigkeit der Materie gegenüber den Launen der Menschen (vgl. Daus, 2000: 54 f.).

Darüber hinaus bietet die Nutzung einer Luftmatratze noch weiteren Komfort, da sie die Formung des Sandes überflüssig macht und den Körper weich bettet. Das lange, entspannte Liegen am Strand wurde so zu einer angenehmen Erfahrung, die werbewirksam von Scharnow-Reisen vermarktet werden konnte.

Die Komfortansprüche des Liegens wuchsen zunehmend, und so ist es nicht verwunderlich, dass der Trend von Holzstühlen und Strandtüchern über Luftmatratzen hin zu bequemen Liegen ging. Daher entwickelte sich die Strandliege immer mehr zur Standardausrüstung am mallorquinischen Strand. Auf Abb. 5 ist im Hintergrund ein Vorreitermodell der späteren Liegen zu erkennen. Dieses einfache Holzmodell war eher eine Bank, bei der Beine und Kopf in eine Waagrechte gebracht werden konnten. Zu sehen ist eine Frau, die diese mit einer Luftmatratze bestückte Bank zum Sonnen nutzt. Auch wenn dieses frühe Modell nicht verstellbar und wohl nur schwer transportiert werden konnte, weist es Ähnlichkeiten mit späteren Liegen auf. Den Übergang bildeten verstellbare Liegen mit Sonnendächern. Mit rotem, grünem und blauem Stoff bespannt, stets mit einem Rahmen aus Holz gefertigt, stehen diese nun an Mallorcas Stränden. Die relativ leichten Liegen konnten auch transportiert und individuell aufgestellt werden. Das bequemste Möbelstück bildeten schließlich Anfang der 1970er Jahre Liegen, bei denen der Neigungswinkel des Rückenteils in Stufen eingestellt werden konnte und sich so den individuellen Anforderungen anpasste: Damit war auch der lange Aufenthalt am Strand besser gestaltbar und bot die Möglichkeit des Sitzens und Liegens in einem. Allerdings war diese Liege nur schwer zu transportieren, so dass sie vor Ort ausgeliehen wurde.

Damit passte sich die Raumbeschaffenheit der Sandstrände zunehmend der touristischen Nutzung an. Von den exotisch-natürlichen Stränden mit ihrer teilweise üppigen Vegetation der 1950er Jahre verwandelten sie sich zu sonnigen Ruheorten für das ausgiebige und beliebte Sonnenbad. Der damit verbundene Wunsch, es beim Liegen bequem zu haben, ist an den Fotografien der Reisekataloge deutlich ablesbar. Strandtücher bildeten eine schützende Grenze zum Sand, Luftmatratzen machten das Liegen noch angenehmer. Die Liegestühle und Liegen entwickelten sich zeitgleich von stabilen aber unbequemen Bänken hin zu verstellbaren Multifunktionsmöbeln, die einen langen Aufenthalt am Strand besonders komfortabel machten.

Die zunehmende Möblierung der Strände stand damit im Kontrast zu den immer noch beworbenen ruhigen, kaum besuchten, naturbelassenen Stränden. Jedoch finden sich in dieser Phase auch erste Momentaufnahmen von

gut besuchten Stränden, wie eine Fotografie des Strandes von Palma Nova aus dem Jahr 1970 (Abb. 6).



Abb. 6: Beliebter Strandabschnitt. (Scharnow, 1970: 19)

Dort tummeln sich viele Menschen in Badekleidung teilweise auf Handtüchern, Luftmatratzen und Liegestühlen. Sie sitzen, liegen, stehen am Sandstrand oder schwimmen im Meer. Ein Abfalleimer ist am Bildrand erkennbar. Der Strand scheint bei vielen beliebt zu sein und wird von zahlreichen Urlaubern genutzt. Wurden mallorquinische Strände in den 1950er Jahren noch als etwas Besonderes und als ein naturbelassener, unberührter Raum beworben, so wurde er nun Ende der 1960er Jahre zum Ziel des einsetzenden Massentourismus und zu einem vorwiegend kulturell geprägten Raum, in dem die Natur in Form von Pflanzen nur noch schmückendes Beiwerk am Rand der Bilder war.

Belebte Strände wurden in den Reisekatalogen zum Indiz ihrer Beliebtheit. Was von vielen Reisenden genutzt wurde, musste gut sein und sollte auch zukünftige Touristen anlocken. Die Abbildungen zeigen dabei, dass bereits zahlreiche touristische Modifizierungen des Strandraums vorgenommen wurden. Um es möglichst vielen Touristen *bequem* zu machen, wurden Unterkünfte und Infrastruktur ausgebaut, ebenso wurde für Sauberkeit und das Sich-Wohlfühlen gesorgt: Es wurden Abfalleimer aufgestellt, Umkleidekabinen, Imbissbuden, Bars und Restaurants entstanden – und dies alles möglichst strandnah.

Es ist eine logische Konsequenz, dass sich durch den Anspruch auf Strandnähe die natürliche Beschaffenheit des Strandes veränderte und dieser

zugebaut wurde. Bei genauerer Betrachtung sind noch wenige Überreste oder Andeutungen natürlicher Elemente in Form von Agaven oder Baumstämmen auf Abbildung 6 zu erkennen. Hier lässt sich exemplarisch und symbolisch die Überlagerung der Natur durch den Strandtouristen beobachten: Die Pflanzen sind weder ganz im Bild sichtbar, noch sind sie zentrales Bildmotiv wie in Katalogen der 1950er Jahre. Stattdessen wurde an einem Baum ein Handtuch zum Trocknen befestigt. Es geht in der Darstellung nicht mehr um den Baum als Naturobjekt einer fremden Vegetation, sondern um den veränderten Funktionswert als Ablagefläche. Ganz im Sinne des Sonnenbadens wird hier das Gegebene genutzt, um es an die Lieblingsbeschäftigung der Touristen anzupassen. Der Baum wird, wie der gesamte Strandraum, aktiv genutzt und nicht mehr nur passiv besucht.

In Bezug auf die Wahrnehmung und den Umgang mit dem Sand ist ebenfalls ein Wandel zu verzeichnen: In den 1950er Jahren war es gerade der feine, helle Sandstrand, der als Besonderheit Touristen nach Mallorca lockte. Statt der Naturbelassenheit wurde etwa ab den 1960er Jahren die Bequemlichkeit beim Liegen und damit die Distanz durch Tücher, Liegen und Luftmatratzen wichtig.

Fazit: Sehnsucht nach Sonne und Erholung (1963 bis 1972/73)

Zusammenfassend ist festzustellen, dass sich das Bild des Strandes gerade am Ende dieser Untersuchungsphase grundlegend veränderte: Die Strandräume entwickelten sich vom Naturraum zum Kulturraum – indem sie zunehmend strukturiert wurden. Die ehemals natürlichen, exotischen Landschaften wichen nun Fotografien von belebten Badestränden mit zahlreichen touristischen Anpassungen. Die neuen Bildelemente verwiesen dabei auf Wünsche nach Schönheit, Erholung und Komfort.

Auch das Körperbild wandelte sich und machte die nahtlose Bräune zu einem wichtigen Schönheitsmerkmal. Aus diesem Grund wurde intensiv mit der langen Sonnenscheindauer und der ganzjährigen Möglichkeit des Sonnenbadens geworben. Die Mehrzahl der Werbebilder zeigt daher Menschen, die am Strand die Sonne genießen und hierzu auf Tücher, Luftmatratzen und schließlich bequeme Liegen zurückgreifen.

Naturaufnahmen wurden nur noch vereinzelt in die Kataloge aufgenommen. Stattdessen sollten gut besuchte Strände für die Beliebtheit des Urlaubsziels Mallorca sprechen. Die Gegebenheiten vor Ort wurden nicht mehr passiv bestaunt und wahrgenommen, sondern zunehmend aktiv genutzt. Dementsprechend wurden die Strände nach touristischen Bedürfnissen gestaltet und mit Bauten, Mülleimern und Strandrequisiten angefüllt. Hierin

äußert sich, zusammen mit den gesunkenen Preisen und steigenden Urlaubertzahlen, deutlich der Beginn des Massentourismus.

Schlagen wir einen Bogen zu Stranddarstellungen Mallorcas in gegenwärtigen Reisekatalogen, so ist eine interessante Kehrtwende zu beobachten. Ein Trend zeigt sich darin, dass mehr als sechzig Jahre nach den ersten Reisekatalogen zu Mallorca nun wieder weniger überfüllte Strände und mehr ‚naturbelassene‘, einsame Landschaften gezeigt werden. Damit kehrt der Fokus nach über sechzig Jahren zu den Schönheiten der Vegetation und dem *traditionsreichen* Mallorca zurück.

Quellenverzeichnis

- Scharnow-Reisen (1970): *Sie packen Ihren Koffer alles andere macht Scharnow*. Flug ´70.
- Scharnow-Reisen (1969): *Sie packen Ihren Koffer - alles andere macht Scharnow*. Flugurlaub 1969.
- Scharnow-Reisen (1968/69): *Sie packen Ihren Koffer - alles andere macht Scharnow*. Flug Winter.
- Scharnow-Reisen (1968): *Sie packen Ihren Koffer - alles andere macht Scharnow*. Flug 1968.
- Scharnow-Reisen (1966): *Sie packen nur Ihren Koffer alles andere macht Scharnow*. Flugurlaub Sommer.
- Scharnow-Reisen (1965): *Sie erleben Flug und Urlaub alles andere macht Scharnow*. Flugreisen Sommer.
- Scharnow-Reisen (1964/65): *Sie erleben Flug und Urlaub alles andere macht Scharnow*. Flugreisen Winter 1964/65.
- Scharnow-Reisen (1964): *Flugreisen. In der Welt zu Gast*. Frühling-Sommer-Herbst 1964.
- Scharnow-Reisen (1963): *In der Welt zu Gast*. Flugreisen Sommer 1963.

Literaturverzeichnis

- Beiderbeck, Sabrina (2019): *Gedruckte Strandwelten. Mallorquinische Strände als Sehnsuchtsträger und Projektionsflächen kultureller Wertigkeiten in deutschen Reisekatalogen (1956–1990)*, Münster: Waxmann.
- Brednich, Rolf Wilhelm (2001): „Bildforschung“, in: ders. (Hrsg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Arbeitsfelder der Europäischen Ethnologie*, Berlin: Dietrich Reimer, 201–220.
- Daus, Roland (2000): *Strandkultur statt Stadtkultur. Die Metropolen des Mittelmeers zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Berlin: Babylon.
- Gerndt, Helge (1997): *Studienskript. Eine Handreichung für Studierende*, Münster: Waxmann.
- Hachtmann, Rüdiger (2007): *Tourismus-Geschichte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hartewig, Karin (2009): *Der verhüllte Blick. Kleine Kulturgeschichte der Sonnenbrille*, Marburg: Jonas Verlag.
- Hutten, Ulrike (2001): *Tourismus auf Mallorca*. Bayreuth [Univ. Schriftl. Hausarb.].
- Köck, Christoph (2001): „Kulturanalyse populärer Medientexte“, in: Götsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hrsg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, Berlin: Dietrich Reimer, 301–320.
- Pepels, Werner (2001): *Kommunikations-Management. Marketing-Kommunikation vom Briefing bis zur Realisation*, Stuttgart: Schäffer-Poeschel.

- Prahl, Hans-Werner (1981): „Arbeitszeit und Freizeit im Wandel“, in: ders. (Hrsg.): *Tourismus für die Sekundarstufe*, Stuttgart: Reclam, 40 ff.
- Spode, Hasso (2009): Von der Luftpolitik zur Deregulierung: Das Flugzeug und der Massentourismus, in: Ralf Roth, Karl Schlögel (Hg.): *Neue Wege in ein neues Europa. Geschichte und Verkehr im 20. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 491–514.
- Spode, Hasso (2003): *Wie die Deutschen Reiselweltmeister wurden. Eine Einführung in die Tourismusgeschichte*. Erfurt: Landeszentrale für Politische Bildung Thüringen.
- Sowinski, Bernhard (1979): *Werbeanzeigen und Werbesendungen*, München: Oldenbourg.
- Urbain, Jean-Didier (1996): *Sur la plage. Moeurs et coutumes balnéaires (XIXe–XXe siècles)*, Paris: Payot.
- Wildt, Dieter (1987): *Sonnenkult. Von der vornehmen Blässe zum nahtlosen Braun*, Düsseldorf u.a.: Econ-Verlag.

Abbildungsverzeichnis

Quelle für alle verwendeten Bilder dieses Aufsatzes ist das „Historische Archiv zum Tourismus (HAT) an der TU Berlin“. Alle Rechte liegen beim Historischen Archiv zum Tourismus (HAT) an der TU Berlin und die Bilder dürfen ohne Genehmigung nicht verwendet und vervielfältigt werden.

- Abb. 1: Scharnow-Reisen: *Sie erleben Flug und Urlaub alles andere macht Scharnow*. Flugreisen Winter 1964/65, 12. [Playa de Palma; ca. 3,5x3,5cm; original: farbig].
- Abb. 2: Scharnow-Reisen: *Sie erleben Flug und Urlaub alles andere macht Scharnow*. Flugreisen Sommer 1965, 14. [Strand von Palma, Arenal, Can Pastilla; ca. 4x4cm; original: farbig].
- Abb. 3: Scharnow-Reisen: *Sie packen Ihren Koffer – alles andere macht Scharnow*. Flug Winter 1968/69, 18. [Mallorca; ca. 14,5x4,5cm; original: farbig].
- Abb. 4: Scharnow-Reisen: *Flugreisen. In der Welt zu Gast*. [Sommer 1963], 8. [Arenal; ca. 7,5x7,5cm; original: schwarz-weiß; Zusatzinformation: Strand von Arenal, am 8.10.1962 fotografiert]; Scharnow-Reisen: *Flugreisen. In der Welt zu Gast*. Frühling-Sommer-Herbst 1964. 3. Auflage, 10. [Arenal; ca. 16,5x10,5cm; original: schwarz-weiß].
- Abb. 5: Scharnow-Reisen: *Flugreisen. In der Welt zu Gast*. Frühling-Sommer-Herbst 1964. 3. Auflage, 15. [Ciudad Jardin; ca. 10,5x17cm; original: schwarz-weiß]; Scharnow-Reisen: *Sie erleben Flug und Urlaub alles andere macht Scharnow*. Flugreisen Sommer 1965, 17. [Ciudad Jardin; ca. 13x13cm; original: schwarz-weiß].
- Abb. 6: Scharnow-Reisen: *Sie packen Ihren Koffer alles andere macht Scharnow*. Flug '70. [Sommer 1970], 19. [Palma Nova; ca. 14,5x9,5cm; original: farbig]; Scharnow-Reisen: *Sie packen Ihren Koffer – alles andere macht Scharnow*. Flugurlaub 1969. [Sommer 1969], 19. [Palma Nova; ca. 14,5x9,5cm; original: farbig]; Scharnow-Reisen: *Sie packen Ihren Koffer – alles andere macht Scharnow*. Flug 1968. [Sommer 1968], 17. [Palma Nova; ca. 14,5x9,5cm; original: farbig].

Inseln des Raumes, des Denkens und der Zeit. Eine Reise vom Mittelalter bis in die Gegenwart

Verena Ebermeier

Abstract: Wer heute eine Inselreise unternimmt, der sehnt sich zumeist danach, den Alltag hinter sich zu lassen, Entspannung und Erholung zu finden. Dass eine Inselfahrt jedoch in physischer wie in kognitiver Hinsicht durchaus auch mühsam und anstrengend zu sein vermag, offenbart der Blick auf literarische Inseldarstellungen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Erweist sich die Insel selbst in der mittelalterlichen Literatur als Erkenntnisort, der einen hohen Grad an Sensibilität für Raumformen erfordert, so gerät die Insel im Laufe der Jahrhunderte zunehmend zu einem Signalraum, der utopische und dystopische Gehalte in sich aufnimmt. Die Suche nach Idealität, nach Entwicklung und nach Sinn führt den Reisenden dabei immer wieder an die Grenzen seiner Erfahrungswelt, die sich insbesondere durch technische und wissenschaftliche Neuerungen stetig erweitert. Inseln sind infolge dieser Fortschritte nicht nur auf einer horizontalen, sondern auch auf einer vertikalen Raumachse verortet und erobern sogar die Dimension der Zeit. Anhand ausgewählter literarischer und filmischer Inseldarstellungen lassen sich die Reise der Insel vom Mittelalter bis in die Gegenwart, der Wandel ihrer Codierungen sowie die Relation von Insel und Mensch nachvollziehen.

Zur Person: Verena Ebermeier studierte Germanistik, Philosophie und Medienwissenschaft an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Dissertation im Fachgebiet Ältere deutsche Literatur. Betreuer: Prof. Dr. Edith Feistner, Prof. Dr. Rolf Schönberger.

Schlagwörter: Insel; Kosmologie; Utopie; Dystopie; Raum- und Zeitachsen

Literarische Inseldarstellungen im Spannungsfeld vielfältiger Konnotationen

Schon die Vielfalt der Codierungen, mit der das Motiv der Reise in der Literatur von der Antike bis in die Gegenwart verbunden ist, offenbart in der Projektion von Sehnsüchten und Ängsten, von eskapistischen und idealistischen Konnotationen auf den Weg selbst und auf das jeweilige Reiseziel die

Faszination für das Heraustreten aus dem Bekannten und den Aufbruch in das Unbekannte. Von einer „medieval islomania“ spricht John Gillis (2004: 23) und artikuliert auf diese Weise die besondere Bedeutung der Insel für die mittelalterliche Vorstellungswelt.¹ Als Raumform, die sich aufgrund mangelnder navigatorischer und nautischer Kenntnisse außerhalb der Erfahrungswelt des mittelalterlichen Abendlandes befindet, bleibt die Insel zunächst an der Peripherie der Weltsicht verortet (vgl. Edson et al., 2011: 72). Gerade die Lokalisierung aber im Raum des Unbekannten und zugleich das Verständnis der Insel als unabdingbarer Bestandteil der Schöpfung und des Weltbildes begünstigen eine Aufladung dieser Raumform mit Assoziationen, die die Forschung bislang als ein vielschichtiges Spektrum an Codierungen begreift. Für die mittelalterliche Literatur werden Inseln in ihrer Darstellung zumeist hinsichtlich der auf ihnen platzierten Figuren und Ereignisse kategorisiert. So werden *Äventiure*-Inseln, *Minne*-Inseln, Inseln als Folie verschiedener Entscheidungsprozesse für das Leben der reisenden Figuren, Inseln der Verwandlung, des Exils, Orakel- und Schatzinseln voneinander unterschieden (vgl. Stünzi, 1973). Je nach Inszenierungsgestaltung ist die Insel eine positiv oder negativ konnotierte Raumform.² Verbindendes Moment dieser Vielzahl an Darstellungen ist bisher lediglich die Codierung der Insel als abgeschlossene, isolierte und klar determinierte Raumform.³ Aus der Fokussierung der Aktionen jedoch, die auf der jeweils geschilderten Insel stattfinden, und der Herausforderungen, die es auf ihr zu bewältigen gilt, resultiert eine Aufgliederung der Inselinszenierungen, die eine gemeinsame Basis sowie kultur- und philosophiegeschichtliche Konnotationen außer Acht lässt.

Werden diese in die Analyse mittelalterlicher Inselschilderungen mit einbezogen, so kann die Insel als Narrativ evaluiert werden. Als sinnstiftende und Orientierung bietende Raumform wird sie literarisch zur Vermittlung spezifischer Erkenntnisgehalte eingesetzt. Der Blick auf literarische und philosophische Traditionen, die mit der Insel beziehungsweise mit einzelnen ihrer konstitutiven Aspekte verbunden sind, eröffnet die Perspektive auf ein neues Verständnis der Insel nicht allein als physische, sondern insbesondere als kognitiv relevante Raumform. So sind der Aufenthalt auf einer Insel und die Reise zu ihr sowohl als Bewegung im Raum wie auch als Bewegung des

¹ Eine „Insel-Manie“ konstatiert auch Folker Reichert (2013: 106) in seiner Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Inseldarstellungen und bezieht sich in seinen Ausführungen auf die ambivalente Codierung der Insel als positiv bewertetes Idyll und als furchterregender Ort.

² Hans Richard Brittnacher (2017: 8 f.) analysiert die Insel als ebenso paradiesisch wie höllennähnlich, als beglückend wie beängstigend. Auch Horst Brunner (1967: 8 f.) betont die Einbindung der Insel in Dichotomien, die Gefangenschaft und Behüten als zentrale Funktionen der Insel umfassen.

³ Christian Moser (2005: 409) spricht gar von der Insel als einer „Festung“.

Denkens zu begreifen, die zu fernen Ufern führt und durch die Erkenntnis gewonnen werden kann.

Die Vorstellung von einer Lebensreise, wie sie etwa mit den Irrfahrten des Odysseus in engem Konnex steht (vgl. Fox, 2017: 280 f.), verweist auf die Bedeutung des Reisens hinsichtlich innerer Prozesse. Physische und kognitive Bewegungen, Äußerlichkeit und Innerlichkeit, erscheinen daher genuin miteinander verbunden. Denkanstöße und -vorgänge, die etwa in der Bezeichnung der ‚Er-fahrung‘ zum Ausdruck kommen, Denkhemmnisse, die sich dadurch artikulieren, dass sich jemand sprichwörtlich „auf dem Holzweg“ befindet, zeigen auch im heutigen Sprachgebrauch eben jenen Zusammenhang von Äußerlichkeit und Innerlichkeit an. Wohin diese Wege jedoch führen und wie sie im Einzelnen zu gestalten sind, welche Erkenntnisse erlangt werden können und ob sich eine Inselreise tatsächlich lohnt, stellen zentrale Fragen dar, die im Laufe der Jahrhunderte durchaus grundlegend verschieden diskutiert werden.

Die mittelalterliche Inszenierung formuliert diesbezüglich ein komplexes, aber ebenso umfassendes Konzept der Inselreise und des Inselaufenthalts. Erkenntnisgehalt und -bedingungen werden durch die Schilderung vielfältiger Inselfahrten, die Positiv- und Negativbeispiele einer Begegnung mit dieser spezifischen Raumform skizzieren, als Anleitung für den aufmerksamen Rezipienten präsentiert. Zu wichtig ist die Erkenntnis, die anhand der Insel vermittelt wird, um sie unbedacht und undifferenziert zu gestalten.

Erkenntnisgehalte – Die Insel als Mesoinstanz

Doch was ist es, das erkannt werden soll? Wird die Insel nicht allein als physischer Raum, sondern zugleich als Verweisraum verstanden, so ist es notwendig, zur Beantwortung der Frage nach ihrem Erkenntnisgehalt die Konstituenten der Insel als Zeichen zu betrachten. Die von Augustinus formulierte Semiotik gibt diesbezüglich Aufschluss über die konstitutiven Komponenten eines Zeichens.⁴ Unabdingbar ist demnach die Zuschreibung einer Balance aus Unbekanntem und Bekanntem, um die Aufmerksamkeit des Adressaten erwecken und an sich binden zu können. Einzig unter der Bedingung, dass ein Zeichen als Anderes wahrgenommen wird, wird eine Interessenslenkung bewirkt, die nur dann über ein bloßes Sich-Wundern und Staunen hinausreichen und zu Verinnerlichung und Verstehen gelangen kann, wenn zugleich Momente des Bekannten in dem betreffenden Zeichen enthalten sind. So ist es dem Adressaten möglich, das Wahrgenommene zu

⁴ Wesentliche Angaben zu der Semiotik des Augustinus und den Prämissen des Wahrnehmens sind dessen Traktat *In Iohannis Evangelium Tractatus* (vgl. Augustinus, 1954: XXV 11) zu entnehmen sowie den *Confessiones* (vgl. Augustinus, 1981: X 6, 10).

eigenen Vorstellungskategorien und Erfahrungen in Beziehung zu setzen, es zu interpretieren und ihm entsprechend zu agieren.

Eben jene Prämissen erfüllt die Insel in ihrer literarischen Inszenierung. Dargestellt als Fremdes, das dem Erfahrungsraum der Figuren und ebenso der Rezipierenden entzogen ist, erscheint die Insel zunächst als grundlegend Anderes, für das es sich zu rüsten und vorzubereiten gilt. Wird sie betreten und in ihren einzelnen Konstituenten erfahren, so offenbaren sich Aspekte des Bekannten, die die Insel zu einer Mesoinstanz werden lassen, zu einer Zwischeninstanz, die sich in vertraute Vorstellungskonzepte vermittelnd einfügt.

Die Inszenierung der Insel in der mittelalterlichen Literatur – in der lateinischen wie auch in der mittelhochdeutschen – zeichnet diese Raumform als klar umrissene und gegliederte Konstruktion, die den aufmerksamen Reisenden an Bekanntes zu erinnern vermag. Sowohl hinsichtlich ihrer Form als auch ihrer Zusammensetzung aus den verschiedenen Elementen sowie ihrer Bindung zur Ebene des Göttlichen zeigt sich die Insel als verkleinerter Makrokosmos, als komprimiertes Universum. Was sich im Großen kaum überblicken und fassen lässt, kann auf diese Weise durchschritten und erfahren werden. Verfügt die Insel über einzelne Zonen respektive Sphären, die das sie umgebende Meer, den Uferbereich und das Inselinnere einschließen, so ist auch der Kosmos insgesamt wie ebenfalls der Erdkreis von spezifisch angeordneten Elementen geprägt, die „als Sphären um die Erde“ (Edson et al., 2011: 12) geschlungen sind.⁵ Ähnlich der Insel ist daher die Vorstellung von der Erde als Raum gestaltet, der von „dem Ozean, der rundum den Erdkreis umläuft“ (Reichert, 2013: 18), determiniert und somit als abgeschlossene Konstruktion bestimmt wird. Die für das Mittelalter zentrale Idee einer göttlichen Wirksamkeit im Makrokosmos gibt auch die literarisch gezeichnete Insel zu erkennen, die stets – je nach Gattung – mit Verweisen auf Gott oder antike heidnische Gottheiten versehen ist.

So schildert Konrad von Würzburgs Antikenroman *Trojanerkrieg* aus dem 13. Jahrhundert in der Darstellung vielzähliger Inselreisen etwa anhand der Fahrt des Agamemnon zur Insel Aulis eine Spiegelung des Makrokosmos. Geprägt durch ein Zusammenspiel der Elemente, die durch einen Verbund antiker Gottheiten repräsentiert werden, erweist sich Aulis als klar umrissene und von Transzendenzmächten geprägte Raumform. Zu erreichen über das Meer, zu begehen über einen Uferbereich und ein bewaldetes Inselinneres verfügt Aulis über einen sphärischen Aufbau, der eine Erfahrung der Makrokosmoskonstruktion in der Auseinandersetzung mit der Insel ermöglicht

⁵ Mit dem sphärischen Aufbau des mittelalterlichen Kosmos setzt sich auch Rudolf Simek (1992: 16) intensiv auseinander.

(vgl. Konrad von Würzburg, 2015: V. 24005–24661). Auch die geistliche Dichtung des Mittelalters gibt dieses Inselverständnis zu erkennen. Die lateinische Heiligenlegende *Navigatio Sancti Brendani Abbatis* aus dem 9. respektive 10. Jahrhundert zeichnet mit der Jenseitsfahrt des heiligen Brendan ein komplexes Verweisverhältnis von Insel und Makrokosmos. Da jede von Brendan bereiste Insel in sich den Kosmos durch das Wechselspiel der Elemente, die klare Formcodierung und den Transzendenzbezug spiegelt und zugleich verschiedene Bereiche des Jenseits – Vorhölle und Paradies – zeigt, können Brendan, seine Mitbrüder und die Rezipierenden des Werkes in der Gesamtschau aller Inseln den Makrokosmos erfahren.

Doch die Insel deutet nicht allein auf größere Raumzusammenhänge, sie fungiert des Weiteren als Zeichen für den Menschen als Mikrokosmos. Ihn repräsentiert sie in erweiterter Form, da die Insel in ihrer spezifischen Konstitution in das mittelalterliche Relationsgefüge aus Makro- und Mikrokosmos als Mesoinstanz vermittelnd positioniert ist. Auch der Mensch ist gemäß der Mikrokosmos-Idee des Mittelalters von eben jenen Elementen und Kräften geprägt, die den Makrokosmos formen. So ist zu konstatieren:

Diese Zusammensetzung der Elemente führte nach mittelalterlicher Auffassung zu zahlreichen Beziehungen – ein anderes Charakteristikum des Universums, dass alles miteinander verbunden ist. Der menschliche Körper wurde als Mikrokosmos angesehen, der das Universum, den Makrokosmos, widerspiegelt. (Edson et al., 2011: 12)

Indem die Insel beide Bezugspunkte, Makro- wie Mikrokosmos, in sich fasst, erhält der Inselreisende in der Auseinandersetzung mit ihr die Möglichkeit, sich mit dem Universum sowie mit sich selbst und der eigenen Rolle in diesem zu befassen. Verstehen und Erkennen können auf diese Weise bewerkstelligt, die eigene Lebensführung kann reflektiert, revidiert und sinnvoll gestaltet werden.

Wege zur Erkenntnis und Gefahren des Schiffbruchs – Die Insel als Ziel und Appell

Um die Insel als Zeichen für Makro- und Mikrokosmos ‚lesen‘ zu können, sind spezifische Denkbewegungen zu vollziehen, über die literarische Darstellungen ebenfalls Aufschluss geben. Die zur Erkenntnis notwendigen Aspekte des Wahrnehmens, Interpretierens und Verinnerlichens sind dabei keineswegs unproblematisch. Mit Blick auf die umfassende Tradition literarischer Seesturm-Inszenierungen erweist sich die Inselreise durchaus als potentiell gefährvolles Unterfangen. Wird der physische Aufbruch als Narrativ eines inneren Aufbruchs zu Ufern der Erkenntnis verstanden, besteht

eben jene Gefahr des Untergangs in einem Scheitern des Erkennens und Verinnerlichens – in einer Fehlinterpretation des Seins. Bleibt eine Reflexion des Makro- und des Mikrokosmos aus, kann auch deren Verhältnis zueinander nicht erfasst werden, die Position und die Rolle des Menschen beziehungsweise des Reisenden ist unentdeckt. Dem eigenen Dasein Sinn zu verleihen, das Lebensschiff mithilfe einer Erkenntnisfahrt diesen Sinn realisierend zu lenken, misslingt notwendig.

Welches sind folglich die Anweisungen, die berücksichtigt werden müssen, damit die physische und geistige Reise gelingt? Auch in Bezug auf geglückte Reisen lohnt sich der Blick auf bestehende Traditionen. Unter dem Eindruck antiker philosophischer Vorstellungswelten gezeichnet, können mittelalterliche Inselimaginationen einer entsprechenden Analyse unterzogen werden. So ist es möglich, Bezugsmomente der Inselreisen zu den Ausführungen Platons hinsichtlich der Denkbewegungen zu konstatieren, die im Sinne des philosophischen Erkennens zu einem Verstehen führen. Insbesondere in seinem Werk *Symposion* schildert Platon den Verlauf einer kognitiven Reise. Damit sich das Denken einem Erkennen zuwenden kann, ist es zunächst notwendig, so betont Platon, dass sich dieses aus dem Ufer des Alltäglichen löst und auf den Weg zu einem Ufer des Transzendenten begibt, um sich dem Göttlichen und in ihm der Erkenntnis annähern zu können. Platons Skizzierung des philosophischen Denkens ist in diesem Bild der Inselreise der literarischen Inszenierung durchaus verwandt. Das Verlassen des Bekannten und der Aufbruch in eine Verweisswelt erfordern von dem jeweiligen Inselreisenden in ähnlicher Weise eine Bereitschaft zur Orientierung und Reflexion, um die Insel nicht allein als physischen Raum, sondern zugleich als Zeichen begreifen sowie Makro- und Mikrokosmos erkennen zu können. Eros, ein nach Erkenntnis drängendes Staunen respektive ein Streben, jenes Übersetzen zu bewerkstelligen und den Versuch des Erkennens zu unternehmen, ist in diesem Zusammenhang von entscheidender Bedeutung (vgl. Platon, 1990: 202e).

Ein dauerhafter Aufenthalt, ein endgültiges Auswandern auf die Insel als Raum und Erkenntnisort gelingt dem Sterblichen zeit seines Lebens freilich nicht. Was Platon hinsichtlich seines „Vergleich[s] des Philosophierens mit dem Hin- und Hergehen“ (Albert, 2008: 31) als notwendige Rückbewegung betont, ist auch der mittelalterlichen Literatur nicht unbekannt. Dem Alltag und dem Immanenten verhaftet, bleiben die literarischen Figuren wie auch die Rezipierenden eines Werkes ihrem Ausgangsufer verbunden. Doch nicht nur aufgrund der Divergenz von Transzendenz und Immanenz ist eine Rückkehr des Reisenden von zentraler Relevanz. Sie ist ebenfalls entscheidendes Moment hinsichtlich der Frage nach einer praktischen Umsetzung des Wahrgenommenen. Nur dann, wenn das Erkannte auch Effekte auf die Lebensführung des Reisenden erzielt, kann die Begegnung mit einer Insel

als erfolgreich verstanden werden. Unabdingbar ist daher in der mittelalterlichen Literatur der Appellcharakter der Insel. Dieser offenbart sich nicht zuletzt in der inszenierten Notwendigkeit für eine Figur – und auch für die Rezipierenden –, auf die Erzählung von einer Inselreise zu reagieren. Von einem Erkenntnisort zu hören oder zu lesen, ohne diesen selbst auffinden zu wollen, ist dem Denken des Mittelalters fremd.

Die Bereitschaft, sich aus dem Alltäglichen zu lösen, Zielgerichtetheit und Offenheit des Denkens sowie der Transfer des Erkannten in den Ausgangsraum stellen somit zentrale Faktoren des Reisens dar. Doch diese Anforderungen sind noch nicht ausreichend, um die Relation von Mensch und Erkenntnisort adäquat zu erfassen. Augustinus' Ausführungen zu der Frage nach der Möglichkeit des Erkennens zeigen die Unerlässlichkeit einer spezifischen Interaktion zwischen Reisendem und Raum an. In ähnlicher Weise, wie Augustinus von einem Zusammenspiel aus göttlicher Illumination spricht, die den Menschen durch Gnade aus der Dunkelheit des Nicht-Wissens in das Licht der Erkenntnis geleitet, und der Anstrengung des Menschen, diese zu erwerben und zuzulassen⁶, stellt auch die Insel in ihrer literarischen Darstellung bereitwillig ihre Erkenntnisgehalte zur Verfügung. Fraglich bleibt, ob es der jeweiligen Figur gelingt, sie zu dechiffrieren. Einen Umgang mit der Raumform der Insel, der darin besteht, diese wie den Herkunftsraum der Figur zu deren Nutzen beliebig zu gestalten und zu verwenden, verurteilt die mittelalterliche Literatur daher als verfehlt.

Gattungsübergreifend schildern sowohl der Antikenroman *Trojanerkrieg* wie auch die Heiligenlegende *Navigatio Sancti Brendani Abbatis* in jeweils vielfältiger Thematisierung von Inselreisen die Notwendigkeit eigener Bemühung, um den Raum als Zeichen zu begreifen. Wird die angesteuerte Insel als bloßer Nutzraum verstanden, in den die Interessen der Figuren eingeschrieben werden – wie dies etwa für Agamemnons Reise nach Aulis zu beobachten ist –, spiegelt die Insel diese geistige Begrenzung auf Bekanntes und Alltägliches durch eine Affirmation räumlicher Begrenztheit. So hindern Schnee, Stürme und hoher Seegang Agamemnon an einer Abreise, bis er sich an einen Seher wendet und sich mit dessen Hilfe kognitiv der Insel öffnet (vgl. Konrad von Würzburg, 2015: V. 24005–24661). Als sicherer in der Auseinandersetzung mit einer Insel erweist sich der heilige Brendan, der geistigen Fragen weit nähersteht als der Krieger Agamemnon. Doch auch die Legende kennt jene Dynamik aus Anstrengung und dem Wahrnehmen des zur Verfügung gestellten Erkenntnispotentials. Im Vertrauen auf Gott und zugleich mittels eigener navigatorischer Fähigkeiten gilt es für Brendan und seine Mitbrüder, die ihn auf der Reise begleiten, dieses fragile Gleich-

⁶ Zu dem Verhältnis von Licht respektive Wissen und Dunkelheit respektive Unkenntnis äußert sich Augustinus ebenfalls in seinen *Confessiones* (vgl. Augustinus, 1981: X 5, 7).

gewicht zu wahren. Die Schilderung der Entscheidung, zu welchem Zeitpunkt zu navigieren ist und wann sich die Reisegemeinschaft auf göttliche Fügung zu verlassen hat sowie unter welchen Prämissen in diesem Kontext an eine Insel angelandet werden kann, verdeutlicht nicht allein die physische Herausforderung an die Figuren, sondern auch den geistigen Anspruch des Reisens.

Diese Problematik der Sensibilität für Erkenntnispotentiale ist auch Augustinus bewusst, konstatiert er doch, dass „der Mensch [...] von dieser Einsichtsquelle [...] nur gelegentlich Gebrauch [macht]“ (Horn, 2012: 79 f.). So muss also der Reisende beziehungsweise der Mensch in besonderer Weise beschaffen sein, denn nach Augustinus soll

erst ein ‚reines Herz‘ [...] zur höchsten Einsicht fähig sein. Auch wenn der spätere Augustinus den Anteil menschlicher Eigenleistungen zugunsten der göttlichen Gnade reduziert, bleibt dem Menschen die Möglichkeit, sich willentlich gegen Illumination und Gnade zu verschließen. (Horn, 2012: 80)

Doch nicht nur der Mensch selbst muss spezifische Prämissen erfüllen, um die Insel als Erkenntnisort bereisen zu können, auch die Raumform ist als Gegebenes zu verstehen, das vorgefunden, interpretiert und verinnerlicht werden kann. Ist dieses Verständnis der Relation von Raum und Reisendem für die Literatur des Mittelalters noch von Gültigkeit, ändert sich dies in den nachfolgenden Jahrhunderten wesentlich. Eine allumfassende Perspektive auf die Welt und auf den Menschen zu richten, die konkrete Erkenntniswege und -gehalte offeriert, ist infolge spezifischer Wandelprozesse bald nicht mehr die zentrale Intention literarischer Inseldarstellungen.

Erweiterungen der Raum- und Zeitachse – Inseln in veränderter Lokalisierung

Die Idee eines Aufbruchs aus dem eigenen Erfahrungsraum in eine bislang noch unentdeckte Welt kann jedoch nur solange Aufmerksamkeit an sich binden, wie jene andere Welt das sensible Gleichgewicht aus Fremdheit und Vertrautheit aufrechterhalten kann. Von einer Semiotik der Insel zu sprechen, die deren Verweiskraft bedingt, ist daher nur möglich, wenn die literarisch geschilderte Insel Momente des Unbekannten aufweist, anhand dessen die reisende Figur und der jeweilige Rezipient Neues ermitteln können und zugleich Bekanntes, um dieses Neue auf die eigene Lebenswirklichkeit zu beziehen. Gänzlich Fremdes vermag zwar durchaus zu faszinieren, ohne Verbindungspunkt zum Rezipierenden des Narrativs aber bleibt jene Begeisterung auf einer Oberflächenebene der Wahrnehmung, ohne zu einer Denk-

und Handlungskonsequenz zu führen. Umsetzbarkeit gelingt nur auf der Basis einer Einordnung des Gehörten oder Gesehenen in eigene Perzeptions- und Aktionsmuster.

Da das abendländische Mittelalter durchaus nicht mit einer Seefahrerkultur in Zusammenhang zu bringen ist, bleibt die Insel als raumkonkrete Instanz zunächst außerhalb der Erfahrungswelt. Die Idee ihrer Konstruktion bietet jedoch die nötige Basis, um durch eine Aufladung des Fernen mit vertrauten Vorstellungsgelalten Verbindungslinien zu etablieren. Fortschritte insbesondere in den Bereichen der Navigation und des Schiffbaus aber lassen die wesentliche Prämisse einer Balance ins Wanken geraten, die die Inselreise zu einer Erkenntnisreise und die Insel selbst zu einem Ort der Auseinandersetzung mit dem Makrokosmos sowie dem Selbst als Mikrokosmos und der Positionierung dieser beiden zueinander qualifiziert. Sie verliert vor dem Hintergrund der zunehmenden empirischen Überprüfbarkeit der Inselraumform an Relevanz. Veränderte Dynamiken, die eine Erweiterung der Raumachse bedeuten, treten in den Vordergrund und bestimmen die Vorstellung von der Insel und ihren Codierungen.

Die Erkundung der Welt und ihrer Ränder, der damit einhergehende korrigierende Blick auf imaginierte Inselkonstruktionen sowie nicht zuletzt die Nicht-Entdeckung real geglaubter Inseln und Orte (vgl. Bonnett, 2016: 19) schränken die Möglichkeiten einer Projektion spezifischer Verweisgehalte auf die Raumform der Insel unweigerlich ein. Wenngleich es daher kaum verwunderlich ist, dass die Insel selbst weniger intensiv Aufmerksamkeit an sich binden kann, so ist dennoch zu konstatieren, dass die grundsätzliche Idee des Reisens und des Erfahrens auf der Folie bisher unerreichter Räume durchaus Bestand hat.⁷ In ihrer literarischen Inszenierung wird sie, um weiterhin von Interesse zu sein, notwendig modifiziert. Erweitert sich der Erfahrungsraum des Menschen, so muss das zur Darstellung gewählte Raumbild erneut an dessen Peripherie entrückt werden.

Aus dieser Verlagerung resultierende Reisen in veränderte Räume, die verborgene Welten präsentieren, kennt die Literatur ab dem 17. Jahrhundert in vielfältiger Weise. Nach der Erkundung der Inselwelten im Entdeckungszeitalter eröffnet nun insbesondere der Weltraum, und mit ihm der Mond, eine neue Raumperspektive und ein verändertes Ziel von Projektionen (vgl. Claeys, 2011: 164). Mit dieser Erweiterung der Raumachse findet eine Transponierung der Schiffsreise und des Inselaufenthalts auf eine Fahrt im Raumschiff zu bislang unbekanntem Planeten statt. Die Idee eines Transgressionsraumes, der Überwindung einer Grenze zur Erreichung eines

⁷ Eva Hiller (2017: 27) zeigt auf, dass technische Neuerungen unmittelbaren Einfluss auf die Bereisbarkeit von Inseln und mit ihr auch auf die Existenz von Inselmythen besitzen. Folge sei so zwar deren Reduzierung, nicht jedoch eine gänzliche Emanzipation der Insel von mythischen Assoziationen.

fremden Kosmos, bleibt auf diese Weise erhalten, in ihren Dimensionen gibt sie jedoch wesentliche Differenzen zu erkennen. Naturwissenschaftliche und technische Kompetenzen sind in Zusammenhang mit der Auslotung der Erfahrungsgrenzen des Menschen von wachsendem Interesse.

Ist die Mondfahrt bereits in der Literatur der griechischen Antike unterhaltsames Inszenierungsmoment, das in Verbindung mit der Vorstellung von in der Luft schwebenden Inseln steht, erlangt sie im 17. Jahrhundert eine erneute Darstellungsbeliebtheit (vgl. Claeys, 2011: 164). Zunächst als überwiegend satirisch codierter Unterhaltungsaspekt in literarischen Werken präsentiert, bedarf es im Laufe der Jahrhunderte einer besonderen Aufmerksamkeit, um den Weltraum und seine literarische Schilderung als denkbares und reflektierbares Konzept zu etablieren (vgl. ebd.: 166 f.). Ursache für diese Raumfokussierung sind technische und wissenschaftliche Entwicklungen, die nicht zuletzt dank der Konstruktion des Teleskops den Blick auf eben jene Räume aufdecken. Mythische Gehalte, wie sie für die Insel zu konstatieren sind, werden auch mit dem Weltraum assoziiert. Eine Verquickung aus Raumkonstruktionen und Innerlichkeit, die sich hinsichtlich der Imagination der Inselfahrt als Lebensreise und als Verweis auf innere Prozesse des Menschen feststellen lässt, bleibt in ähnlicher Weise für die Welt der Planeten von Relevanz. So ist im Kontext der Aufklärung etwa Immanuel Kant und Johann Gottfried Herder der Gedanke einer Reise der Seele nach dem Tod zu entfernten Planeten nicht unbekannt (vgl. ebd.: 166). Von der mittelalterlichen Idee einer kognitiven Reise zur Realisierung erlangter Erkenntnisse in der Lebensführung des Menschen hat jedoch in dieser auf Innerlichkeit bezogenen Vorstellung schwerlich etwas überdauert.

Eindrucksvoll ist die Erweiterung der vertikalen Raumachse in den Werken des französischen Schriftstellers Jules Verne zu beobachten. Dessen Schilderungen von Reisen um den Mond und zu ihm in *De la terre à la lune* und *Autour de la lune* zeugen im 19. Jahrhundert von einer Faszination für die Potentiale der Technik. Die Inselreise, die Jules Verne durchaus noch als interessantes Inszenierungsfeld betrachtet (wie in *L'île mystérieuse*), stellt jedoch nur einen Punkt auf der literarischen Raumachse dar, die seine Figuren zu eigenen Welten im Inneren der Erde (*Voyage au centre de la terre*) oder in den Weiten des Meeres führen (*Vingt mille lieues sous les mers*). Raketen, Raumschiffe und Unterseeboote entgrenzen die Erfahrungswelt, weitere Räume des Denkbaren erschließen sich. Wenngleich einzelne Aspekte des Reisens erhalten bleiben, so ändert sich doch seine Kontextualisierung in der Konzentration auf die Thematisierung und teils Problematisierung der menschlichen Innovationsmacht. Ein Erkennen des Eigenen im Fremden und eine darauf aufbauende Entwicklung des physisch und kognitiv Reisenden ist in der Betonung zum einen der technischen Fortschritte und zum anderen der Fremdartigkeit der erkundeten Welten kaum möglich. Das

ganzheitliche kognitive Erfassen des Bereisten, um sich anhand dessen dem Selbst und dem Kosmos annähern zu können, wird durch die Intention des Dokumentierens und Erfahrens substituiert, Raum nicht als Orientierungspunkt, sondern als Bewältigbares verstanden.

Mit der Öffnung der Raumachse ist eine Öffnung der Zeitachse eng verbunden. Die im 20. Jahrhundert gelungene Mondlandung rückt auch diesen Planeten als Ziel aus der Balance von Bekanntem und Unbekanntem, die für die Aufladung der fokussierten Räume mit spezifischen Projektionen bedeutsam ist. Die zunehmende Entmythifizierung der Raumformen bewirkt vor diesem Hintergrund die Hinwendung der Aufmerksamkeit auf weitere Kategorisierungsstrategien, zu welchen neben dem Raum wesentlich die Zeit zu zählen ist. Die durch Empirie enttäuschten Projektionen spezifischer Wünsche und Erwartungen (vgl. Claeys, 2011: 167) verlagern sich so erneut aus dem Bereich der Überprüfbarkeit. Es entwickeln sich neben Utopien daher vermehrt Uchronien als Zeitorde entfernt vom eigenen Zeitkontext (vgl. Glaser, 1996: 14). Sie beschreiben „euchronia, the good place in the future“ (Vieira, 2010: 9). Louis-Sébastien Merciers Werk *L'An 2440, rêve s'il en fut jamais* offenbart schon im 18. Jahrhundert das wachsende Interesse an veränderten Zeiten und entwickelt auf diese Weise eine Zeitinsel. In der Literatur und später ebenfalls in filmischen Inszenierungen wird durch derartige Inseln ein zu erreichendes Ideal generiert, das an einem spezifischen Zeitpunkt fixiert wird und in einem zeitlichen Prozess erlangt werden kann (vgl. Vondung, 2006: 185). Doch auch in warnender Funktion werden Inseln in der Zeit geschildert. Die Ableitung potentieller Konsequenzen gegenwärtiger Fortschritte und Entscheidungen sowie ihre Darstellung in Gestalt von Zukunftsinselformen bewirken, dass „[d]er zeitversetzte Traum [...] die räumliche Bewegung der Schiffsreise [ersetzt]“ – es entsteht „eine Zeitinsel, umspült vom Meer der Negation“ (Müller, 1989: 10).

Inseln in der Zeit und solche, die sich auf unterschiedlichen Positionen der vertikalen Raumachse befinden, offenbaren vor dem Hintergrund der angeführten Vorstellungen eine Konzentration auf den Menschen, seine Wirkkraft und deren Folgen. Der auf Ganzheitlichkeit ausgerichtete Blick der mittelalterlichen Literatur erfährt auf diese Weise eine Determinierung. Mit der Entgrenzung der Insel in Raum und Zeit ist so eine Begrenzung der in ihr verhandelten Thematiken verbunden, die sich nicht länger auf Fragen einer angemessenen Lebensführung, sondern auf Fragen des Fortschritts beziehen. Diese werden anhand realer beziehungsweise als real geglaubter Räume diskutiert und ebenfalls mittels Inseln als gedankliche Experimentierräume problematisiert.

Experimentierräume – Inseln und ihre Gestaltbarkeit

Das Reisen in realitätsnahen Räumen ist daher lediglich eine der Möglichkeiten, Inseln und inselähnliche Räume zu inszenieren. Das mittelalterliche Interesse an einem Begreifen des Kosmos und der eigenen Rolle in diesem sowie die nicht zuletzt naturwissenschaftlich codierten und literarisch imaginierten Entdeckungsfahrten späterer Jahrhunderte können um Inselreisen als Gedankenexperimente ergänzt werden. Auch sie stellen eine Entwicklung hinsichtlich der Vorstellung von Inseln und des Umgangs mit ihnen in der Literatur dar. Die Insel als wandelbarer Experimentierraum utopischer und dystopischer Imaginationsgehalte bildet eine geeignete Basis für die literarische Gestaltung eines Konditionals. Um die Fiktion eines „was wäre, wenn“ erschaffen zu können, bedarf es einer grundlegenden Änderung des Inselverständnisses. Die Auffassung der Insel als etwas Formbares, das gemäß den Interessen ihrer jeweiligen Erzählinstanz konzipiert ist, steht dem ihr im Mittelalter zugewiesenen Erkenntnispotential einer Wahrheit bezüglich Kosmos und Mensch diametral gegenüber.

Dies bedeutet nicht zuletzt ein verändertes Selbstbild des Konstrukteurs von Inseldarstellungen. Dem Ideal, anhand der Insel Wirklichkeit zu vermitteln, Mensch und Kosmos in ein sinnstiftendes Verhältnis zu setzen und auf diese Weise eine angemessene Lebensführung zu ermöglichen, ist die Kreation einer idealen Insel entgegengerichtet, die zumeist durch ein ideales Gesellschaftssystem – und somit durch figurenbezogene und weniger raumreferentielle Merkmale – gekennzeichnet ist. Das Bedürfnis, Orientierung zu finden, wird so durch das Bedürfnis, Orientierung zu schaffen, zunehmend ersetzt:

Der Mensch der Renaissance trat selbstbewusst und in Harmonie mit der Welt auf und verstand sich als Schöpfer und Herr der Künste, schließlich war er ein Ebenbild Gottes. Es dauerte nicht mehr lange, bis er merkte, dass er die Zukunft und damit seine Geschichte selbst schaffen und prägen konnte. Nun war es nicht mehr die Geschichte, die den Menschen machte. Nun waren es die Menschen, die die Geschichte machten, und während sie dies unternahmen, kamen Weltbilder zustande, die ihr Tun ermöglichten und von diesem bestimmt wurden. (Fischer, 2017: 305)

Dies gilt nicht allein für Weltbilder im Allgemeinen, sondern ebenfalls für die Insel als spezifische Raumform, die als Gefäß ausdifferenzierter utopischer Vorstellungen Gestaltbarkeit suggeriert.

Doch inwiefern qualifiziert sich gerade die Insel zu einer derartig utopischen respektive dystopischen Raumform? Die besondere Abgeschlossenheit der Insel, die ihr von Natur aus zu eigen ist, die mit ihr verbundene

relative Autonomie sowie der für sie konstitutive Gedanke an eine An- und Abreise etablieren Inseln nach Werner Röske (2013: 163) als eigenständige Welten, die je nach Projektionsbedürfnis variabel gestaltet werden können. Als „Wunschräume“ (ebd.) gelingt mithilfe von Inseln eine Positionierung zu der eigenen Erfahrungswelt auf besonders anschauliche Weise. Das utopische Konzept, das nach Voßkamp (2006: 219) im Wesentlichen auf einer „Gegenüberstellung von Ordnung und Kontingenz“ beruht, kann mit der Wahl der Insel als Raum daher realisiert werden. Abgeschlossenheit und Kontrastierung substituieren die mittelalterliche Idee eines Wiedererkennens von Mensch und Kosmos in der Insel.

Zentrale Aspekte des Daseins, zu denen Voßkamp (2006: 219) „[m]enschliche Subjektivität, Leidenschaften, Liebe und Unglück, ‚Geschichte‘“ zählt, erscheinen als „unberechenbare, nicht kalkulierbare Momente“, die es zu bewältigen gilt. Indem die für utopische Schilderungen konstitutiven „rhetorische[n] Übersetzungstechniken und bildhafte[n] Darstellungen“ (ebd.) auf die durch Übersichtlichkeit gekennzeichnete Insel transferiert werden, wird der Eindruck von Kontrollierbarkeit affirmiert. Auf diese Weise wird „Kontingenz [als] behebbar“ (ebd.) behauptet. Der „Ordnungszwang in Utopien“ (ebd.) wird durch seine Verortung auf literarisch inszenierten Inseln dank deren räumlicher Determination begünstigt.

Die Raumform der Insel selbst tritt damit jedoch unweigerlich in den Hintergrund. Sie bildet den Rahmen für Reflexionen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, ohne in gleicher Weise an sich und in sich raumreferentielle Verweismomente zu tragen. Ihre räumliche Gestaltung unterliegt weniger der Ausrichtung an übergeordneten Raumformen, die sie spiegelt und an die Rezipierenden vermittelt, sondern vielmehr der kritisch reflektierten und vom jeweiligen Verfasser konzipierten Gemeinschaftsordnung, die sie – als besonders geeignete Raumform – in sich fasst. So kann im Vergleich zur mittelalterlichen Inszenierung ein Richtungswandel der Perspektive konstatiert werden, der von einem Blick auf den Kosmos und über ihn auf das Selbst zu einem selbstreferentiellen Blick auf die eigene Gesellschaft führt.⁸

Dabei resultiert die genaue Konstruktion utopischer Inseln jeweils aber nicht gänzlich aus kreativer Arbitrarität, sondern folgt, wie Voßkamp (2006: 217) betont, dem „dominante[n] poetologische[n] Prinzip [...] der Negation“. Utopien generieren sich so vor dem konkreten Hintergrund erlebter und kritisch reflektierter Gesellschaftssysteme, zu denen eine Alternative zu schaffen ist (vgl. ebd.). Mithilfe der logisch fundierten „Operation der Negation jeweils vorgefundener Realitäten“ (ebd.) wird auf diese Weise eine modifizierte Spiegelung der Gesellschaft und ihrer Wirkmechanismen erstellt,

⁸ Auch Lothar Bossle (1988: 64) spricht von einer Perspektivverlagerung durch das utopische Denken. Dieses setzt sich Vollkommenheit zum Ziel, die sich auf den Menschen bezieht und auf die Gesellschaft, in der er lebt.

die die mittelalterliche Spiegelung des Menschen und des Kosmos in der Raumform der Insel substituiert. Die Insel ist nicht länger Erkenntnisgehalt und -instrument, sondern fungiert als Moment einer Utopie und in ihr „als methodisch kontrolliertes Mittel zur Entfaltung bestimmter Kritik“ (Brumlik, 1997: 1091).

Nicht allein die Funktion und die Konzeption der literarischen Insel erfahren eine Modifikation, auch ihre intendierte Wirksamkeit ist nun eine andere. Bildet die Insel eine Folie zur Kontrastierung bestehender Gesellschaftsstrukturen, so behauptet sie dennoch nicht unweigerlich ein Absolutum. Die gezeichnete alternative Form des Zusammenlebens ist in ihrer Konkretetheit nur eine unter vielen Varianten. Ein Überdauern der jeweils als spezifische Antwort auf real bestehende Missstände formulierten Insel über Jahrhunderte und Gattungsgrenzen hinweg ist aufgrund der veränderten Implikationen kaum möglich. Unweigerlich schreibt sich den Inselinszenierungen in ihrer Konkretisierung Geschichtlichkeit ein.⁹

Insbesondere die detaillierte literarische Gestaltung von Gesetzen, Ge- und Verboten, die die Interaktionen innerhalb der utopischen Gemeinschaft auf einer Insel bestimmen, sowie die Schilderung von Handelsbeziehungen und -gebräuchen determinieren das Dargestellte hinsichtlich seiner Interpretier- und Realisierbarkeit. So konstatiert Brumlik (1997: 1091), dass Utopien durchaus nur selten „als unmittelbare, autonom auf Verwirklichung drängende Geschichtsmächte“ gewertet werden können. Das Moment des Nachvollziehens, das sich für die mittelalterliche Literatur in Bezug auf Inselreisen sowohl intra- wie auch extradiegetisch als zentral erweist, verliert somit an Bedeutung.

Der mit der Idee eines planvoll konstruierten Raumes einhergehende Paradigmenwechsel gegenüber mittelalterlichen Raumvorstellungen lässt sich nach Werner Röcke insbesondere an 'Thomas Morus' Utopia erkennen, da hier nicht länger Räume als Artikulation göttlich gewirkter Wunder aufgefunden, sondern aktiv konzipiert werden. Hierin äußert sich die der mittelalterlichen Welt nicht vertraute „Rückführung der Utopie auf menschliche Vernunft und menschliches Handeln“ (Röcke, 2013: 154). In Reaktion auf soziale Missstände seiner Zeit und damit auf der Grundlage einer spezifischen Veranlassung¹⁰ gestaltet Thomas Morus seinen Idealstaat auf einer Insel, um eine Gegenwelt zu präsentieren (vgl. Claeys, 2011: 60). Morus' Sozialkritik, die sich besonders auf die Lebenssituation der bäuerlichen

⁹ Voßkamp (2006: 219) betont hinsichtlich jener Geschichtlichkeit der Utopie, die auf reale Gegebenheiten reagiert, einen ausdifferenzierten Umgang mit den kritisierten Verhältnissen: „Dabei fordert geschichtliche Kontingenz jeweils abgestufte Ordnungsmodelle heraus, Ordnungsmodelle, die je deutlicher zum Ordnungszwang oder auch zum Ordnungsterror neigen, desto bedrohlicher das Problem von Kontingenz eingeschätzt wird.“

¹⁰ Zu den konkreten Bezugsmomenten des Werkes zu den gesellschaftlichen Missverhältnissen siehe unter anderem Davis (2010: 40–47).

Bevölkerung bezieht (vgl. Morus, 1965: 66–68), zielt hierbei auf die Gestaltungsmacht des Menschen, der seinen sozialpolitischen Kosmos zu durchdringen und zu modifizieren sucht. Die durch die Insel bedingte Isolation ermöglicht nach Richard Saage (2013: 169) die neu kreierte Gesellschaftsordnung, sodass die Radikalität der Idee in der Radikalität der Raumform Aufnahme findet. Die Detailliertheit der Schilderungen hinsichtlich eines harmonischen Zusammenlebens gemäß dem Prinzip der Gleichheit gibt die Geschichtlichkeit des Werkes zu erkennen, dessen Appellcharakter im Forschungsdiskurs durchaus umstritten ist.¹¹

Auch Daniel Defoes Werk *Robinson Crusoe* entwickelt die Vorstellung von einer harmonischen und selbst geformten Gemeinschaft. Die Zivilisierung einer inneren Unordnung durch eine bewusste Gestaltung des Raumes entspricht nach Blödorn (2006: 27) einer Kultivierung im Sinne aufklärerischer Fortschritts- und Entwicklungsideale. Bezugsmomente zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit finden sich folglich, konzentrieren sich jedoch abermals auf einzelne Lebensbereiche, die mit Blick auf die konkrete soziale Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts einer Reflexion und Modifikation unterzogen werden. In ähnlicher Weise fungieren die in Jonathan Swifts *Gullivers Reisen* erzählten Inseln, die als – hier satirische – Folie zur Kritik an bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen inszeniert werden.

Wenngleich vor diesem Hintergrund der Gedanke eines Aufbruchs in eine zunächst fremd wirkende Welt und die Relevanz der Inszenierung eines Reisewegs als Zeichen für die Notwendigkeit eines Übergangs und zugleich für dessen Realisierbarkeit (vgl. Renz, 2013: 131) als verwandte Darstellungsmomente mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Literatur erscheinen, so ist doch der kulturgeschichtliche Paradigmenwechsel bezüglich der Insel-schilderungen unverkennbar. Ein Appell zu einer Lebensführung, die der Kosmoseinheit angemessen ist, sowie eine Orientierung an der Insel als vermittelnde Instanz zwischen Makro- und Mikrokosmos sind ersetzt durch eine Determinierung der Perspektive. Anhand der Insel werden so Kompetenzen und Strategien des Menschen diskutiert, die dessen Umgang mit Gesellschaftssystemen oder Gefahren- und Verantwortungspotentialen von Wissenssystemen betreffen. Das Generieren von Gegenwelten, die sich zu den realen Erfahrungskontexten und der Lebenswirklichkeit der Rezipierenden kontrastiv verhalten, lässt nicht länger Raum für ein Wiedererkennen, für eine Anamnese, die sich auf die Konstruktion des Makro- und Mikrokosmos bezieht. Die Ganzheit der Perspektive erfährt eine Aufgliederung, die eine Fokussierung auf spezifische Aspekte der Gesellschaft und des Individuums bedeutet. Auf diese Weise erweitert sich das Spektrum konkre-

¹¹ Ob Morus seine Inselkonzeption als zu realisierende Gesellschaftsstruktur verstand oder diese doch vielmehr unter satirischen Gesichtspunkten literarisch inszenierte, lässt sich laut Claeys (2011: 59 f.) nur schwerlich beantworten.

ter Bezugspunkte, die die Insel in literarischen und filmischen Interpretationen dieser Raumform zur Folie themenspezifischer, aktualitätsreferentieller und ausdifferenzierter Betrachtungen werden lassen. Konstante Momente, die eine einheitliche Narrativik der Insel artikulieren, treten angesichts dieser veränderten Perspektivierung notwendig in den Hintergrund. Verbindende Basis bleibt überwiegend nurmehr die besondere Codierung der Insel als Abgeschlossenes, das sich gerade aufgrund dieser Prägung für Gedankenexperimente und die kritische Auseinandersetzung mit der Lebenswirklichkeit eignet.

Zwischen Einheit und Vereinzelung – Der Mensch als Insel und Mesoinstanz

Neben der modifizierten Verortung der Insel in Raum und Zeit sowie ihrer Inszenierung als Komponente in Gedankenexperimenten, die auf konkrete sozialpolitische Missstände reagieren, erfährt die Insel in ihrem veränderten Verhältnis zum Menschen, der sie als Formbares wahrnimmt, eine Wandlung ihrer Bezugssysteme und Bewertungen. Einen Inselaufenthalt als Möglichkeit zu verstehen, die göttlich gewirkten Kosmoskonstruktionen, den Makro- und Mikrokosmos, zu erkennen beziehungsweise wiederzuerkennen, wird durch die intensivierte Konzentration auf den Menschen und sein Handeln zunehmend obsolet. Die Idee, anhand der Auseinandersetzung der literarischen Figuren und der Rezipierenden mit der Raumform der Insel sowie dem Determinations- und Transgressionsmedium des Meeres als konnotativem und symbolischem Raum des Denkens Erkennen zu ermöglichen, wird verdrängt. Der Raum, der gestaltbar wird, gerät in das Verantwortung- und Kreationspotential des Menschen, der diesen zu seinen eigenen Zwecken und gemäß seinen eigenen Intentionen zu konstruieren und einzusetzen wie ebenfalls zu missbrauchen vermag.

Künstliche Kreationen und Zweckerationalisierungen der Inseln finden sich in der Gegenwart sowohl in der Realität wie auch in der literarischen und filmischen Umsetzung von Inselvorstellungen. So ist die Insel längst keine Raumform mehr, die mühsam angesteuert sowie unter großer Anstrengung und in potentieller Konfrontation mit zahlreichen Gefahren erkundet werden muss. Wird die Insel in der mittelalterlichen Vorstellungswelt noch als eine Art Organismus verstanden, der sich schwimmend zu bewegen und daher geradezu über seine Begegnung mit Reisenden mitzubestimmen vermag¹², können Inseln heute bewusst platziert und nach Wunsch

¹² Reichert (2013: 106) geht in seinen Ausführungen zu Inselwelten im Mittelalter auf die Vorstellung von der Insel als schwimmendes Gebilde ein und hebt in diesem Zusam-

konstruiert werden. Alastair Bonnett betont in diesem Kontext Projekte moderner Firmen wie etwa des Unternehmens Dutch Docklands als „Marktführer bei der Technik für schwimmende Inseln“ (Bonnett, 2016: 240). Insbesondere die Veränderung des Meeresspiegels und wachsende Bevölkerungszahlen evaluiert Bonnett als Ursache für den Erfolg gegenwärtiger Inselprojekte, die bis hin

zum Floating Proverb [reichen], einer geplanten Gruppe von neun- undachtzig schwimmenden Inseln rund um Palm Jebel Ali in Dubai, die sich aus der Luft betrachtet zu einem Gedicht aus der Feder des Monarchen Scheich Mohammed bin Rashid Al Maktum fügen sollen. (Bonnett, 2016: 240 f.)

Eine Ästhetik des Vorgefundenen, die auf größere Zusammenhänge verweist und den Makrokosmos komprimiert erfahrbar werden lässt, weicht somit einer Ästhetik des Eingeschriebenen, die einen vergleichsweise selbstreferentiellen Blick auf den Menschen einnimmt.

Welche Umakzentuierung die Insel als Narrativ durch jene Künstlichkeit erfahren kann, zeigt detailliert die Raumkonstruktion in Peter Weirs Film *The Truman Show* (1998). In ihm verkehrt sich die positive Codierung der Insel als Erkenntnisort in eine negative Codierung als Ort der Erkenntnis-hemmung. Der Protagonist, Truman, hält sich Zeit seines Lebens in der Kulisse einer Fernsehshow auf, die ohne sein Wissen eigens zur Dokumentation seines Lebens erbaut worden ist. Zentrum dieser künstlichen Welt ist eine Insel, die von Meer umgeben ist und deren Himmel sie als Kuppel nach außen gegenüber der Realität abschließt. Sie markiert sowohl in physischer wie auch in kognitiver Hinsicht den Horizont des Kunstkosmos und seines Bewohners sowie dessen Erfahrungs- und Erkenntnisgrenzen. Schauspieler mimen die Bevölkerung von *Seahaven Island*, der Regisseur der Fernsehsendung – eine Instanz, die im künstlichen Mond als Endpunkt der vertikalen Raumachse thront – verfügt über Tag und Nacht sowie über die Wetterverhältnisse des Inselraumes. Die Dominanz heller Farben und runder Formen unterstreicht die Codierung der Inselwelt als Idyll, in dem der Alltag klar strukturiert und auf die Interessen der Fernsehzuschauer abgestimmt ist. Als vermeintlich idealer Ort gestaltet, vermag *Seahaven Island* lange Zeit Trumans sichere Heimat zu sein.

Doch der Entdeckergeist, der bereits dem jungen Truman zu eigen ist, wird endgültig entfacht, als er sich in eine Schauspielerin verliebt, die aus seinem Umfeld entfernt wird, bevor sie die Künstlichkeit des Inselkosmos entlarven kann. Eros, sowohl in sexueller wie auch in philosophischer

menhang die besondere Lebensform der Inselbewohner als „herausgenommen aus der übrigen Welt“ hervor.

Hinsicht, beginnt, Truman an seiner Welt zweifeln zu lassen. Das Streben, diese zu verlassen, Neues zu entdecken und Erfahrungen zu sammeln, bedingt die zunehmende Dekonstruktion des Raumes. Die Insel als Begrenzung des Handlungsrahmens wird in der Folge hinsichtlich ihrer Determinierungsfunktion affirmiert und in die Figur selbst eingeschrieben. Vertikale und horizontale Raumachsen werden verkürzt und der Insularität des künstlichen Raumes untergeordnet, indem weder Flug- noch Busverkehr nutzbar werden. Insbesondere ein der Figur bereits im Kindesalter implementiertes Trauma, das deren Angst vor dem Transgressionsmedium des Meeres begründet, bestärkt die Prägung der Insel als Ort des Gefangenseins sowie als Ort, der reflektiertes Denken nicht zulässt. Der Aufenthalt bleibt die einzige mögliche Bewegungsform, die jedoch aufgrund der Künstlichkeit und ihrer Orientierung an der Publikumswirksamkeit keineswegs als Erkenntnisfolie fungieren kann. Nicht Wahrheit respektive Wirklichkeit, sondern der Mensch in seinen Eigeninteressen ist das Maß der Raumkonstruktion.

Anstelle der Reise zu einer Insel, die über das Meer als Medium der auf Erkenntnis vorbereitenden Denkbewegung führt, ist vor diesem Hintergrund gerade die Umkehrung einer kognitiven Bewegung entscheidend, die aus der Begrenztheit des künstlich konstruierten und daher selbstreferentiellen Inselkosmos ausbricht. Die Insel gerät zu einem Exklusivitätsraum negativer Codierung, der der realen Welt durch seine Beengtheit in physischer wie auch in kognitiver Hinsicht diametral entgegengerichtet ist. Erst nach Überwindung des Meeres und eines Seesturmes – beide ebenfalls künstlich geschaffen und herbeigeführt – ist ein Heraustreten aus dem Mikrokosmos möglich und mit ihm ein Eintreten in die Realität, in freies sowie selbstbestimmtes Denken und Handeln – in Eigenverantwortlichkeit und Erkenntnis. Doch die weiteren Prämissen jenes Erkenntnisverlaufs, die Bedingungen einer adäquaten Welt- und Selbstwahrnehmung und mit ihnen die konkreten Gehalte des Erkennens werden in der filmischen Inszenierung ausgespart. Das Individuum muss sich einen eigenen Weg durch das Dasein bahnen, der, anders als in der mittelalterlichen Kosmos- und Menschvorstellung, kaum mehr über ein Fundament allgemeingültiger Orientierungspunkte verfügt. Während die Literatur des Mittelalters anhand der Insel ein gedanklich erfassbares und kognitiv erfahrbares Bezugssystem präsentiert, das der Rezipient in der Aufnahme und Verinnerlichung vielfältiger Positiv- und Negativbeispiele reisender Figuren auf das Selbst beziehen kann, folgt aus der Individualisierung des Menschen als Insel eine Pluralität jeweils angemessener Lebensführungen, die konkrete Anleitungen und Appelle derart erschwert, dass sie aus der Darstellung gänzlich verbannt werden. Nicht von ungefähr verabschiedet sich der Protagonist aus der Kulisse des Inselkosmos durch eine Tür, die in der Himmelswand angebracht ist und durch die er in einen schwarzen Hintergrund tritt – eben nicht in jenes augustinische

Licht der Erkenntnis, sondern aus der Verblendung der Inselwelt in die Dunkelheit der potentiell gefährvollen Ungewissheit, einer zu bewältigenden Unwissenheit hinsichtlich der Positionierung des Selbst zur Gesellschaft, zur Welt, zur Realität.

Zu differenziert ist das für den einzelnen Richtige, um es in einem anschaulichen Narrativ konzentrieren zu können. An die Stelle der Idee einer Einheit des Seins, die das Mittelalter mit der Insel als vermittelnde Mesoinstanz zwischen dem Makrokosmos und dem Menschen als Mikrokosmos in positiver Codierung verbindet, tritt auf diese Weise die Vereinzelung des Individuums, das selbst zu entscheiden hat, welcher Realität es sich stellt und wie es sich in dieser verhalten wird – und nicht zuletzt auch, ob es sich mit diesen Fragen beschäftigen wird.¹³

Abweichend von den literarischen Schilderungen einer intradiegetischen Notwendigkeit, auf Berichte über Inselreisen mit einer eigenen zu reagieren, und einem daraus ableitbaren Appell an die extradiegetisch Rezipierenden, eine ebensolche Erkenntnisfahrt zu unternehmen, wie dies für die mittelalterliche Literatur zu konstatieren ist, rückt diese Stringenz für den modernen Rezipienten in den Kontext einer Wahlfreiheit. Diese bietet unweigerlich die Option eines Unterlassens. So nehmen die intradiegetischen Zuschauer der Fernsehsendung zwar durchaus intensiven emotionalen Anteil an Trumans Reise, wechseln jedoch nach deren Abschluss schlicht das Programm, ohne das Gesehene als Anstoß eigenen Denkens und Reflektierens zu interpretieren. Wird der Mensch als Individuum in der Pluralität seiner Möglichkeiten und ohne greifbare (Raum-)Basis verstanden, gerät er selbst zu einem insularen Konstrukt, dessen Situation und Erlebnisse allzu leicht als Einzelfall gedeutet und bezüglich weiterer Konsequenzen als irrelevant abgewertet werden können.

Die Problematik der Bewegungsbereitschaft, der Neugier auf physische und kognitive (Wieder-)Entdeckungsreisen, steht in engem Zusammenhang zu dem Umgang mit Realität sowie deren Verfügbarkeit und hat unmittelbaren Einfluss auf die Bedeutung des Reisens. So konstatiert Ernst Peter Fischer eine wesentliche Divergenz zwischen Lebens- und Entdeckungsfahrten zur eigenen Identitätsbildung der Vergangenheit und der Rolle medial konstruierter Wirklichkeiten der Gegenwart, da

heute durch die unentrinnbaren und die Konsumenten umzingelnden Medien die Ware Welt geschaffen [wird], zu der man nicht mehr hin-

¹³ Ernst Peter Fischer (2017: 334) übt diesbezüglich grundlegende Kritik am gegenwärtigen Umgang mit Realität und konstatiert für den Wandel, der hinsichtlich der Auseinandersetzung mit Wirklichkeit im 17. Jahrhundert und heute zu beobachten ist, dass „sich die Menschen einer Welt gegenüber [sahen], die sie als Gegenstand – als Objekt – behandeln wollten und von der sie sich ein entsprechendes Bild machen konnten. Heute finden sich die meisten Zeitgenossen kaum noch einer Realität gegenüber.“

zufahren braucht, weil sie vor einem aufgefahren und in das Wohnzimmer geliefert wird. Man könnte sich fragen, ob die Menschen in diesen digitalen Tagen überhaupt noch in die Welt ‚hinausstauen‘ und dabei ein Bild von ihr in sich entstehen lassen, mit dem sie eine erlebte Vorstellung verbinden können und das ihnen eine nachhaltige Einbildung verfügbar macht. (Fischer, 2017: 333 f.)

Das Moment des Staunens, des Eros, das ein verbindendes Moment der Denk- und Erkenntnisreise der antiken Philosophie und der mittelalterlichen Literatur darstellt, gerät so zu einem Moment des Konsumierens, das der Aktivität der zur Einsicht notwendigen Prozesse eine Passivität entgegensetzt, die eine Bezugnahme zwischen Bekanntem und Unbekanntem, zwischen Eigenem und Fremdem nicht länger befördert.

Die Kontrollierbarkeit des Raumes, die sich in der filmischen Inszenierung zeigt, geht dabei einher mit der Idee der Kontrollierbarkeit und Erfassbarkeit desjenigen, der sich in diesem Raum befindet. Nicht nur Fragen nach dem Verständnis von Raum, seinen Grenzen und seinen Strukturen, sondern zugleich auch Fragen nach den Grenzen und Strukturen der menschlichen Erkenntnisfähigkeit sind mit diesem Konnex aufgeworfen. Mit der Berücksichtigung evolutionärer Aspekte in philosophischen Überlegungen zu den Erkenntnispotentialen des Menschen, mit dem Gedanken folglich, „ob es so etwas wie eine Evolution des Erkennens gegeben haben kann“ (Fischer, 2017: 162), halten diesbezüglich verstärkt naturwissenschaftliche Ansätze Einzug in den erkenntnistheoretischen Diskurs. Erneut lässt sich eine veränderte Perspektive auf zentrale Aspekte der Inselvorstellung konstatieren, eine modifizierte Herangehensweise, die die mittelalterliche philosophische Strategie durch konkret evaluierende Techniken ersetzt. Die Grenzen des Begreifens als berechenbare Größe zu verstehen, die wesentlich durch das sinnlich Wahrnehmbare und Messbare zu ermitteln ist, lässt den Menschen selbst als mathematische Einheit erscheinen, die zwischen der Weite des Makrokosmos und dem Mikrokosmos der Atome zu verorten ist. Mesoinstanz ist vor diesem Hintergrund nicht länger die Insel, die vermittelnd den Reisenden ihre Rolle im Dasein ‚er-fahrbar‘ macht. Gerhard Vollmer (2003: 21) postuliert für die Positionierung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit inmitten des Spannungsfelds der Dimensionen eben jene Terminologie, da „[d]ie kognitive Nische des Menschen [...] *Mesokosmos*“ zu nennen sei.

Doch wengleich derartige Berechnungen durchaus den Eindruck konkreter Fassbarkeit des Erkennens erwecken, so ist mit Ernst Peter Fischer dennoch zu problematisieren, auf welche Weise es in eben jener allzu sicheren Errechnung des erkennenden Denkens gelingen konnte, dass „die Menschen nach ihrem natürlichen Start im Mesokosmos diesen mittleren Teil der wirklichen Welt hin zum Großen und zum Kleinen verlassen

konnten“ (Fischer, 2017: 167). Die Kategorisierung des Menschen suggeriert eine Ordnung, die jedoch wesentlich durch eine mit ihr einhergehende Trennung von Makro- und Mikrokosmos verbunden ist, die ein Erkennen respektive ein Wiedererkennen des Selbst nurmehr bedingt zulässt. Eine Bezugnahme der einzelnen Dimensionen, wie sie das Narrativ der Insel in der mittelalterlichen Literatur erlaubt und intensiv befördert, gerät in dieser Theoriebildung zu einer Problematik, die neue Fragen aufwirft und Forschungsfelder eröffnet. Appelle, Orientierungspunkte und Strategien darzulegen, die jedem Rezipierenden eine Reflexion des Kosmos und des Selbst in diesem ermöglichen sowie Effekte auf die eigene Lebensführung erzielen, sind dieser Auseinandersetzung mit den Dimensionen des Seins nicht inhärent.

Erkenntnisdrang und Raumbewegung

Der Zusammenhang von Raum und der Bewegung des Reisens in ihm mit dem Moment des Suchens – sei es nach Welt- und Selbsterkenntnis, nach idealen Gesellschaftsstrukturen oder nach Entwicklungswegen der Wissenschaft – bleibt über die Jahrhunderte eng mit dem Bild der Insel und ihrer literarischen Inszenierung verbunden. Die Potentiale der Insel jedoch erfahren einen grundlegenden Wandel, in dessen Folge sich ebenfalls ihre Bewertung verändert. Gestaltet sie sich für das Mittelalter als Ort der Erkenntnis, der einzig durch eine anspruchsvolle und mühsame Reise des Denkens erreicht werden kann, so gerät sie für die nachfolgenden Jahrhunderte zunehmend zu einem Gefäß für die Thematisierung und Problematisierung verschiedener Teilbereiche des Lebens und der Gestaltungskraft des Menschen. Als Darstellungsfolie, weniger als Verweis an sich fungiert die Insel nun und wird in ihrer Betrachtung als Abgeschlossenes zur variablen Inszenierungskomponente, die sowohl utopische wie auch dystopische Gehalte zu präsentieren vermag. Als Isoliertes und Isolierendes mit der Wirksamkeit behaftet, das auf ihr Verortete zu konservieren oder in Gefangenschaft zu nehmen, wird die Insel vermehrt in ein Spannungsfeld der Extreme, des Idealen und zugleich des Abschreckenden, eingefügt. Nicht zuletzt der Entdeckungsdrang des Menschen, die Überprüfbarkeit des Imaginierten durch Empirie und die damit einhergehende Verrückung literarisch inszenierter Räume aus jenem sich ausdehnenden Erfahrungsraum führen zu einer Substitution der Insel durch Räume – und Zeiten –, die dieser Erweiterung standhalten können.

Die kulturgeschichtliche Entwicklung evaluiert den Weltraum, das Erdinnere sowie Zeitinseln als literarisch und filmisch besonders attraktive Darstellungsräume. Das ‚Lesen‘ dieser Räume aber, das für die mittelalterliche

Inselschilderung von zentraler Relevanz ist und das ein genaues Reflektieren und Interpretieren der einzelnen Raumkomponenten sowie ihrer Konstellation erfordert, ist für moderne Inselinszenierungen nicht mehr in vergleichbarer Weise notwendig. Kann die Insel für das Mittelalter als Zeichen verstanden werden, das die Balance aus Bekanntem und Unbekanntem bewahren muss, um Aufmerksamkeit schaffen und Erkenntnis bewirken zu können, um in seinen Konstituenten auf Makro- und Mikrokosmos verweisen zu können, so gerät sie auf ihrer Reise durch die Jahrhunderte zunehmend zu einem Signal. Abgrenzung und Isolation werden durch dieses markiert, ein tieferer Gehalt jedoch nicht länger durch die Raumform selbst vermittelt, sondern durch die Gestaltungsabsicht des jeweiligen Verfassers relativ flexibel konstruiert.

Unabdingbar hat diese Entwicklung eine Aufgliederung der Inselcodierungen zur Folge, die Mensch und Insel in veränderte Relation zueinander setzt. Dem Wiedererkennen des Selbst in der Insel steht ein Individualisierungsprozess gegenüber, der sich auf die Raumform und auf den Menschen bezieht. So vielfältig die Inseln nun erscheinen, so verschieden ist auch jedes Individuum, das sich selbst als insular zu begreifen beginnt. Doch wie unterschiedlich die im Laufe der Jahrhunderte zur literarischen Inszenierung gewählten Raumformen als Bezugspunkt des menschlichen Suchens nach dem Selbst und nach Sinn auch sein mögen, die räumliche Verortung jenes geistigen Suchens erweist sich stets als ein wesentliches Bedürfnis. Welche Räume und Zeiten zukünftig als Rahmen- und Zielmoment bestimmt werden, bleibt nicht zuletzt mit Blick auf technische Innovationen eine Frage von konstanter Aktualität. Denn wenngleich sich die Raumbilder wandeln, die Dynamik des Bewegens wird auch künftig ihren Weg finden, ist doch mit Ernst Peter Fischer hinsichtlich der Entwicklung von Weltbildern zu konstatieren:

Die Welt bleibt bei alledem in Bewegung. Die Welt ist eine historische Bewegung. Das Leben und die Suche nach dem Horizont kommen an kein Ende. Das Spiel der Möglichkeiten geht weiter. Sein Ausgang bleibt in jeder Hinsicht offen. Es findet sich immer wieder Platz hinter dem Horizont. Sein Zauber bleibt und hält die Menschen in Atem. (Fischer, 2017: 344)

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Augustinus, Aurelius (1954): „Sancti Aurelii Augustini. In Iohannis Evangelium Tractatus CXXIV“, in: CCSL, XXXVI, *Aurelii Augustini Opera*, VIII, Turnholti: Brepols.
- Augustinus, Aurelius (1981): „Sancti Augustini. Confessionum. Libri XIII. Quos Post Martinum Skutella Iterum. Edidit Lucas Verheijen“, in: CCSL, XXVII, *Sancti Augustini Opera*, Turnholti: Brepols.
- Konrad von Würzburg (2015): „>Trojanerkrieg< und die anonym überlieferte Fortsetzung, kritische Ausgabe von Heinz Thoelen und Bianca Häberlein“, in: Brunner, Horst et al. (Hrsg.): *Wissensliteratur im Mittelalter*, 51, Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag.
- Morus, Thomas (1965): „Utopia“, in: Surtz, Edward und Hexter, J.H. (Hrsg.): *The Yale Edition of the Complete Works of St. Thomas More*, 4, New Haven und London: Yale University Press.
- Navigatio Sancti Brendani* Abbatis (1959), in: Selmer, Carl (Hrsg.): *Publications in Mediaeval Studies*, XVI, Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Platon (1990): „Symposion“, in: Eigler, Gunther (Hrsg.): *Platon. Werke in acht Bänden. Griechisch und deutsch. Übersetzt von Friedrich Schleiermacher*, Darmstadt: WBG.

Forschungsliteratur

- Albert, Karl (2008): *Platonismus. Weg und Wesen abendländischen Philosophierens*, Darmstadt: WBG.
- Blödorn, Andreas (2006): „Erzählen als Erziehen. Die Subjektivierung der Utopie und die Selbstreflexion der Aufklärung in den Robinsonaden Defoes, Campes und Wezels“, in: Bernáth, Árpád et al. (Hrsg.): *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*, Tübingen: Francke, 27–51.
- Bonnett, Alastair (2016): *Die seltsamsten Orte der Welt. Geheime Städte. Verlorene Räume. Wilde Plätze. Vergessene Inseln*, München: C. H. Beck.
- Bossle, Lothar (1988): *Zur Soziologie utopischen Denkens in Europa – von Thomas Morus zu Ernst Bloch*, Würzburg: Creator-Verlag.
- Brittnacher, Hans Richard (2017): „Die Insel: Idylle und Desaster“, in: ders. (Hrsg.): *Inseln (Projektionen. Studien zu Natur, Kultur und Film)*, München: edition text + kritik, 10, 7–17.
- Brumlik, Micha (1997): „Utopie“, in: Wulf, Christoph (Hrsg.): *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Kosmologie. Welt und Dinge. Genealogie und Geschlecht. Körper. Medien und Bildung. Zufall und Geschick. Kultur*, Weinheim und Basel: Beltz, 1087–1094.
- Brunner, Horst (1967): *Die poetische Insel. Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur*, Stuttgart: Metzler.
- Claeys, Gregory (2011): *Ideale Welten. Die Geschichte der Utopie*, Darmstadt: WBG.
- Davis, J. C. (2010): „Thomas More’s Utopia: sources, legacy and interpretation“, in: Claeys, Gregory (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Utopian Literature*, Cambridge: Cambridge University Press, 28–50.
- Edson, Evelyn et al. (2011): *Der mittelalterliche Kosmos. Karten der christlichen und islamischen Welt*, Darmstadt: Primus Verlag.
- Fischer, Ernst Peter (2017): *Hinter dem Horizont. Eine Geschichte der Weltbilder*, Berlin: Rowohlt.
- Fox, Robin Lane (2017): *Augustinus. Bekenntnisse und Bekehrungen im Leben eines antiken Menschen*, Stuttgart: Klett-Cotta.

- Gillis, John (2004): *Islands of the mind. How the Human Imagination Created the Atlantic World*, Houndmills et al.: Palgrave Macmillan.
- Glaser, Horst Albert (1996): *Utopische Inseln. Beiträge zu ihrer Geschichte und Theorie*, Frankfurt a.M.: Lang.
- Hiller, Eva (2017): „Das Paradies als Katastrophe“, in: Brittnacher, Hans Richard (Hrsg.): *Inseln, München: Projektionen. Studien zu Natur, Kultur und Film*, 10, 18–31.
- Horn, Christoph (2012): *Augustinus*, München: Beck'sche Reihe.
- Moser, Christian (2005): „Archipele der Erinnerung: Die Insel als Topos der Kulturation“, in: Böhme, Hartmut (Hrsg.): *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*, Stuttgart / Weimar: Metzler, 408–432.
- Müller, Götz (1989): *Gegenwelten. Die Utopie in der deutschen Literatur*, Stuttgart: Metzler.
- Reichert, Folker (2013): *Das Bild der Welt im Mittelalter*, Darmstadt: WBG.
- Renz, Tilo (2013): „Utopische Elemente der mittelalterlichen Reiseliteratur“, in: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes*, 18/2, 129–152.
- Röcke, Werner (2013): „Utopie und Skepsis. Literarische Inszenierungen von Utopie-Kritik und Anti-Utopie im Roman des 16. Jahrhunderts“, in: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes*, 18/2, 153–166.
- Saage, Richard (2013): „Ist der Chiliasmus eine Utopie? Das Problem der Systemüberwindung in der Frühen Neuzeit bei Morus und Müntzer“, in: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes*, 18/2, 167–182.
- Simsek, Rudolf (1992): *Erde und Kosmos im Mittelalter. Das Weltbild vor Kolumbus*, München: C.H. Beck.
- Stünzi, Ursula (1973): *Die Insel. Literarische Inseltypen. Unter Berücksichtigung der französischen Literatur*, Zürich: Zentralstelle der Studentenschaft.
- Vieira, Fátima (2010): „The concept of utopia“, in: Claeys, Gregory (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Utopian Literature*, Cambridge: Cambridge University Press, 3–27.
- Vollmer, Gerhard (2003): *Wieso können wir die Welt erkennen? Neue Beiträge zur Wissenschaftstheorie*, Stuttgart: Hirzel.
- Vondung, Klaus (2006): „>Wunschräume und Wunschzeiten<. Einige wissenschaftsgeschichtliche Erinnerungen“, in: Bernáth, Árpád et al. (Hrsg.): *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*, Tübingen: Francke, 183–190.
- Voßkamp, Wilhelm (2006): „Narrative Inszenierung von Bild und Gegenbild. Zur Poetik literarischer Utopien“, in: Bernáth, Árpád et al. (Hrsg.): *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*, Tübingen: Francke, 215–226.

Filmographie

Weir, Peter: *The Truman Show*. USA: Paramount Pictures DVD 1998.

Die Spaltung des Selbst: Identitätskrise in Arthur Schnitzlers *Frau Beate und ihr Sohn* und *Fräulein Else*

Michaela Betschart

Abstract: Mit der Veröffentlichung von Sigmund Freuds psychoanalytischen Theorien und Ernst Machs Definition des ‚Ichs‘ als Bündel subjektiver Wahrnehmungen rückt die menschliche Psyche und Psychopathologie um 1900 ins Zentrum des allgemeinen Interesses. Wiener Schriftsteller, wie Arthur Schnitzler, widmen sich unter dem unmittelbaren Einfluss der Ideen Machs und Freuds intensiv den seelischen Prozessen des Menschen und versuchen sie anhand neuer literarischer Techniken, wie dem inneren Monolog, minutiös zu erfassen. Schnitzler geht es dabei vor allem darum, auf Problemstellen der bürgerlichen Gesellschaft Wiens um 1900 hinzuweisen, die sich negativ auf das Individuum auswirken. Besonders die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität erscheint in seinen Texten angesichts der strengen gesellschaftlichen Rollenanforderungen als enorme seelische Herausforderung. In folgendem Beitrag wird dargelegt, wie in Schnitzlers Erzählungen *Frau Beate und ihr Sohn* und *Fräulein Else* der Selbstfindungsversuch der jeweiligen Protagonistin in eine psychische Spaltung mündet, die aus einem inneren Konflikt zwischen dem Einfluss gesellschaftlicher Normen und Konventionen und eigenen Interessen und Wünschen erwächst. In beiden Texten müssen die Frauenfiguren scheitern, weil sie sich nicht von widersprüchlichen Weiblichkeitsmustern lösen können. Die Erzählungen weisen daher darauf hin, wie sehr gesellschaftliche Konventionen, die im Inneren des Menschen verankert sind, ihm von dort aus Schaden zufügen und ihn in seiner Identitätsfindung und Selbstverwirklichung hemmen.

Zur Person: Michaela Betschart studierte BA Deutsche Philologie, Französische Philologie und Kunstgeschichte an der Universität Regensburg und studiert derzeit MA Germanistik. Der folgende Beitrag basiert auf ihrer Bachelorarbeit. Betreuer: Dr. Christian Steltz.

Schlagwörter: Identität; Selbstspaltung; Weiblichkeitsentwürfe; Hysterie; Jahrhundertwende

Die Aufwertung des Subjektiven um 1900: Wissenschaftliche und literarische Erforschungen des ‚Ichs‘

Um 1900 scheinen Individualität und Unverwechselbarkeit des Einzelnen zunehmend in Zweifel zu geraten, denn angesichts der nicht mehr durchschaubaren industriellen Arbeitsprozesse und einer stark anwachsenden Bevölkerung erlebt sich das Individuum als austauschbar. Der Drang, sich von der Masse abzuheben, verstärkt sich unter diesen Bedingungen. Mehr denn je erscheint die Selbstverwirklichung als erstrebenswertes Ziel und die Frage nach dem eigenen ‚Ich‘ wird zu einer der wichtigsten, die der Mensch sich zu stellen hat (Schlicht, 2013: 12 ff.).

Die Angst vor dem Verlust von Individualität und Identität sowie der Kampf um sie finden Ausdruck in den zeitgenössischen Interpretationen des ‚Ichs‘. Indem Ernst Mach 1885 erklärt, ‚Ich‘ sei lediglich der Begriff für die sich im Grunde permanent wandelnden Wahrnehmungen und Empfindungen des Menschen, kündigt er die Vorstellung von einer beständigen und festen Identität auf. Zugleich jedoch betont er die Bedeutung der Subjektivität und des individuellen psychischen Erlebens, die das ‚Ich‘ des Menschen bilden und (um-)formen. Sigmund Freud, der um 1900 in Wien als Nervenarzt und Professor tätig war, erläutert analog dazu in seinen psychoanalytischen Theorien, dass die seelische Verfassung des Menschen nicht vorwiegend durch körperliche Veranlagungen vorbestimmt sei, sondern von den Lebenserfahrungen geprägt werde. In seinem Modell von der in drei Instanzen aufgeteilten Psyche zeigt er, dass nicht nur persönliche Wünsche, sondern auch gesellschaftliche Werte das Selbst formen. Das ‚Ich‘ ist nach zeitgenössischem Verständnis also aus vielen unterschiedlichen, sich verändernden und teilweise widersprüchlichen Einflüssen zusammengesetzt (Le Rider, 1990: 57 ff.).

Machs und Freuds Theorien schlagen breite Wellen und wirken sich auch auf die Literatur und ihre Gestaltungsformen aus. Vor allem die Schriftsteller in Wien wenden sich einer impressionistischen Schreibweise zu, bei der es dem Literaturkritiker Herman Bahr zufolge darum gehe, das rein Subjektive zu schildern und Gedanken und Gefühle der Figuren oder des erzählenden Ichs bereits in ihrer Entstehung zu zeigen (Worbs, 1983: 80 ff.). Neben Autoren wie Richard Beer-Hofmann folgt vor allem Arthur Schnitzler dieser Tendenz. Als Arzt kann er auf seine vertieften Kenntnisse über die Funktionsweise der menschlichen Psyche zurückgreifen, die sich in vielen Punkten mit den Ideen Freuds überschneiden, denn beide haben ihre medizinische Ausbildung bei denselben Vorgesetzten durchlaufen (Lorenz, 2007: 124 ff.).

In seiner ersten Monolognovelle *Lieutenant Gustl* setzt Schnitzler sich zunächst mit der männlichen Psyche und der problematischen Frage der Ehre auseinander. Weiblichen Figuren wendet er sich vor allem in seinem Spätwerk

vermehrt zu. So befassen sich die Erzählungen *Frau Beate und ihr Sohn* von 1913 und *Fräulein Else* von 1924 jeweils damit, ob eine Selbstverwirklichung der Frau innerhalb einer noch überwiegend von Männern dominierten bürgerlichen Gesellschaft möglich ist (Schlicht, 2013: 168). In beiden Fällen wird dies verneint, denn die Protagonistinnen durchleben jeweils eine schwere Identitätskrise, an der sie letztlich zerbrechen.

Die folgende Analyse der beiden Erzählungen zeigt, dass Schnitzler – angelehnt an Freud und an eigene Theorien zur menschlichen Psyche – die Identitätskrise der Frauenfiguren und die damit einhergehende psychische Selbstspaltung auf den schädigenden Einfluss rigider Norm- und Rollenvorstellungen zurückführt, durch die zur damaligen Zeit besonders Frauen domestiziert wurden. Es soll verdeutlicht werden, dass die Kritik an diesen einengenden gesellschaftlichen Konventionen sich in der später entstandenen Monolognovelle *Fräulein Else* im Vergleich zu *Frau Beate und ihr Sohn* verschärft. Denn während Beate sich noch bemüht, den gesellschaftlichen Anforderungen zu entsprechen, lehnt Else sich bewusster gegen veraltete gesellschaftliche Moralvorstellungen auf, schafft es aber trotzdem nicht, sich von ihnen zu lösen.

Frau Beates latente Identitätsspaltung

Für die weiblichen Figuren Schnitzlers erweisen sich die restriktiven Sexual- und Geschlechternormen, wie sie auch im Wien der Jahrhundertwende herrschen, als problematisch für die Selbstfindung. Sexualität und Erotik gelten um 1900 überwiegend nur innerhalb einer Ehegemeinschaft als legitim, wo sie nicht dem Lustgewinn der Partner dienen, sondern sich gemäß des Sexualtheoretikers Krafft-Ebing auf den Zweck der Reproduktion beschränken sollen. Diese Vorstellung bezieht sich vor allem auf die Frau, der man im Gegensatz zu Männern ein Empfinden sexueller Lust gänzlich abspricht. Die einzig natürliche Bestimmung der ‚schwachsinnigen‘¹ Frau ist Paul Julius Möbius zufolge die Übernahme der Mutterrolle – nur hierauf richte sich der weibliche Sexualtrieb. Ist er hingegen auf das Vergnügen am Sexualakt gerichtet, ist die Frau Otto Weininger zufolge als Prostituierte anzusehen. Es gibt demnach nur zwei Extrempositionen, die eine Frau nach damaliger Vorstellung einnehmen kann: die der idealisierten ‚asexuellen Mutter‘ und die der moralisch verwerflichen ‚Hure‘ (Schwarz, 2012: 19 und 34 ff.).

¹ Möbius erläutert in seiner Arbeit *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, dass Frauen aufgrund mangelnder Intelligenzbegeabung zur Mutter gut geeignet seien (Schwarz, 2012: 19).

Die Figurenkonstellation in Schnitzlers Erzählung *Frau Beate und ihr Sohn* entspricht oberflächlich dieser antagonistischen Klassifizierung. So verkörpert die Protagonistin Beate scheinbar das zeitgenössische Idealbild der Weiblichkeit: Mit der Geburt ihres Sohnes hat sie das Ziel der ehelichen Gemeinschaft und ihre Bestimmung als Frau erfüllt. Dem bürgerlichen Konzept der ehelichen Treue und den Sexualnormen entsprechend lehnt sie nach dem Tod ihres Gatten eine neue Liebesbeziehung ab. Ihre Gegenfigur, die verheiratete aber kinderlose Schauspielerin Fortunata, geht deutlich freizügiger mit Sexualität um. Sie ist im gleichen Alter wie die Protagonistin, führt jedoch vermeintlich eine erotische Beziehung mit deren Sohn, unterstreicht mit ihrer Schminke und körperbetonten Kleidung ihre weiblichen Reize und spricht insgesamt sehr offen über Erotik (FB: 56).² Beate hingegen empfindet angesichts dieser Freizügigkeit Scham (FB: 58 f.). Obwohl die beiden Frauen aufgrund ihrer unterschiedlichen Meinungen feststellen, dass es „Frauen wie Sie“ und „Frauen – meiner Art“ (FB: 56) gibt, erschöpft sich Schnitzlers Text nicht in diesem äußeren Antagonismus, sondern verlagert ihn vielmehr ins Innere der Charaktere (Titzmann, 1998: 99 ff.).

Die Figurenkonzeption der Erzählung folgt der zeitgenössischen Vorstellung Georg Simmels, nach der das Ich aus einer Zusammensetzung unzähliger alternativer Subjektentwürfe besteht, von denen nur ein Teil tatsächlich realisiert wird; der andere bleibt latent im Inneren vorhanden. Georg Simmel und Max Nordau zufolge führt der Mensch daher eine permanente Doppelexistenz aus einer offiziellen und einer inoffiziellen Person (Lukas, 1996: 46 f. und 77). Nur auf den ersten Blick erfüllt Beate dementsprechend die gesellschaftlichen Rollenanforderungen, die von außen an sie herangetragen werden, latent zeigt jedoch auch sie mehr Interesse an Sexualität und Erotik, als dies einer Mutter und Ehefrau entsprechen würde.

So verspürt sie kurz vor ihrem Besuch bei Fortunata zum Beispiel plötzlich Lust zu baden und beneidet die Personen, die im See schwimmen (FB: 51 f.). Wasser ist in der Erzählung mit intensiver und tendenziell normverletzender Erotik in Beziehung gesetzt (Titzmann, 1998: 103), weshalb Beates Wunsch als sexuelles Verlangen zu interpretieren ist, das sie jedoch unterdrückt. Beate ist insgeheim neidisch auf Fortunata, die zweimal täglich ein Bad im See nimmt, und die im Gegensatz zu ihr selbst ein erfülltes (Sexual-) Leben zu führen scheint. „Die Position der offiziellen bürgerlichen Moral ist also durch eine prinzipielle Ambivalenz gekennzeichnet: Sie verurteilt beim anderen das, was sie heimlich selbst begehrt, aber bei sich nicht zulassen kann“ (Lukas, 1996: 45). Was sich auf der Ebene der Figurenkonstellation in

² Beide Erzählungen werden zitiert aus der Werkausgabe von Weiss/Urbach. Im Folgenden werden Textstellen aus der Erzählung *Frau Beate und ihr Sohn* mit dem Kürzel FB und der entsprechenden Seitenangabe nachgewiesen, Textstellen aus *Fräulein Else* mit FE und entsprechender Seitenangabe.

Form eines ‚asexuellen Ichs‘ und ‚sinnlichen Nicht-Ichs‘ aufgeteilt zeigt, spiegelt eine Spaltung der Figur Beates in innere und äußere Existenz, in ‚Hure‘ und ‚Heilige‘ wider (ebd.: 45).

Beates manifeste Krise: Bewusstwerdung des normverletzenden Potentials

Eine solche Spaltung ist hinsichtlich der Lebensideologie der Jahrhundertwende problematisch, denn wenn die inneren Wünsche und Bedürfnisse, die als das Eigentliche einer Person gelten, von einem Zwang zur Normkonformität unterdrückt werden, führt das in den Zustand des zur Form erstarrten ‚Nicht-Lebens‘. Das Subjekt, welches das eigene Verlangen permanent zugunsten gesellschaftlicher Anforderungen unterdrückt, befindet sich in einer latenten Identitätskrise, da es sich dem eigenen Selbst entfremdet fühlt (Lukas, 1996: 37 f.).

Für Beate bedeutet die Begegnung mit der erotisch freizügigen Schauspielerin Fortunata einen Wendepunkt ihres Lebens, da sie ihr diejenigen Aspekte ihrer Person bewusstmacht, die sie bisher verdrängt hat. Auf symbolischer Ebene erfolgt Beates psychischer Wandel durch eine räumliche Grenzüberschreitung. Sie stattet Fortunata einen Besuch ab, um ihr die Beziehung zu ihrem Sohn zu unterbinden, und betritt damit einen Raum der normverletzenden Erotik. Infolge dieser Grenzüberschreitung verschwimmen die anfänglichen raumsemantischen Grenzen zwischen einem tieferliegenden, mit einer normverletzenden Sexualität verbundenen Raum und einem höhergelegenen, der mit einer normkonformen Sexualität verbunden ist. Elemente der „gesetzlosen Welten“ (FB: 61) dringen in Beates bürgerliche Welt und analog dazu in ihre Psyche ein (Titzmann, 1998: 105 f.). So fällt ihr bei der Rückkehr in den bürgerlichen Raum auf, dass sie den „Duft [...] [Fortunatas] noch in den Haaren trug“ (FB: 61). Außerdem meint sie in ihrem bürgerlichen Umfeld plötzlich überall verborgene sexuelle Lust zu entdecken. Sie imaginiert zum Beispiel eine heimliche inzestuöse Beziehung zwischen den Zwillingen des Direktors Welpner (FB: 61). Gleichzeitig bemerkt Beate bei sich selbst ein gesteigertes sexuelles Verlangen; erotische Wünsche treten vermehrt aus der Tiefe ihres Unbewussten in ihr Bewusstsein. So kommt das Bild, wie sie mit dem jungen Bertram umschlungen auf einer Wiese liegt, aus den Tiefen ihrer Seele „mit einemmal empor“ (FB: 76).

Die Subjektgrenzen Beates, die zuvor auf ihre realisierte Person reduziert waren, erweitern sich durch die Bewusstwerdung ihrer verborgenen Wünsche. Allerdings bedeutet dieser Entwicklungsprozess für Beate nicht das Erlangen eines Glückszustandes, sondern stellt ihr Selbstbild in Frage (Kol-

lek, 2011: 49). Von einer durch ihre Doppelsexistenz bereits angelegten latenten Krise tritt sie in das Stadium einer ausbrechenden manifesten Krise ein (Lukas, 1996: 64).

Diese besteht in einem inneren Kampf, den Beate nach der Begegnung mit Fortunata führt, und äußert sich in der großen Diskrepanz, die fortan zwischen Beates körperlichen und verbalen Botschaften besteht (Titzmann, 1998: 108). Auf einem Bergausflug, den sie einige Wochen nach dem Besuch bei Fortunata mit Freunden aus ihrem bürgerlichen Umfeld unternimmt, interpretiert sie die abenteuerlichen Erzählungen des jungen Bertram als Flirtversuche, behauptet jedoch, „es wirkte nicht im Geringsten auf sie“ (FB: 67). Mit ihren Blicken und ihrer Körpersprache signalisiert Beate zugleich, dass sie Gefallen an dem jungen Mann findet: Sie bemerkt, „daß sie zu Doktor Bertram ganz gegen ihren Willen wie ermutigend niederschaute“ (FB: 71), und lässt zusätzlich „die Linien ihres Körpers wie lockend spielen“ (FB: 71).

Mit den Begriffen Sigmund Freuds kann man Beates Krise als Konflikt zwischen den psychischen Instanzen ‚Es‘ und ‚Über-Ich‘ bezeichnen. Das ‚Es‘ definiert Freud als diejenige psychische Instanz, die überwiegend von den körperlichen Trieben bestimmt ist, das ‚Über-Ich‘ hingegen beinhaltet die gesellschaftlichen Werte im Subjekt (Nitzschke, 2011: 42 f.). Auf der einen Seite reagiert Beate demnach den Sexualnormen gemäß, die in ihrem ‚Über-Ich‘ gespeichert sind, mit ablehnenden Worten auf die Flirtversuche, doch zugleich erwidert ihr Körper entsprechend ihren ‚Es‘-Trieben die erotischen Signale.

Auf Beates Übertretung der ‚Über-Ich‘-Gebote folgt nach der Theorie Freuds das Schuldgefühl (Freud, 1923: 265 f.). Insbesondere nachdem Beate ein erotisches Verhältnis zu Hugos Schulfreund Fritz eingeht, betrachtet sie ihre Erotisierung als unaufhaltbaren gesellschaftlichen und moralischen Abstieg. Sie beginnt, sich kritisch zu ihrem eigenen unkontrollierten Selbst in Distanz zu setzen, indem sie sich in eine anklagende und eine angeklagte Person aufspaltet und sich aus der vermeintlichen verachtenden und strafenden Perspektive anderer zu betrachten beginnt, die eigentlich die eigene ist. So überträgt sie die Anschuldigungen ihres eigenen Gewissens zum Beispiel auf Direktor Welponer (Kollek, 2011: 62 ff.):

Beate hörte dem Direktor gespannt, aber mit innerem Widerstand zu. Es drängte sich ihr auf, daß er Ferdinands Schatten mit Absicht heraufbeschwor, als wäre er bestellt, über ihre Treue zu wachen und sie vor einer nahenden Gefahr zu warnen und zu behüten. (FB: 73).

Angesichts ihrer schlimmsten Schreckensvorstellung, Hugo könne von ihrer erotischen Beziehung zu Fritz erfahren (FB: 89 und bes. 95), muss sie sich vergewissern, ob sie tatsächlich allein ist oder ob ihr Sohn hinter ihr steht (FB: 95). Daraus wird ersichtlich, wie Beates Konflikt zwischen ihren Trieben

und ihrem Gewissen ihre Psyche spaltet und ihre Schuldgefühle sie zunehmend in einen Zustand des Verfolgungswahns treiben.

Beates Spaltung zwischen Realität und Illusion

Weil Beate den innerpsychischen Konflikt nicht lösen, aber ihre Triebe nicht zügeln kann, versucht sie, durch die erneute Verdrängung ihres normverletzenden Verhaltens ihre Person vor dem selbstspaltenden psychischen Konflikt zu retten. So erklärt sie ihren immer weniger den bürgerlichen Normen entsprechenden Umgang mit Erotik zu einer Krankheit, die sie nur vorübergehend befallen habe, oder interpretiert ihre Erotisierung als Laune der Natur und des Wetters (FB: 91 f.).

Beate möchte außerdem die Grenzen zwischen sich als Mutter und Ehefrau und der ‚gesetzlosen‘ Welt und Frauenklasse wiederherstellen. Auf dem Bergausflug kann sie die Kontrolle über ihre flirtenden Blicke halbwegs wiedergewinnen, indem sie ihre Augen von den möglichen Sexualpartnern abwendet und auf ihren Sohn Hugo richtet: „Hilfesuchend heftete sie den Blick auf ihres Sohne Stirn, der eben mit leuchtendem Kindergesicht und unsäglich zerraut sein letztes Blatt ausspielte“ (FB: 71).³ Indem Beate hier die Aufmerksamkeit auf die kindlich unschuldige Seite ihres Sohnes lenkt, kann sie den Lauf der Zeit vermeintlich aufhalten und an ihrer asexuell definierten Mutterrolle festhalten, die ihr mit dem Erwachsenwerden Hugos in Wahrheit langsam abhanden kommt (FB: 44 f.). Mit der Verdrängung von Hugos (sexueller) Heranreifung weist Beate auch die parallel dazu verlaufende eigene Erotisierung von sich (Kollek, 2011: 88 ff.).

Das Verhältnis zu Fritz idealisiert Beate, indem sie ihrem Liebhaber ritterliche Eigenschaften andichtet und seine und auch ihre Gefühle als tiefe Liebe interpretiert (FB: 79, 90 und 96). Damit möchte sie sich von Frauen abgrenzen, in deren Beziehungen es nur um sexuelle Lust geht. Doch Beates Gedanken entlarven, dass ihr Verhältnis zu Fritz ein rein sexuelles ist und damit genau demjenigen entspricht, das sie zwischen ihrem eigenen Sohn und Fortunata vermutet:

War die eifersüchtige Ahnung in ihm [Fritz] erwacht, daß er bei all seinem Jugendreiz nicht mehr für sie bedeutete als einen hübschen frischen Knaben, den man ohne weiteres nach Hause schicken konnte, wenn das Spiel zu Ende war? (FB: 83)

³ Die häufige Abwendung des Blicks und eine generelle „Metaphorik des Nichtsehens“ bemerkt Saxer (2010: 188 f.) an Beate und deutet, dass dies Beates Verdrängungsstrategien symbolisiere.

Beates idealisierte Vorstellungen von sich selbst sind auf Dauer nicht haltbar. Zunehmend wird sie sich darüber bewusst, dass sie sich seit jeher Verdrängungsstrategien bedient.

Ihre Erinnerung an den verstorbenen Gatten Ferdinand stellt sich schon zu einem frühen Zeitpunkt der Erzählung als unzuverlässig heraus, wenn sie bemerkt, dass ihr die Wiese, auf der man bei dem Bergausflug rastet, von einem vergangenen Besuch mit Ferdinand beeindruckender im Gedächtnis geblieben war (FB: 68). Und auch ihre eigene Rolle in der Beziehung zu ihrem Gatten hat Beate nachträglich beschönigt, denn ihr wird bewusst, dass sie nie ganz den bürgerlichen Vorstellungen entsprochen hat. Sie hat den Schauspielerberuf ihres Mannes als Möglichkeit genutzt, die monogame Ehegemeinschaft mit ihrem Bedürfnis nach wechselnden Partnern zu vereinen, indem sie sich die Theaterrollen Ferdinands als Erotikpartner vorgestellt hat (FB: 46). Dadurch hat sie sich zumindest in Gedanken des Ehebruchs schuldig gemacht. Von Fritz erfährt Beate, dass auch Ferdinand sie vermutlich betrogen hat. Die Person ihres Mannes und die ehemalige Beziehung erfahren infolgedessen eine radikale Abwertung. Beate muss feststellen, dass ihr bürgerlicher Anstand eine einzige Lüge gewesen ist (Kollek, 2011: 92 f.):

[D]er Boden, auf dem sie jahrelang in Sicherheit dahingewandelt, schwankte, und der Himmel dunkelte über ihr: der einzige Mann, den sie je geliebt, ihr Ferdinand, war ein Lügner gewesen. [...] Warum aber wusste sie es mit einemmal? Warum? Weil sie nicht anders, nicht besser gewesen war als er! (FB: 94)

Wie Ferdinand, der eine Maske getragen hat, „weil ihn davor geschauert hätte, im Spiegel ihres Auges je sein wahres Gesicht zu erblicken“ (FB: 95), hat auch Beate nur eine Rolle gespielt, die an die Schauspielrollen ihres Mannes gebunden war. Cyrano, Hamlet und den königlichen Richard hat Beate dazu benutzt, um sich als tugendhafte Gattin zu inszenieren, denn die weiblichen Rollen in König Richard, die Herzogin von Gloster und die Herzogin von York stellen vorbildliche treue Gattinnen und Mütter dar (Fliedl, 1997: 191 f.).

Da Beates ‚psychologischer Blick‘ ihre Erkenntnisse über andere Personen von der eigenen seelischen Verfassung abhängig macht (Lukas, 1996: 116), bleibt jedoch auch ihre aktuelle Version der Vergangenheit unsicher. Die Person ihres Mannes erscheint ihr verzerrt und ihre Erkenntnisse über ihn erhält sie durch optische und akustische Auslöser aus zweiter Hand. Das Gemälde von Ferdinand, aus dem er ihr wie ein „geckischer Komödiant“ (FB: 85) entstellt entgegenblickt, erscheint zum Beispiel in einem Spiegel, in dem Beate es nur unscharf sehen kann, und an seine Stimme erinnert sie sich nur noch in Form von deren Imitation durch Rudi Beratoner (Fliedl, 1997: 182).

Durch die Aufdeckung des Lügengeflechts „kommt [Beate] die lebensgeschichtliche Identität abhanden“ (ebd.: 180). Nichts scheint mehr Halt zu bieten, auf das sie sich ehemals verlassen hat. Das allgemeine Rollen- und Versteckspiel ohne jegliche Substanz und Wahrheit, an dem sowohl Beate als auch ihr Ehemann mitgewirkt haben, führt dazu, dass Beate weder das wahre Wesen anderer noch ihr eigenes Selbst sicher definieren kann.

Beates Selbstverlust: Identitätsdiffusion im Inzest

Als Beate belauscht, wie Fritz seinem Freund Beraterer ausführlich von den Liebesnächten mit ihr erzählt, revidiert sie die anfängliche Opposition zwischen sich und anderen Frauen (FB: 100) und nimmt vollends die verachtende gesellschaftliche Sicht auf sich selbst ein, die eine Frau, die ihre Lust auslebt, zur Prostituierten erklärt. Als einzige verbleibende Option betrachtet Beate den freiwilligen Ausstieg aus der Gesellschaft, zu der sie sich aufgrund ihrer Verfehlungen ohnehin nicht mehr zugehörig fühlt (Dangel-Pelloquin, 2003: 133). Diesen vollzieht sie durch einen Inzestakt mit Hugo.

Es zeigt sich, dass Hugos Schulfreund Fritz für Beate nur einen Ersatz für ihren Sohn darstellt. So streicht Beate beispielsweise über Hugos Haar und sieht dabei zugleich Fritz zärtlich an (FB: 86). Die Substitution des eigentlich begehrten Partners erfolgt Freuds Theorie nach, weil das inzestuöse Verlangen zu stark gegen die ‚Über-Ich‘-Gebote verstößt. Die tatsächliche Verwirklichung von Beates inzestuösen Wünschen bedeutet demzufolge im Vergleich zum normverletzenden, aber insgesamt akzeptableren Geschlechtsakt mit Fritz das Verlassen jeglicher Norm und kann nicht mehr mit dem Selbst vereinbart werden (Kollek, 2011: 89 und 94 ff.).

Beates Inzestakt basiert auf einer Diffusion ihrer Rollen und einer tragischen Verkennung ihrer eigenen Identität. Es stellt sich heraus, dass auch Hugo selbst für seine Mutter als Ersatzperson fungiert, denn Beate meint eine immer größere Ähnlichkeit zwischen ihrem Sohn und ihrem verstorbenen Mann zu bemerken. Als sie sich mit Hugo auf den Weg zum See macht, wo die beiden schließlich Inzest begehen, verschwimmen Ferdinand und Hugo für sie vollkommen, und sie glaubt zu ihrem Mann, und nicht zu ihrem Sohn zu sprechen:

„Früher einmal,“ begann Beate von neuem, und es war ein Seufzen in ihrer Stimme, „früher hast du mir alles erzählt.“ Und während sie das sagte, war ihr mit einem Male wieder, als richtete sie diese Worte eigentlich an Ferdinand und als wollte sie von ihrem toten Gatten alle die Geheimnisse erkunden, die er ihr schnöde verschwiegen, als er noch auf Erden wandelte. (FB: 107)

Beate versucht offenbar, die Unsicherheit über ihren Ehemann zu beseitigen, indem sie das wahre Wesen Ferdinands in ihrem Sohn Hugo sucht, den sie als einen besseren Ferdinand imaginiert (Kollek, 2011: 95 f.). Sie erhofft sich, zugleich das eigene Selbstbild wiederherstellen zu können, das mit der unklar gewordenen Identität des Ehemanns ebenfalls nicht mehr gesichert ist. Dass dies mit einer tragischen Verkennung verbunden ist, verdeutlichen die intertextuellen Bezüge, die sich über Ferdinands Schauspielrolle des Cyrano aus Edmond Rostands gleichnamigem Stück ergeben. Während Roxane die Stimme und den Geist des Geliebten nach einem Verwechslungsspiel am Ende noch dem richtigen Körper zuordnen kann, findet Beate den wahren Geliebten und auch das eigene Selbst nicht mehr. Ebenso wie sie zunächst die Stimme ihres Ehemanns nur über einen anderen, Rudi Berater, hört und infolgedessen Ferdinands wirkliche Stimme vergisst, ist es unmöglich, dass sie in Hugos Körper das wahre Wesen ihres Ehemanns erkennt (Fliedl, 1997: 193 f.).

Das Doppelgängermotiv in Form der Substitution von Ferdinand durch Hugo geht mit einer Bewusstseinspaltung Beates einher (Wünsch, 1983: 399 f.); sie kann am Ende nicht mehr entscheiden, wer sie für wen ist. Mit der Überformung des Sohnes durch den Ehemann versucht Beate einerseits zu einer alten monogamen Beziehung und ihrer Ehefrauenrolle zurückzukehren, andererseits überschreitet sie jegliche Grenze der Sexualnormen, denn in der Realität handelt es sich nicht um den legitimen Geschlechtsakt mit ihrem Ehemann, sondern um den inakzeptablen mit ihrem Sohn. Auf paradoxe Weise verbindet Beate die Rollen der Mutter, der Ehefrau und der Hure im Inzest mit dem Sohn: Die verwirrende Verbindung aller widersprüchlichen Rollen und die überfordernde Übertretung der Norm werden schließlich mit dem Doppelsuizid beantwortet (Titzmann, 1998: 111).

Es gelingt Beate nicht, einen lebhaften Mittelweg zwischen der Rolle der Mutter und der einzigen Alternativrolle der ‚Hure‘ zu finden. Sie verbleibt in einem antagonistischen Bewertungsmodell, nach dem eine Frau nur ‚Hure‘ oder ‚Heilige‘, jedoch nichts dazwischen sein kann. Beate kann weder zu ihrer alten Existenz zurückzukehren – diese stellte sich ohnehin als Lüge heraus – noch kann sie mit ihren Verstößen gegen die Norm leben. Sie schafft es letztendlich nicht, ihre latenten Wünsche in ihre Identität zu integrieren, wie dies für eine erfolgreiche Selbstfindung erforderlich wäre (Kollek, 2011: 97). Die Spaltung zwischen Norm und Trieb bleibt bestehen und bestimmt sogar noch ihre letzte Handlung, den Suizid, denn einerseits bedeutet dieser eine Selbstverwirklichung durch die Entscheidung für den Ausstieg aus der einengenden Gesellschaft, andererseits jedoch vor allem eine Selbstsanktionierung und Aufgabe des Lebens (Titzmann, 1998: 111).

Fräulein Elses latente Identitätsspaltung

Die Protagonistin der Monolognovelle *Fräulein Else* bewegt sich als höhere Tochter in einem bürgerlich-aristokratischen Milieu, das von ähnlichen Weiblichkeitsidealen geprägt ist wie Beates soziales Umfeld. Die Klassifizierung in die antagonistischen Frauentypen der ‚Hure‘ und der ‚Heiligen‘ findet sich auch in dieser Erzählung wieder, denn eine Frau, die ihre Lust außerhalb der Ehe auslebt, wird gesellschaftlich verachtet. So bezeichnet Elses Mutter beispielsweise die Geliebte Herrn Dorsdays als „nichts sehr Feines“ (FE: 330). Das soziale Umfeld Elses ist zugleich von einer Doppelmoral geprägt, denn Verstöße gegen die gesellschaftlichen Normen werden geduldet, solange sie geheim bleiben.

Dieser Moral folgt die Rollenerwartung an das ‚Fräulein‘. Auf der einen Seite wird dessen Sexualität durch das Virginitätsideal, das die Jungfräulichkeit bis zur Ehe vorschreibt, domestiziert, auf der anderen Seite soll die unverheiratete Frau mit ihren körperlichen Reizen gefallen, um das Interesse der potentiellen Ehepartner zu erwecken. Der Status des ‚Fräuleins‘ definiert sich zudem vor allem durch Ohnmacht und Fremdbestimmtheit. Da Schönheit und Jungfräulichkeit in der damaligen Heiratspraxis ein gesellschaftliches Kapital darstellen, das bei der Eheschließung gegen Geld eingetauscht wird, wird die (unverheiratete) Frau auf ihren Körper reduziert, der ‚Objekt‘ der Lust ist (Schmid-Bortenschlager, 2000: 517 ff.).

Mit der Rolle der höheren Tochter und des ‚Fräuleins‘ sowie den damit verbundenen Zukunftsperspektiven ist Else von Beginn an latent unzufrieden, was sich beispielsweise daran zeigt, dass das Alter und die Aussicht auf ein langes Leben für sie Schreckensvorstellungen sind (FE: 327). Neben dieser resignativen Haltung, die sich immer wieder in Todes- und Suizidwünschen äußert (FE: 333, 344 und 352), erweist sich Else zugleich als Figur mit einem hohen Emanzipationsstreben, die sich bewusst gegen die gesellschaftlichen Moral- und Rollenvorstellungen auflehnt. Von einem Muster der Weiblichkeit, das der Frau als „(Mutter-)Objekt“ (Lersch-Schumacher, 1998: 83) nur innerhalb der Familie einen Platz zuweist und für das vor allem ihre Vorgängergeneration steht, setzt Else sich ab: „Ich bin nicht mütterlich. Marie Weil ist mütterlich. Mama ist mütterlich, Tante Irene ist mütterlich“ (FE: 336). Sie fordert eine autonome Sexualität, die nicht auf den Zweck der Reproduktion beschränkt ist, und lehnt es ab, sich in eine fremdbestimmte weibliche Rolle zu fügen. Den einzigen Weiblichkeitsentwurf, der nicht mit einer entwürdigenden Selbstveräußerung verbunden ist, die Else zufolge sowohl die Ehefrau als auch die Dirne vollziehen, findet sie im Identitätsentwurf des ‚Luders‘, das sich seine Sexualpartner selbst auswählt (Schmid-Bortenschlager, 2000: 519): „Niemals. Nie werde ich mich verkaufen. Ich schenke mich

her. Ja, wenn ich einmal den Rechten finde, schenke ich mich her. Aber ich verkaufe mich nicht. Ein Luder will ich sein, aber nicht eine Dirne“ (FE: 349).

Else zeigt einen Freiheits- und Emanzipationsdrang, der Beate in diesem Maße nicht eingeschrieben ist. Dennoch ist in der Figur der Else von Anfang an eine ebenso latente Spaltung der Persönlichkeit zwischen Normkonformität und Ausbruchswünschen angelegt (Neymeyr, 2007: 193). So lassen sich beispielsweise auch Identitätsentwürfe Elses finden, die dem traditionellen Weiblichkeitsmodell der Ehefrau und Mutter entsprechen (FE: 336). Elses Haltung Erotik und Männern gegenüber ist außerdem von der Kombination aus Prüderie und geheimer Lust geprägt, die in ihrem sozialen Umfeld vorherrscht (Allerdissen, 1985: 44), denn einerseits findet Else ihren Cousin Paul langweilig, weil er nicht „unternehmend“ genug sei (FE: 328), andererseits bezeichnet sie Männer, die tatsächlich die Initiative ergreifen, als „unanständig“ (FE: 328).

Eigencharakterisierungen wie: „Ja, ein so verworfenes Geschöpf bin ich. Bin nicht geschaffen für eine bürgerliche Existenz“ (FE: 358), wirken in diesem Zusammenhang häufig wie die Versuche, sich selbst eine rebellische Haltung zuzuweisen, die jedoch von den Normen gehemmt wird. Anders als Beate scheint Else zwar genau zu wissen, welche erotischen Wünsche in ihr verborgen sind, doch sie verwirklicht diese nicht: Nach wie vor ist Else Jungfrau und ihre Vorstellung vom Luderleben bleibt als potentieller Identitätsentwurf in einem Raum der Fantasie (Neymeyr, 2007: 199). Sie führt demnach ebenso wie Beate ein ‚Nicht-Leben‘, denn auch ihr Begehren bleibt unterdrückt, auch ihr Leben scheint erstarrt und fremdbestimmt zu sein.

„Bin das ich, die da redet?“

Elses Bewusstwerdung der eigenen Normkonformität

Analog zu Beates Begegnung mit Fortunata führt in *Fräulein Else* die Auseinandersetzung mit dem Kunsthändler Dorsday zu einem Wendepunkt ihres Lebens. Durch eine äußere Zwangslage wird Else der Warenstatus, den sie als Fräulein innehat, verdeutlicht. Da ihr Vater Mündelgelder veruntreut hat und nur durch eine Geldsumme von dreißigtausend Gulden vor dem Gefängnis und einem öffentlichen Skandal bewahrt werden kann, bittet die Mutter Else in einem Brief, bei einem alten Freund der Familie, dem Kunsthändler Dorsday, um finanzielle Hilfe zu fragen, und fordert sie indirekt dazu auf, ihren Körper zu verkaufen. Gleichzeitig soll Else der Doppelmoral der Gesellschaft entsprechend jedoch den Schein der Unschuld und Virginität wahren, denn die Mutter und auch Dorsday versprechen ihr, dass nichts davon an die Öffentlichkeit gelangen wird (FE: 331 und 346).

Für Else bedeutet dies, dass sie sich endgültig in ihre zwiespältige Existenz als ‚Fräulein‘ und die gesellschaftliche Doppelmoral fügen soll. Infolgedessen ist sie dazu gezwungen, sich mit ihrem Selbstbild und ihrer Identität auseinanderzusetzen (Schlicht, 2013: 171 ff.). Sie muss ihre eigenen Vorstellungen von einer freien und selbstbestimmten Sexualität und weiblichen Identität gegen die gesellschaftliche Doppelposition des Fräuleins und gegen die Reduktion auf eine Ware behaupten. Der Kunsthändler, der ihren Wunsch nach einer autonomen Sexualität bedroht, wird in ihrer Vorstellung daher zu ihrem größten ‚Feind‘. (FE II: 346)

Elses latent angelegte Krise, die sich in ihrer Unzufriedenheit zeigt, wird zu einer ‚manifesten‘ Krise, wenn ihr das Gespräch mit Dorsday bewusstmacht, dass sie sich mehr innerhalb gesellschaftlicher Muster bewegt, als sie dies selbst annimmt und möchte. Während des Gesprächs gerät sie in einen inneren Konflikt zwischen den Normen und eigenen Wunschvorstellungen, der sich ähnlich wie bei Beate in einer Diskrepanz zwischen ihren Gedanken und ihrer Körpersprache äußert. Im Gegensatz zu Beate, die sich schuldig fühlt, weil sie mit dem Verlust der Kontrolle über ihre Triebe gegen gesellschaftliche Regeln verstößt, ist der Konflikt Elses jedoch genau umgekehrt angelegt.

Innerlich zeigt Else eine deutliche Abneigung gegen den Kunsthändler und bezeichnet ihn als „Schuft“ (FE: 346). Ihr graut vor allem vor dem anzüglichen Tonfall Dorsdays: „Seine Stimme klingt schon wieder. Wie zuwider ist mir das, wenn es so zu klingen anfängt bei den Männern.“ (FE: 344) Indem sie Dorsday jedoch anlächelt und ihm flirtende Blicke zuwirft, lädt sie selbst ihn zu einem Spiel der Koketterie ein (FE: 340), mit dem sie erreichen will, dass Dorsday die nötige Geldsumme zur Verfügung stellt (Saxer, 2010: 144). Ihre Stimme scheint in der gleichen Weise zu ‚klingen‘, wie Dorsdays Stimme, vor der ihr graut, und kommt ihr fremd und abstoßend vor: „Wie merkwürdig meine Stimme klingt. Bin das ich, die da redet?“ (FE: 341) Else handelt nach gesellschaftlich vorgegebenen Mustern, die ihren eigenen Idealen widersprechen, und wird sich aufgrund dessen selbst fremd (Caspari, 2006: 22 f.). Sie muss erkennen, dass sie ihre Schönheit, über die sie sich maßgeblich definiert, im Gespräch mit dem Kunsthändler geschickt einzusetzen weiß und dass sie daher dazu tendiert, ihren Wert über ihren weiblichen Körper zu bemessen, genau wie ihr soziales Umfeld dies tut (Neymeyr, 2007: 196).

Die Verinnerlichung des gesellschaftlichen Blicks: Elses narzisstische Spaltung in Beobachterin und Beobachtete

Wie sehr Else von konventionellen Mustern geprägt ist, zeigt sich auch daran, dass sie permanent die eigene Wirkung nach außen hinterfragt. Saxer zufolge

befindet Else sich in einem andauernden Zustand der Scham, denn sie muss die Fehlritte und Makel ihrer Familie fortlaufend verbergen (Saxer, 2010: 148). In dem Ferienhotel, wo sie sich in der Gesellschaft reicher Leute befindet und wo sie nur „die arme Verwandte“ (FE: 325) ist, muss sie mit ihrer äußeren Erscheinung und ihrer edlen, aber teilweise noch nicht bezahlten Garderobe vorgeben, ihre Familie sei nach wie vor wohlhabend (Vogel, 2006: 26 ff.). Da ihre Deckung immer in Gefahr ist aufzufliegen, versucht Else die Kontrolle über ihre Außenwirkung zu wahren, indem sie stets beobachtetes Objekt und beobachtendes Subjekt, Schauspielerin und Regisseurin zugleich ist (Benthien, 2013: 152 f.). Als der Expressbrief der Mutter ankommt, versucht Else beispielsweise möglichst gelassen zu wirken und gibt sich selbst Regieanweisungen: „Ich wende mich ganz unbefangen um“ (FE: 327).

Insbesondere ihren weiblichen Körper, der Gegenstand der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit ist, betrachtet Else aus einer Außenperspektive und inszeniert ihn ebenso wie der Kunsthändler Dorsday, der Else auf einer Waldlichtung wie ein Kunstobjekt ausgestellt sehen möchte: „Ich muss mich jetzt sehr hübsch ausnehmen in der weiten Landschaft. Schade, daß keine Leute mehr im Freien sind. Dem Herrn dort am Waldesrand gefalle ich offenbar sehr gut“ (FE: 348). Ihre exhibitionistischen Fantasien von ihrem nackten Körper entsprechen demselben Muster. Sollen sie eigentlich Ausdruck ihres Freiheitsstrebens sein und den Wunsch nach einer selbstbestimmten Sexualität offenbaren, so zeigen sie Else dennoch immer aus der Sicht des männlichen Voyeurs und damit als passives Objekt.

Das permanente Mitdenken der fremden gesellschaftlichen und männlichen Perspektive gipfelt bei Else in einer Spaltung ihrer Persönlichkeit und Psyche. Dies zeigt sich vor allem, wenn Else sich vom eigenen Spiegelbild erotisch angezogen fühlt (Schuchter, 2009: 81 f.):

Bin ich wirklich so schön wie im Spiegel? Ach, kommen Sie doch näher, schönes Fräulein. Ich will ihre roten Lippen küssen. Ich will Ihre Brüste an meine Brüste pressen. Wie schade, daß das Glas zwischen uns ist, das kalte Glas. Wie gut würden wir uns miteinander vertragen. Nicht wahr? Wir brauchten gar niemanden anderen. (FE: 365)

Indem Else den eigenen Körper als Objekt der sexuellen Begierde betrachtet, weist sie genau die Symptome des sekundären Narzissmus auf, die Freud beschrieben hat. Während der primäre Narzissmus für Freud ein ‚normales‘ Stadium der menschlichen Sexualentwicklung darstellt, das überwunden werden muss und kann, gilt der sekundäre Narzissmus als krankhafter Defekt, bei dem die Objektlibido auf das eigene ‚Ich‘ zurückbezogen wird (Freud, 1914: 138 ff.).

Auf paradoxe Weise möchte Else mit ihrem narzisstischen Verhalten eine Einheit des Ichs herstellen und sich selbst dadurch genug sein. Elses Bestreben ist es, eine Verbindung zwischen ihrem Bild und Sein herzustellen (Bronfen, 1996: 477), was jedoch gerade auf diesem Weg nicht erreichbar ist, denn sie muss erkennen, dass das „kalte Glas“ (FE: 365) des Spiegels ihr Selbst vom Bild trennt. Eine Einheit des Ichs im Rückzug auf den Narzissmus ist nicht möglich, sondern bewirkt vielmehr eine merkwürdige Spaltung ihres Selbst in zwei Personen. Dies äußert sich besonders deutlich durch die Anrede ihres Spiegelbildes in der dritten Person (Neymeyr, 2007: 196 ff.): „Guten Abend schönstes Fräulein im Spiegel, behalten Sie mich in gutem Andenken, auf Wiedersehen...“ (FE: 337)

Verdrängungsstrategien: Elses Spaltung zwischen Illusion und Realität

Problematisch an Elses narzisstischem Rückzug auf das eigene Ich ist vor allem der Verlust des Bezugs zur realen Außenwelt (Schuchter, 2009: 84 f.). In ihrer Konfliktsituation, in der ihr eigentlich keine Wahlmöglichkeiten gegeben sind, hat sie niemanden, der ihr zur Seite stehen könnte. So muss sie selbst eine Lösung finden, um ihre Krise zu bewältigen. Diese ‚Lösung‘ besteht in Verdrängungsstrategien, denn Else interpretiert die Position um, in der sie sich befindet. Zwanghaft versucht sie, die Illusion aufrechterhalten, sie habe die Möglichkeit, aus konventionellen Mustern auszubrechen. Ihre Entblößung vor Dorsday, die sie eigentlich vollziehen *muss*, bewertet sie als freiwilligen Akt (FE: 357). Sie beschließt, sich in aller Öffentlichkeit und nicht im Diskreten vor Dorsday zu entkleiden und sieht dies als Möglichkeit, ihren Mut und ihre Unangepasstheit zu beweisen: „Wie wird mich Cissy beneiden! Und andere auch. Aber sie trauen sich nicht. Sie möchten ja alle so gern. Nehmt euch ein Beispiel. Ich, die Jungfrau, ich traue mich“ (FE: 364). Eine öffentliche Zurschaustellung ihres nackten Körpers bedeutet für Else scheinbar das Verlassen ihrer Rolle als ‚Fräulein‘ und eine Wiedergeburt zu einem selbstbestimmten Leben (Bronfen, 1996: 476):

Alle, alle sollen sie mich sehen! – Dann gibt es kein Zurück, kein nach Hause zu Mama und Papa, zu den Onkeln und Tanten. Dann bin ich nicht mehr das Fräulein Else, das man an irgendeinen Direktor Wilomitzer verkuppeln möchte; Alle hab‘ ich sie so zum Narren; – den Schuften Dorsday vor allem – und komme zum zweiten Mal auf die Welt... (FE: 364)

Genau wie bei Beate führt diese Verdrängung der eigentlichen Lage sowie die maßlose Selbstüberschätzung jedoch zu extremer Verwirrung. Es ist zu

beobachten, dass Else allmählich die Wirklichkeit verlässt und in einen traumhaften Zustand fällt. Zunehmend zeigt sie Symptome der psychischen Krankheit der ‚Hysterie‘. So verliert sie jedes Gefühl für sich selbst, denn sie weiß nicht mehr, ob sie tot oder lebendig ist (FE: 369 und 373), und weist vermehrt Erinnerungslücken auf: „Wo bin ich? Schon in der Halle? Wie bin ich daher gekommen?“ (FE: 368). Ihr Monolog ist von Auslassungszeichen und Gedankenstrichen unterbrochen und löst sich schließlich in Fragmente auf (FE: ab 367). Die Entblößung, die Else im Spielsalon in aller Öffentlichkeit vollzieht, ist textuell gar nicht mehr realisiert, sondern wird durch Musiknoten aus Schumanns *Karneval* ersetzt. Danach verliert Else völlig die Kontrolle über sich, bricht in hysterisches Lachen aus und fällt in Ohnmacht.

Abweichend von Sigmund Freuds Theorien,⁴ nimmt Schnitzler an, die Bewusstseinsdissoziationen von Hysterikerinnen seien als Versagen vor der chaotischen Welt zu verstehen (Thomé, 1984: 70 f.). Es ist die vollkommen überfordernde Situation, die verantwortlich für Elses Anfall ist. Genau wie Beate verliert sie den Bezug zum eigenen Ich und zur Realität sowie zu ihrem Körper, weil sie die Scheinhaftigkeit ihres sozialen Umfelds und der eigenen Existenz nicht mehr einordnen kann (Brandl, 2010: 129 ff.). Treibt Beate der Ehebruch ihres Mannes und die eigene Lebenslüge in eine extreme Verwirrung ihrer Identität, so können bei Else das von Lügen und Doppelmoral geprägte Umfeld und vor allem ihre Eltern, die sie zum Verkauf ihres Körpers treiben wollen, für ihre psychische Krankheit verantwortlich gemacht werden. Elses starke Einsamkeit und die verzweifelte und misslingende Suche nach einer Bezugsperson (FE: 336) führen erst zum Rückzug ihrer Objektlibido auf ihr eigenes ‚Ich‘, sodass ihr als letzter Ansprechpartner nur ihr Spiegelbild bleibt (Caspari, 2006: 24), und münden schließlich in die Hysterie und den damit einhergehenden Verlust jeden Realitätssinns. Sie selbst weist die Schuld an ihrem Zustand und ihrem Selbstmord, den sie nach der Entblößung vollzieht, ihrer Familie und der Gesellschaft zu: „Alle haben sie mich gemordet und machen sich nichts wissen. Sie hat sich selber umgebracht, werden sie sagen. Ihr habt mich umgebracht, Ihr Alle, Ihr Alle!“ (FE: 378)

⁴ Freuds Theorien zur Hysterie allein reichen an dieser Stelle nicht aus, um die gesellschaftliche Problematik des Textes zu erfassen, da seine Erklärung der Ätiologie sich vor allem auf die individuelle Sexualentwicklung konzentriert. Zudem ist fraglich, inwieweit diese Theorien auf die Figur der Else anwendbar sind, über deren Vergangenheit kaum etwas bekannt ist. Auf diese Problematik weist beispielsweise Schuchter (2009: 73 f.) hin.

Elses Selbstverlust in der Hysterie: Kollision unvereinbarer Weiblichkeitsentwürfe

Elses Entblößung und hysterischer Zusammenbruch ist ebenso wie Beates Inzest als Diffusion unvereinbarer Weiblichkeitsbilder zu verstehen. Ingeheim träumt Else davon, Männer wie eine Sirene oder Femme fatale mit dem Anblick ihres nackten Körpers zu verführen und sie zu dominieren (Neymeyr, 2007: 199): „Allein möchte ich am Meer liegen auf den Marmorstufen und warten. Und endlich käme Einer oder mehrere und ich hätte die Wahl und die Anderen, die ich verschmähe, die stürzen sich aus Verzweiflung ins Meer.“ (FE: 355). Entgegen jeder Realität, sieht Else nun in einer öffentlichen Entblößung vor Dorsday die Möglichkeit, diesen Traum von sich als Femme fatale, die ihren Voyeur zuerst verführt und ihn dann grausam ins Unglück stürzt, zu verwirklichen, denn ihr Ziel ist es, Dorsday mit dem Anblick ihres nackten Körpers zu überwältigen und ihn zugleich durch die öffentliche Bloßstellung seiner geheimen Lust zu beschämen und zu vernichten. Sie erhofft sich, dadurch die eigene Scham abwehren zu können, die der Kunsthändler ihr zufügt, indem er sie als nacktes ‚Objekt‘ sehen möchte, und ihre Freiheit und Macht über sich selbst behaupten zu können (Benthien, 2013: 155).

Im Moment der öffentlichen Entblößung kann Elses Idealvorstellung von sich selbst als dominanter Femme fatale jedoch mit der Realität nicht standhalten. Dies wird durch die gleichzeitige Anwesenheit eines jungen Mannes, den Else ‚Filou‘ nennt, und Dorsdays deutlich. Den Blick des ‚Filous‘ genießt Else, denn er erscheint ihr als attraktiver Erotikpartner, den sie mit ihrem Anblick gerne verführt (FE: 373). Ihm gegenüber behält Else offenbar die Macht über ihre Sexualität und ihren Körper, da er sie nicht als Objekt betrachtet, sondern sie ihn mit ihrem Anblick zu überwältigen meint. Diese Wunschvorstellung wird von Dorsday durchkreuzt. Statt Macht über den Kunsthändler auszuüben, erliegt Else seinem voyeuristischen Blick (FE: 372), vor dem sie sich die ganze Erzählung hindurch fürchtet, weil er sie auf ein Objekt reduziert und sie einer freien Sexualität und ihrer Identität überhaupt beraubt (Bronfen, 1996: 475). Das angenehme Gefühl des Nacktseins, das Else angesichts des Filous zunächst empfindet, schlägt in Scham um (Benthien, 2013: 156 f.): „Ich bin glücklich. Der Filou hat mich nackt gesehen. O, ich schäme mich so. Was habe ich getan? Nie wieder werde ich die Augen öffnen“ (FE: 374). Die Entblößung offenbart sich durch Dorsdays Blick als erzwungen und als Akt der Prostitution, nicht als freiwillige Tat, an der Else Lust empfinden könnte. In Wahrheit bleibt Else weiterhin ein Objekt des männlichen Blicks und der männlichen Lust. Ihre körperliche Ohnmacht, die der Entblößung folgt, spiegelt Elses generelle Fremdbestimmtheit und ihr Objektsein wider, denn sie kann in ihrer Bewusstlosigkeit ebenso wie in ihren

Träumen vom eigenen Tod zwar die Umstehenden hören, die sie ansehen, doch sie selbst kann nicht sprechen (Bronfen, 1996: 479).

Der Existenz als Objekt erotischer Fantasien hat Else grundsätzlich keine reale und lebbar Alternative entgegensetzen. Sie kann mit ihrer Selbstinzenierung als *Femme fatale* und ihren anderen Fantasien von einem exzessiven ‚Luderleben‘, die sie der äußerlichen Ohnmacht entgegensetzt, nur eine Negation der gegebenen Umstände bewirken (Matthias, 1999: 143 ff.). Elses Tagträume und ihre öffentliche Entblößung können keine Befreiung Elses bedeuten, denn der literarische Frauentypus der *Femme fatale* ist kein Muster der weiblich emanzipierten Identität. Er entspringt vielmehr selbst der Dämonisierung der weiblichen Sexualität und vereint in sich die gesellschaftlichen und überwiegend männlichen Angst- und Wunschfantasien, die auf einen imaginären Frauentypus verdrängt werden (Catani, 2005: 94). Indem Else ihren Wunsch nach autonomer Sexualität genau in jenes kulturell vorgeprägte Bild der *Femme fatale* übersetzt, spiegelt sie diese gesellschaftliche Praxis der Verdrängung weiblicher Sexualität wider und schafft keinen konstruktiven Identitätsentwurf, der eine Alternative zur Dämonisierung des Weiblichen darstellt. Ihre Selbstinzenierung als Objekt männlicher Lust zeigt, „den Grad an, zu dem das Individuum, die Frau, die mehr als nur das Sexualobjekt des Mannes ist, symbolisch getötet worden ist“ (Matthias, 1999: 158).

Elses Spaltung zwischen Ausbruchsfantasien und Normkonformität bleibt letztlich bestehen. Mit ihrer extremen Freizügigkeit, die sie durch die Entblößung gezeigt hat, kann sie nicht leben. Sie ist zu sehr von den Konventionen geprägt, als dass eine konsequente Auflehnung gegen gesellschaftliche Normen gelingen könnte. Genau wie Beates Inzestakt stellt die Entblößung eine zu starke Übertretung des Normsystems dar, die Scham auslöst und zum Selbstverlust führt (Saxer, 2010: 155).

Die Hysterie Elses symbolisiert die unvereinbaren Weiblichkeitsvorstellungen, die in den zeitgenössischen Hysterie- und Sexualtheorien kursieren. Die Ursachen der Krankheit werden in der weiblichen Sexualität gesucht und entweder wie bei Freud in der Frigidität der Frau oder wie bei Weininger in ihrer übermäßigen sexuellen Lust begründet (Fraisl et al., 2004: 263 f.). Damit drückt die Hysterie genau jene problematische Doppelposition des ‚Fräuleins‘ aus, die Else definiert und die sie nicht auflösen kann. Ihr Wahnsinn ist der Ausdruck dafür, dass eine Identität, die sich aus den widersprüchlichen Rollen der ‚Hure‘ und der ‚Heiligen‘ zusammensetzt, nicht möglich ist, dass sie jedoch ebenso wenig wie Beate eine alternative Identität findet, die zwischen diesen Extrempolen vermitteln kann (Schuchter, 2009: 89 f.).

Von Beate zu Else: Eine Verschärfung der weiblichen Identitätskrise

Elf Jahre liegen zwischen der Veröffentlichung von Schnitzlers *Frau Beate und ihr Sohn* und *Fräulein Else* und dennoch scheinen sich die Weiblichkeitsbilder sowie die einengenden gesellschaftlichen Anforderungen innerhalb dieser Zeit nicht geändert zu haben. Im Gegenteil, die Kritik, die der spätere Text *Fräulein Else* an diesen rigiden Normen impliziert, scheint verschärft, denn im Vergleich zu Beates Konflikt fallen Elses Identitätskrise und Selbstspaltung noch drastischer aus.

Einerseits erscheint die Krise Elses komplexer als Beates, weil die literarische Gestaltungsform des inneren Monologs im Vergleich zur Technik der erlebten Rede ganz präzise auch die kleinsten psychischen Widersprüche erfasst und aufdeckt, andererseits ist sie auch inhaltlich komplexer angelegt. Bewegt sich Beate noch vollständig innerhalb der gesellschaftlichen Bewertungsmuster und erkennt die Normen ohne merkliche Kritik an, so stellt Else deren Sinnhaftigkeit von Anfang an in Frage. Obwohl sie sich jedoch bewusst von der allgemeinen Doppelmoral sowie den restriktiven Sexualnormen und Weiblichkeitsbildern distanzieren möchte, gelingt ihr dies genauso wenig wie Beate. Letztendlich spielt sie in dem gesellschaftlichen ‚Komödienspiel‘ mit, obwohl sie zu Beginn der Novelle erklärt: „[I]ch kann nicht mehr“ (FE: 324).

Else hat als junges Fräulein im Vergleich zur mittelalten Beate mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass sie ihr Subjektsein in einer Gesellschaft, die sie zum Objekt degradiert, kaum verteidigen kann. Während Beate sich aus spontaneren Anlässen aus gesellschaftlicher Perspektive betrachtet und sich zum Objekt der eigenen Kritik macht, weil sie sich aufgrund ihres Fehlverhaltens von ihrem Gewissen verfolgt fühlt, ist dieses Verhalten bei Else automatisiert. Als Fräulein ist sie es gewöhnt, fortwährend Objekt der Spekulation zu sein und sich in zwei Teile zu spalten.

Insgesamt wirkt Elses Psyche deutlich fragiler und zersplitterter als Beates. Stellt der Inzestakt schon ein völlig von der Norm abweichendes Verhalten dar, so sind Elses Hysterie und Narzissmus eindeutig als schwerwiegende psychische Krankheiten diagnostizierbar. In beiden Fällen wird gezeigt, dass die permanente Unterdrückung menschlicher Triebe durch strenge gesellschaftliche Normen letztlich in einen nicht mehr aufhaltbaren Selbstzerstörungsprozess des Subjektes mündet. Während Beates Leben jedoch erst zu einem wesentlich späteren Zeitpunkt scheitert, zeigt Schnitzler mit Else eine deutlich jüngere Figur, die das Leben aufgrund widersprüchlicher Rollenmuster und rigider Normen erst gar nicht richtig antreten kann und will. Schnitzler hat stets verneint, dass er sich, wie seine Kritiker behaupteten, in *Fräulein Else* den Problemen einer vergangenen Zeit zuwende. Er konstatierte, dass sich die gesellschaftlichen Strukturen, die er in der Monolognovelle darstellt, nach

wie vor nicht geändert hätten – im Gegenteil, das Individuum und seine Psyche litten noch mehr unter ihnen (Saxer, 2014: 223).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Schnitzler, Arthur (1913): „Frau Beate und ihr Sohn“, in: Weiss, Robert O. / Urbach, Reinhard (Hrsg., 1961): *Gesammelte Werke. Die erzählenden Schriften*, Bd. 2, Frankfurt a. M.: Fischer, 42–112.
- Schnitzler, Arthur (1924): „Fräulein Else“, in: Weiss, Robert O. / Urbach, Reinhard (Hrsg., 1961): *Gesammelte Werke. Die erzählenden Schriften*, Bd. 2, Frankfurt a. M.: Fischer, 324–381.

Sekundärliteratur

- Allerdissen, Rolf (1985): *Arthur Schnitzler. Impressionistisches Rollenspiel und skeptischer Moralismus in seinen Erzählungen*, Bonn: Bouvier.
- Benthien, Claudia (2013): „Visuelle Ästhetisierung femininer Scham in den Novellen ‚Fräulein Else‘ von Arthur Schnitzler und ‚Ehregard‘ von Tania Blixen“, in: Küchenhoff, Joachim (Hrsg.): *Scham*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, 147–167.
- Brandl, Sarah Yvonne (2010): *Versprachlichte Körper – verkörperte Sprache. Konstruktionen von Identität und Entfremdung in Literatur und Psychologie um 1900*, Hamburg: Igel.
- Bronfen, Elisabeth (1996): „Weibliches Sterben an der Kultur. Arthur Schnitzlers ‚Fräulein Else‘“, in: Nautz, Jürgen P. (Hrsg.): *Die Wiener Jahrhundertwende. Einflüsse, Umwelt, Wirkungen*, Wien: Böhlau 1996, 464–480.
- Caspari, Martina (2006): „Durchkreuzungen des zeitgenössischen Hysterie-Diskurses. ‚Fräulein Else‘ von Arthur Schnitzler und Freuds ‚Dora‘ – nicht nur zwischen den Zeilen gelesen“, in: *Germanic notes and reviews* 37.1, 5–28.
- Catani, Stephanie (2005): *Das fiktive Geschlecht. Weiblichkeit in anthropologischen Entwürfen und literarischen Texten zwischen 1885 und 1925*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Dangel-Pelloquin, Elsbeth (2003): „Peinliche Gefühle. Figuren der Scham bei Arthur Schnitzler“, in: Fliedl, Konstanze (Hrsg.): *Arthur Schnitzler im zwanzigsten Jahrhundert*, Wien: Picus, 120–138.
- Fliedl, Konstanze (1997): *Arthur Schnitzler. Poetik der Erinnerung*, Wien u.a.: Böhlau.
- Fraisl, Bettina et al. (2004): „Der weibliche Körper als Ort von Identitätskonstruktionen in der Moderne“, in: Csáky, Moritz: *Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne*, Innsbruck u.a.: Studien-Verlag, 255–291.
- Freud, Sigmund (1923): „Das Ich und das Es“, in: Freud, Anna et al. (Hrsg., 1967): *Sigmund Freud. Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet*, Bd. XIII., Frankfurt a. M.: S. Fischer. 237–289.
- Freud, Sigmund (1914): „Zur Einführung des Narzißmus“, in: Freud, Anna et al. (Hrsg., 1967): *Sigmund Freud. Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet*, Bd. X., Frankfurt am Main: S. Fischer, 138–170.
- Jürgensen, Christoph et al. (Hrsg., 2014): *Schnitzler-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart u.a.: Metzler.
- Kollek, Caren (2011): *Literarische Selbstfindungsprozesse um 1900. Personen-, Erotik- und Moralkonzeption in Erzähltexten von Arthur Schnitzler, Eduard von Keyserling und Hermann Sudermann*, Kiel: Ludwig.
- Le Rider, Jacques (1990): *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität*, Wien: Österreichischer Bundesverlag.

- Lersch-Schumacher, Barbara (1998): „Ich bin nicht mütterlich“. Zur Psychopoetik der Hysterie in Schnitzlers ‚Fräulein Else‘, in: Wunberg, Gotthart (Hrsg.): *Arthur Schnitzler*, München: Ed. Text + Kritik, 76–88.
- Lorenz, Dagmar (2007): *Wiener Moderne*, Stuttgart u.a.: Metzler.
- Lukas, Wolfgang (1996): *Das Selbst und das Fremde. Epochale Lebenskrisen und ihre Lösung im Werk Arthur Schnitzlers*, München: Fink.
- Matthias, Bettina (1999): *Masken des Lebens – Gesichter des Todes. Zum Verhältnis von Tod und Darstellung im erzählerischen Werk Arthur Schnitzlers*, Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Neymeyr, Barbara (2007): „Fräulein Else“. Identitätssuche im Spannungsfeld von Konvention und Rebellion“, in: Kim, Hee-Ju / Saße, Günter (Hrsg.): *Arthur Schnitzler. Dramen und Erzählungen*, Stuttgart: Reclam, 190–208.
- Nitzschke, Bernd (Hrsg., 2011): *Die Psychoanalyse Sigmund Freuds. Konzepte und Begriffe*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Saxer, Sibylle (2010): *Die Sprache der Blicke verstehen. Arthur Schnitzlers Poetik des Augen-Blicks als Poetik der Scham*, Freiburg i. Br., Berlin u.a.: Rombach.
- Saxer, Sibylle (2014): „Fräulein Else“, in: Jürgensen, Christoph et al. (Hrsg.): *Schnitzler-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart u.a.: Metzler, 327–336.
- Schlicht, Corinna (2013): *Arthur Schnitzler*. Marburg: Tectum.
- Schmid-Bortenschlager, Sigrid (2000): „Illness as social indicator. Hysteria in Schnitzler and Freud“, in: *Semiotica* 128, 221–226.
- Schuchter, Veronika (2009): *Wahnsinn und Weiblichkeit. Motive in der Literatur von William Shakespeare bis Helmut Krausser*, Marburg: Tectum.
- Schwarz, André (2012): *Lustvolles Verschweigen und Enthüllen. Eine Poetik der Darstellung sexuellen Handelns in der Literatur der Wiener Moderne*. Marburg: Verlag LiteraturWissenschaft.de.
- Titzmann, Michael (1998): „Normenkrise und Psychologie in der frühen Moderne“, in: *Recherches germaniques* 28, 97–112.
- Thomé Horst (1984): „Kernlosigkeit und Pose. Zur Rekonstruktion von Schnitzlers Psychologie“, in: Bohnen, Klaus et al. (Hrsg.): *Fin de siècle. Zu Naturwissenschaft und Literatur der Jahrhundertwende im deutsch-skandinavischen Kontext*. Kopenhagen u.a.: Wilhelm Fink.
- Vogel, Juliane (2006): „Hautnähe und Körperhaftung. Kleider bei Arthur Schnitzler“, in: Polt-Heinzl, Evelyne / Fliedl, Konstanze (Hrsg.): *Arthur Schnitzler. Affären und Affekte*, Wien: Brandstätter, 25–33.
- Worbs, Michael (1983): *Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*, Frankfurt a. M.: Europäische Verlags-Anstalt.
- Wünsch, Marianne (1983): „Das Modell der ‚Wiedergeburt‘ zu ‚Neuem Leben‘ in erzählender Literatur 1890–1930“, in: Richter, Karl / Schönert, Jörg (Hrsg.): *Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozess*, Stuttgart: Metzler, 379–409.

Carl Zuckmayers Volksstücke und die Soziologie des Milieus

Christine Schmailzl

Abstract: Der Dramatiker Carl Zuckmayer erweitert das Volksstück um die soziologische Komponente des Milieus und setzt damit in Zeiten des aufkeimenden Nationalsozialismus während der 1920er-Jahre ein Zeichen gegen die Blut-und-Boden-Ideologie. Der vorliegende Beitrag untersucht die Darstellung unterschiedlicher Milieus in *Der fröhliche Weinberg*, *Katharina Knie* sowie *Der Hauptmann von Köpenick*. Die Stücke machen die Heterogenität der Gesellschaft evident, wodurch die Idee eines homogenen Volksganzen dekonstruiert wird. Zuckmayers Volksstücke sind folglich keine Glorifizierung heimeliger Dorfgeschichten, sondern in hohem Maße politisch.

Zur Person: Christine Schmailzl studiert Gymnasiallehramt für die Fächer Englisch, Deutsch und Deutsch als Zweitsprache an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Modulprüfung in Neuerer deutscher Literaturwissenschaft. Betreuer: Prof. Dr. Ernst Rohmer.

Schlagwörter: Zuckmayer; Volksstück; Milieu; Theater; Drama

Bertolt Brecht schrieb über die Gattung des Volksstücks: „Das Volksstück ist für gewöhnlich krudes und anspruchsloses Theater [...]. Da gibt es derbe Späße gemischt mit Rührseligkeiten, da ist hanebüchene Moral und billige Sexualität“ (Brecht, 1967: 1162 f.). Beim ersten Lesen von Zuckmayers Stücken scheint Brechts Aussage zuzutreffen: *Der fröhliche Weinberg* kann als Komödienstadlverschnitt abgetan werden. *Katharina Knie* tritt als herzerreißendes Familiendrama auf. *Der Hauptmann von Köpenick* handelt von einem Kleinkriminellen, der als falscher Hauptmann das Kommando übernimmt und damit die obrigkeitshörigen Kleinbürger bloßstellt. Doch bedeuten komische Elemente, große Emotionen und offen ausgelebte Sexualität, die Zuckmayers Werken inhärent sind, anspruchslose Dichtung?

Durch die Untersuchung von Zuckmayers frühen Volksstücken im Hinblick auf die Darstellung und Funktionalisierung unterschiedlicher sozialer Milieus soll gezeigt werden, dass der Autor der Gattung Volksstück eine neue Relevanz verschafft, indem er einer biologistischen Sicht des Volkes als Einheit die von einer soziologischen Sicht getragene Differenzierung sozialer Milieus entgegensetzt.

*Volk*¹ ist für Zuckmayer anders definiert als es einerseits die Gattungstradition und andererseits die ideologische Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus vermuten lassen. Zuckmayer setzt mit seiner Volksstückkonzeption, die *das Volk* nicht als Ganzes, sondern als eine durch Milieus heterogen strukturierte Gesellschaft begreift, ein Statement gegen den nationalsozialistischen Volksbegriff.

Carl Zuckmayers Umsetzung des Volksstücks

Zuckmayers Stücke leugnen die Tradition nicht, in der sie stehen. Zunächst einmal spricht Zuckmayers Personal Dialekt, Jargon oder floskelhaftes, umgangssprachliches Hochdeutsch (Müller, 1979: 79). Damit wird ein Kriterium des Volksstücks erfüllt, das jedoch nicht ausreicht, um ein Drama der Gattung des Volksstücks zuordnen zu können. Entscheidend ist der (imaginierte) Adressat: „Volksstücke [...] [sind] eben Stücke, die sich an das Volk richten“ (Schmitz, 1990: 5). Ein Drama wird dieser Definition zufolge durch seinen Adressaten, *das Volk*, zum Volksstück. Doch so einfach ist es eben nicht, Volksstücke zu charakterisieren: „Was jeweils unter Volksstück/ Volkstheater verstanden wird, ist unmittelbar abhängig sowohl davon, was unter Volk verstanden wird, als auch von der Einstellung, die diesem Volk gegenüber besteht“ (ebd.). Die Volksstückkonzeption ist also immer abhängig vom Volksverständnis des jeweiligen Dramatikers.

Da Zuckmayer im Gegensatz zu anderen Autoren des Volksstücks nie selbst *das Volk* als Adressaten seiner Stücke spezifizierte (Müller, 1979: 81), soll sein Volksbegriff anhand der dramaturgischen Struktur seiner frühen Volksstücke erarbeitet werden. Hintze vertritt hierbei die Ansicht, dass Zuckmayer seinen Volksbegriff „aufgrund von unverwechselbarer und unveränderlicher Eigenheiten einer Nation, einer Rasse oder einer Landschaft“ konstruiert (1970: 13). Diese These kann durch einen Blick auf die Protagonisten seiner Volksstücke widerlegt werden.

Zuckmayers Volksstücke schildern stets die Begebenheiten um ein Einzelschicksal, das nicht exemplarisch für die Erfahrung einer Nation steht: Mit

¹ *Volk* wird im Folgenden kursiv geschrieben, da *das Volk* im Hinblick auf das Volksstück stets konzeptionell zu verstehen ist. *Volk* hat in diesem Kontext keine fixe Bedeutung, sondern ist offen zur Definition.

dem Weingutbesitzer Gunderloch macht Zuckmayer den reichsten Mann der Region zum Protagonisten des *Fröhlichen Weinbergs*. In *Katharina Knie* geht es um die Entscheidung der Titelheldin zwischen Pflichtgefühl gegenüber der Schaustellerzunft ihres Vaters und ihrem persönlichen Wunsch, als Frau eines Landwirts sesshaft zu werden. In *Der Hauptmann von Köpenick* wird die bürokratische Odyssee des Ex-Häftlings Wilhelm Voigt dramatisiert. Von Stück zu Stück zunehmend entsprechen die Schicksale weniger dem, was man als Lebenswirklichkeit der breiten Masse bezeichnen könnte: Der Durchschnittsbürger hat weder außerordentlichen Reichtum vorzuweisen, noch gehört er dem fahrenden Volk an oder hat eine Verbrecherkarriere hinter sich. Zuckmayer erzählt keine Geschichten aus dem Alltag, die identifikatorisches Potential für den Zuschauer bieten.

Zuckmayers Figuren sind keine ‚Volksfigur[en]‘ im klassischen Sinn (Aust et al., 1989: 281). Er schreibt seine Dramen nicht für *das Volk* als homogene Masse. Zuckmayer macht Theater für *alle*, für die ganze Bevölkerung, nicht jedoch für ein konstruiertes Volksganzes. Dem *Volk* als Einheit wird die „Betonung des einzelnen Individuums“ entgegengesetzt (Wagener, 1986: 142). Die Protagonisten seiner Volksstücke sind individuell und heterogen konzipiert. Es sind Figuren aus dem Volk, das sich aus Einzelpersonen zusammensetzt. Sichtbar wird so die Heterogenität innerhalb der Gesellschaft, anders als im konventionellen Volksstück, in dem *das Volk* durch prototypische Protagonisten als homogene Einheit dargestellt wird: „Das Zuckmayerische ‚Volk‘ ist als eine Vielheit aufgefaßt, als Aggregat von beseelten, in ihrer Individualität in sich beschlossenen, unabhängigen und doch aufeinander bezogenen

Menschen“ (Jacobius, 1971: 67). Diese Vielheit ergibt sich aus den Milieus, die in Zuckmayers Volksstücken dargestellt werden. Die Beziehungen der Menschen untereinander entstehen nicht nur durch Familie, Liebe oder Freunde, sondern vor allem durch das jeweilige Milieu, das den Dramatis Personae gemeinsam ist.

Zuckmayer veranschaulicht in seinen Stücken, wie sehr die Erfahrungen, die innerhalb der Milieus gesammelt werden, variieren. In *Der fröhliche Weinberg* erhält der Zuschauer einen Einblick in die Lebensrealität der (besser gestellten) Landbevölkerung. Das Seiltänzerstück *Katharina Knie* thematisiert den Alltag, die Nöte und Probleme der Schausteller. *Der Hauptmann von Köpenick* führt den Zuschauer in das Milieu eines straffällig gewordenen Schuhfabrikarbeiters ein. In Zuckmayers Volksstücken wird evident,

daß man hier den zu gestaltenden Menschen aus seinen gesamten Lebensumständen heraus zu begreifen sucht, letzten Endes also als das Produkt seines ‚Milieus‘. Der Dichter weiß nun, daß dieser Einzelne nicht im luftleeren Raum schwebt, daß er zu einem bestimmten Stück Welt gehört wie dieses zu ihm. (Paulsen, 1967: 339)

Die Schicksale der Protagonisten sind mit deren jeweiligem Milieu verknüpft. Sie schöpfen ihre Identität nicht aus der Zugehörigkeit zu einer Nation, sondern aus den Verhältnissen, in denen sie sich befinden. Durch die Aufnahme des Milieukonzepts in seine Volksstückkonzeption ist es Zuckmayer möglich, bei jedem Stück einen anderen Ausschnitt aus der Bevölkerung in den dramatischen Fokus zu nehmen. So stellt er sich gegen die Illusion einer einheitlichen Repräsentation *des Volkes* als Ganzes. Dadurch gewinnt die Gattung zum Zeitpunkt von Zuckmayers Uraufführungen neue Relevanz. Sie fallen

in die kurze Konsolidierungsperiode der Weimarer Republik nach Überwindung der Inflation und vor Beginn der Weltwirtschaftskrise. Die vorherrschende Mentalität war jedoch durch einen rückwärts gerichteten Illusionismus gekennzeichnet: die Wiederherstellung eines mächtigen Deutschen Reiches mit Weltgeltung oder die Weltverbesserung durch eine endlich doch noch erfolgreiche Wiederholung der proletarischen Revolution von 1918. Die Erfahrung der Wirklichkeit wurde gleichsam ideologisch verformt, immer mit dem Anspruch einer Überhöhung der persönlichen Existenz durch Bezug auf Kollektivwerte. (Fürstenberg, 1996: 32 f.)

Aufgrund der krisenhaften Entwicklungen in der Weimarer Republik nutzen die Nationalsozialisten die Situation für ihre Zwecke und versuchen, das Denken der Bevölkerung in Deutschland zu prägen. Dagegen setzt Zuckmayer ein Zeichen: Durch die Wahl der Protagonisten in den Stücken positioniert er sich gegen den nationalsozialistischen Volksbegriff, der *das Volk* als homogene Vereinigung von Menschen unter *der deutschen Nation* konstruiert (Schoeps, 1992: 37). Statt in seinen Volksstücken ein einheitliches Bild der Bevölkerung zu vermitteln, macht Zuckmayer intersubjektiv nachvollziehbar, wie drastisch sich die Menschen in Deutschland und ihre Lebensumstände unterscheiden. Diese Zurschaustellung von Unterschiedlichkeit steht konträr zu dem, was mit dem „Blut-und-Boden-Geschwätz“, wie Zuckmayer (1976: 414) es selbst nennt, vermittelt werden soll. Die Kritik der Nationalsozialisten an Zuckmayers Dramen war entsprechend heftig, da diese Konzeption „ihnen etwas wegnahm, was sie gepachtet zu haben glaubten“, wie der Autor es beurteilte (Zuckmayer, 1967: 414). *Das deutsche Volk* ist und war nie homogen. Die Bürger unterscheiden sich aufgrund ihrer Milieuzugehörigkeit. Gemeinsamkeiten ergeben sich nicht aufgrund einer Volkszugehörigkeit, sondern aufgrund der Zugehörigkeit zum gleichen Milieu.

Von der Soziologie zum Theater: Das Milieu auf der Bühne

Statt in jedem seiner Stücke das gleiche Milieu zu dramatisieren, stellt Zuckmayer bei jedem der drei Volksstücke, die hier untersucht werden sollen, ein jeweils anderes Milieu vor. Zusammengenommen ergeben die drei Stücke ein Milieupanorama: Vom reichen Gutsbesitzer über das fahrende Zirkusvolk bis hin zum Ex-Sträfling werden unterschiedliche Milieus innerhalb einer Gesellschaft gezeigt.

Zuckmayer beschäftigte sich mit genuinen Fragestellungen der Soziologie. Bereits vor seiner Studienzeit las er „die Klassiker des Sozialismus, aber auch die Bücher des ‚sozialliberalen‘ Max Weber“ (Bauer, 1970: 21). Während des Studiums in Heidelberg besuchte Zuckmayer Vorlesungen bei Max und Alfred Weber (Ott / Pfäfflin, 1996: 40; Korte, 2011: 124). Darüber hinaus nahm Zuckmayer an Alfred Webers Soziologen-Klub teil (Ott / Pfäfflin, 1996: 45). Demnach war Zuckmayer für Gesellschaftsbeschreibungen sensibilisiert und mit dem soziologischen Milieubegriff vertraut.

In Zuckmayers Stücken sind die Protagonisten in ihr jeweiliges Milieu eingebunden. Auch wenn sie danach streben, sich außerhalb des Milieus, in dem sie zu Beginn des Stücks verortet werden, neu zu positionieren, schaffen sie es, wenn überhaupt, nur für einen kurzen Moment aus diesem angestammten Milieu auszubrechen.

In *Der fröhliche Weinberg* will der Weingutbesitzer Gunderloch anfangs sein Gut verkaufen, um auf einen Alterssitz zu ziehen. Im Verlauf der Handlung stellt er jedoch fest, dass dies gegen seine Natur ist (Engelsing-Malek, 1960: 13). In *Katharina Knie* unternimmt die Titelheldin, eine Artistentochter, ebenfalls Anstrengungen, vom Milieu der fahrenden Schausteller dauerhaft ins bürgerlich-sesshafte Milieu zu wechseln. Durch ihre Verlobung mit dem Gutsbesitzer Rothacker wird ihr dazu eine Perspektive eröffnet. Doch Katharina ist sowohl emotional als auch sozial so im Zirkusmilieu verhaftet, dass sie den Übergang ins bürgerliche Milieu nicht vollziehen kann. In *Der Hauptmann von Köpenick* versucht Wilhelm Voigt vom kriminellen Milieu zurück ins bürgerliche Milieu zu finden. Auch dieser Versuch, dauerhaft in einem anderen Milieu als dem angestammten zu existieren, scheitert.

Émile Durkheims Theorien scheinen besonders geeignet für die Milieubeschreibung von Zuckmayers frühen Volksstücken, da Durkheim ein Pluralitätskonzept der Gesellschaftsbeschreibung verfolgt (Terrier, 2013: 121), das der Diversität der Dramen gerecht wird, gegenüber dem im Naturalismus wirksam gewordenen Milieubegriff Hippolyte Taines geht Durkheim von einer historischen Entwicklung der Milieus und einer damit verbundenen individuellen Persönlichkeitsformung aus, wodurch er die Idee einer nationalen Konstante in der Prägung durch Milieus zurückweist (ebd.: 141 ff.). Durkheim wie auch Zuckmayer gehen nicht von homogenen Sozialstrukturen aus.

Die pluralistische Konzeption Durkheims wirkt nach: Milieu wird auch in der heutigen soziologischen Forschung als die „Gesamtheit der Lebensumstände eines Individuums oder einer Gruppe“ verstanden (Hamann, 1997: 433). Das Milieu bezeichnet folglich die aus vielfältigen Faktoren bestehende Lebenswelt eines Menschen. Die gleiche Lebensrealität wird von mehreren Personen geteilt. Die einzelnen Faktoren setzen sich aus den Familienbeziehungen, dem Beruf und dem damit verbundenen Arbeitsumfeld sowie dem Wohnort des Individuums zusammen. Milieus sind demnach soziale Subsysteme des Zusammenlebens von Menschen. Das Individuum wird sozial an das jeweilige Milieu gebunden und gleichzeitig von Personen oder Gruppen, die zu anderen Milieus gehören, abgegrenzt (Vester, 2014: 310). Die Bindung an ein Milieu geschieht nach Durkheim durch soziale Beziehungen, die auf den Gemeinsamkeiten der Milieumitglieder beruhen:

Sobald im Schoß einer politischen Gesellschaft eine bestimmte Anzahl von Individuen Ideen, Interessen, Gefühle und Beschäftigungen gemeinsam haben, die der Rest der Bevölkerung nicht mit ihnen teilt, ist es unvermeidlich, daß sie sich unter dem Einfluß dieser Gleichartigkeit wechselseitig angezogen fühlen, daß sie suchen, in Verbindung zu treten, sich vereinen und auf diese Weise nach und nach eine engere Gruppe bilden, die ihre eigene Physiognomie innerhalb der allgemeinen Gesellschaft besitzt. (Durkheim, 1988: 55)

Durkheim fasst hier einen festen Bestandteil des menschlichen Zusammenlebens in Worte: Menschen fühlen sich unweigerlich Menschen, die Mitglieder des gleichen Milieus sind, näher als anderen Menschen in der Gesamtgesellschaft, die eine Position außerhalb des eigenen Milieus haben. Die Ähnlichkeit der Lebenslage umschreibt, was durch den Milieubegriff zusammengefasst wird. Die Zugehörigkeit zu einem Milieu prägt die Identität von Individuen. Aus den Unterschieden zu anderen Milieus und den Gemeinsamkeiten innerhalb eines Milieus konstruiert sich die jeweilige Kollektividentität. Diese Kollektividentität bewirkt zum einen, dass sich die Mitglieder mit ihrem Milieu identifizieren, und zum anderen sorgt sie dafür, dass die Werte und Normen, die innerhalb desselben gelten, von den Milieuzugehörigen verinnerlicht werden (ebd.: 55 f.). Die Kraft des Milieus beeinflusst das Individuum also zweifach: Personen sind durch äußere Umstände einem Milieu zugehörig, zugleich haben sie diese Zugehörigkeit mit den Normen dieses Milieus internalisiert.

Dieses Milieukonzept Durkheims ist auf Zuckmayers frühe Volksstücke anwendbar. Seine Dramen leben von der Verortung in Milieus, und seine Dramenfiguren sind durch ihre Milieugebundenheit gekennzeichnet. Allerdings handelt es sich bei Zuckmayers Volksstücken nicht um naturalistische Dokumentationen, sondern sein Personal ist fiktional. Folglich muss das

Milieukonzept aus der Soziologie in die Literaturwissenschaft übertragen werden.² Die vom Autor geschaffene Welt setzt sich aus dem konkreten Raum und dem sozialen Strukturgefüge des Milieus, das die Bühne belebt, zusammen.

Dem Subsystem Milieu innerhalb einer Gesellschaft kommen wichtige Funktionen zu: Milieus schaffen durch äußere Umstände, wie Wohnort, Beruf oder allgemeine soziale Lage und soziale Beziehungen des Individuums, kleinere Einheiten in der Gesamtgesellschaft, die identifikatorisch auf deren Mitglieder wirken. Die Mitglieder eines Milieus sind nicht nur diesem Milieu zugeordnet, sondern sie fühlen sich diesem Milieu zugehörig. Das äußert sich in dem Maß an Identifikation, das dem Milieu entgegengebracht wird und in der Verinnerlichung der milieu-internen Normen.

Im Theater erfüllt das Milieu zusätzlich zu dessen Mechanismen nach Durkheim eine weitere, wichtige Funktion – und zwar für den Zuschauer: Das Milieu „trägt und vermittelt mehr oder weniger unbewusste Informationen über Figuren, über das Verhältnis dieser Figuren zueinander, über Zusammenhänge [und] Eigenheiten“ (Otte, 2013: 10). Durch die Zuordnung des Personals zu einem Milieu oder auch unterschiedlichen Milieus wird Bedeutung konstruiert. Zudem erhalten die Dramatis Personae tiefere Charakteristiken, denn die Zuschreibung einer Figur zu einem Milieu impliziert bestimmte Eigenschaften, Verhaltensmuster und Einstellungen. Diese Informationen helfen wiederum dem Zuschauer, das Geschehen besser einzuordnen.

Ausgehend von dieser Funktionalisierung des Milieus in Film, Theater und Literatur entwickelte Otte eine literaturwissenschaftliche Definition des Milieus:

Das Milieu ist die Gesamtheit der Merkmale, die zusammenhängende Informationen über das wechselseitige Verhältnis einer Figur zu anderen Figuren und dem Raum ausdrücken oder nahelegen. Diese Informationen beruhen auf existierenden oder unterstellten sozial relevanten Gegebenheiten mehrerer Figuren. (Otte, 2013: 40)

Das Milieu wird hier als ein soziales Feld verstanden, in dessen Spannungsverhältnis sich der Protagonist befindet. Zusätzlich zu diesen werkimmanenten Gegebenheiten schließt der Zuschauer Informationslücken durch die Aktivierung von bereits erworbenem, idealtypischem Wissen über das dargestellte Milieu. Aus der Einbindung des Personals in ein Milieu und dem Zuschauer bekannter Milieucharakteristiken entsteht im Kopf des Zuschauers ein Bild der Welt, die auf der Bühne erschaffen wird.

² Die soziologischen Milieukonzepte werden von Otte als Grundlage für eine literatur- und medienwissenschaftliche Definition des Milieus angesehen (2013: 29).

Es lässt sich also festhalten, dass das Milieu im Theater zweifach funktionalisiert wird: Zum einen hat es eine Innenwirkung auf das Stück selbst. Das Milieu übt auf das Personal eine ähnliche Wirkung aus wie auf nicht-fiktionale Personen. Durch die Einbindung in ein Milieu wird die soziale Position der Figur innerhalb der Gesellschaft konkretisiert und ihr dadurch eine glaubhafte Identität gegeben. Zum anderen wird durch die Milieukomponente erreicht, dass der Zuschauer die dramatisierte Welt durch selbständiges Ergänzen von ihm bekannten Informationen über jeweilige Milieus vervollständigt (vgl. Betsch et al., 2011: 31).

Carl Zuckmayers Bühnenmilieus

Die Protagonisten in Zuckmayers Volksstücken sind untrennbar mit ihrem Milieu verbunden, was die Milieuanalyse besonders interessant macht: Wie steht der Protagonist im Verhältnis zu seinem Milieu und inwieweit wird er durch selbiges definiert? Des Weiteren stellt sich die Frage, wodurch diese Bindung an das Milieu in den Stücken entsteht.

Daher werden im Folgenden nicht nur die einzelnen Milieus der Stücke, sondern auch die Motivierung der Bindung der Protagonisten an diese Milieus behandelt. Abschließend werden die damit einhergehenden sozialkritischen Implikationen herausgearbeitet.

Der fröhliche Weinberg:

Das ländliche Weingutsmilieu als Folie für Sozialkritik

Laut Regieanweisung ist der örtlich-zeitliche Rahmen „in Rheinbessen, im Weinbergsst“ (Zuckmayer, 1996: 6). Damit ist auch der Wohnort des Weingutbesitzers Jean Baptiste Gunderloch definiert. Die Gegend um den Weinberg wirkt auf die städtischen Kaufinteressenten idyllisch, was mit Floskeln zum Ausdruck gebracht wird:

FRAU RINDSFUSS Die lohnende Aussicht, wo man hier hat! Und die erhebende Natur! Seht nur, wie der Rhein fließt!

HAHNESAND Ja, er kann's nit lasse.

FRÄULEIN STENZ Wirklich, eine hochromantische Natur! (ebd.: 7)

Zuckmayer spielt hier mit der Neuentdeckung des Bekannten, denn „schließlich lebt das Stück durch die besondere Art des dargestellten Milieus, das dem des Zuschauers bzw. Lesers zumeist nicht identisch, das für ihn aber vorstellbar und einsichtig ist“ (Sudhof, 1973: 68). Der Zuschauer kann sich unter dem von Zuckmayer entworfenen ruralen Milieu bereits etwas vorstellen, ohne

dass die genauen Gegebenheiten erläutert werden. Diese Welt funktioniert eigenständig, ohne den Bezug zur Gesamtgesellschaft herstellen zu müssen.

Doch nicht nur der Schauplatz der Handlung wird in der ersten Szene des ersten Aktes eingeführt. Der Protagonist wird gleich verortet: „In aller Mitte Jean Baptiste Gunderloch“ (Zuckmayer, 1996: 7). Als Weingutbesitzer kommt ihm eine zentrale Rolle im ländlichen Milieu zu: Zum einen schafft der Weinbau Arbeitsplätze und zum anderen bringt ihm diese Sonderkultur Reichtum. Mit dem Kauf des Weinguts würde demnach nicht nur das bloße Gut in den Besitz des Käufers übergehen, sondern auch die jetzige Position Gunderlochs als einflussreichster Mann in der Gegend – auch wenn nur die Hälfte des Weinguts zum Verkauf steht. Die Positionierung Gunderlochs in der Mitte der (Dorf-) Gesellschaft in der Anfangsszene symbolisiert seine Stellung innerhalb des Milieus und bleibt das ganze Stück hindurch maßgebend.

Das gesamte Personal in *Der fröhliche Weinberg* ist heterogen konzipiert (Wagener, 1973: 47): Vom eben beschriebenen Weingutbesitzer über den Dorfwirt, den Schiffer Jochen, Weinhändler, Beamte, Veteranen, Weinbauern, Musikanten bis hin zu Polizisten sind viele verschiedene Berufsgruppen vertreten. Dies illustriert die Diversität des ländlichen Milieus – und doch hat jede Figur ihren festen Platz. Die Verankerung im Weingutsmilieu fußt auf dem Netzwerk sozialer Beziehungen zwischen den einzelnen Figuren. Gunderloch ist aufgrund seiner wirtschaftlichen Vormachtstellung im Zentrum, um das sich die Weinhändler und der Dorfwirt gruppieren. Der Dorfwirt wiederum bietet mit seiner Lokalität einen Ort, an dem sich alle Mitglieder des Milieus zu Festen treffen. Annemarie ist Gunderlochs Haushälterin, deren Bruder eine Liebesbeziehung zu Gunderlochs Tochter unterhält.

Lediglich Klärchens Verehrer und Weingutsinteressent Knuzius fällt aus dem Rahmen, da er nicht Teil des Milieus ist. In der Figur des städtischen Burschenschafters Knuzius wird „die Distanz zwischen den zum Weinberg gehörenden Einheimischen und den eher Außenstehenden und Fremden sehr deutlich“ (Fürstenberg, 1996: 35). Diese Stellung außerhalb des Milieus besetzt er auch am Ende des Stücks. Er zieht sich gedemütigt aus dem Weingutsmilieu zurück. Während der engere Kreis um Gunderloch fest im Milieu verankert ist, findet Knuzius darin keinen Platz.

Gunderloch hingegen ist im Weingutsmilieu fest verwurzelt. Während er zu Beginn des Stücks noch die Hälfte seines Weinguts verkaufen will, um sich auf einen Alterssitz zurückzuziehen, sieht er am Ende ein, dass er in sein angestammtes Milieu gehört. Zuckmayer rekurriert auf das Weingutsmilieu abweichend von naturalistischer Programmatik nicht als Mittel, um die Determiniertheit des Personals zu zeigen, sondern zu Darstellung einer eigenen Welt. Das Weingutsmilieu, das als Mikrokosmos abseits der Gesamtgesellschaft existiert und doch nicht von den zeithistorischen Entwicklungen losgelöst ist, erfährt innerhalb des Stücks eine wichtige Funktionalisierung. Es

wird als Raum der Kritik gegen rassistische Ideologien gebraucht. Das auf den ersten Blick derbe Volksstück mit vielen komischen Elementen bezieht sich durch und durch kritisch auf die politische Realität der Weimarer Republik (Mettenberger, 1992: 40). Besonders evident wird dies in der Misthaufenszene. Nach einer durchzechten Nacht schläft Knuzius volltrunken auf Gunderlochs Misthaufen ein, wo er am nächsten Morgen „voll Mist und Stroh und schrecklich deformiert“ vor den Augen seiner Ex-Verlobten Klärchen, ihrem Vater, dem Schiffer Jochen und dessen Schwester Annemarie aufwacht (Zuckmayer 1996: 52). Aus dem Bild des sonst so vornehmen Stadtmenschen Knuzius, der verkatert, stinkend und sichtlich verwirrt aus dem Misthaufen emporsteigt, wird schwankhafte Komik evoziert.

Diese Komik hat jedoch keine rein unterhaltende Funktion: Knuzius fungiert als Vertreter des frühen Nationalsozialismus (Trabusch / Zipfel, 2009: 756), dessen Ideale er vertritt und dessen Rhetorik er gebraucht. So bezeichnet er beispielsweise Babettchen als „Germanentochter“ (Zuckmayer 1996: 43) oder beschwört „die Gesundung unseres Volkes im Hinblick auf seine Tugend, Wehrhaftigkeit, Sauberkeit, Pflichttreue und Rassenreinheit“ (ebd.: 56). Dadurch, dass Knuzius im Verlauf des Stücks zu einer immer lächerlicheren Figur wird, wird auch die nationalsozialistische Weltanschauung, für die er steht, dekonstruiert. Zuckmayer demonstriert mit der außerhalb des Milieus positionierten Figur, wie verachtenswert der Nationalsozialismus ist. Diese Verurteilung wird durch Gunderloch bekräftigt, indem er sich explizit gegen Antisemitismus ausspricht (Trabusch / Zipfel, 2009: 756): Denn „die Judde [...] sind zwar beschnitte, sonst aber Mensche wie wir“ (Zuckmayer 1996: 25).

***Katharina Knie*: das Artistenmilieu als Distanzierung von der Blut- und-Boden-Ideologie**

Im Unterschied zum scheinbar vertrauten ländlichen Milieu in *Der fröhliche Weinberg* entführt Zuckmayer den Zuschauer in *Katharina Knie* in ein fremdes, exotisches Milieu. Das Stück „handelt von Außenseitern; es ist eine ganz auf private Konflikte konzentrierte anrührende Geschichte vom schwierigen Leben einer Artistenfamilie“ (Pauli, 2015: 233).

Das Milieu der fahrenden Artisten schließt nur wenige Personen ein: den Zirkusdirektor Karl Knie, seine Tochter Katharina, die Artisten Fritz und Lorenz Knie, den Luftakrobaten Ignaz Scheel, den Clown Julius Schmittolini, die Kassiererin und Haushaltskraft Bibbo, die Seiltänzerfamilie Eichel und den Italienerjungen Mario. Der Zusammenhalt innerhalb des dargestellten Milieus lässt sich zum einen aus der geringen Größe ableiten. Zum anderem ist die intensive Bindung an das Milieu durch die Wohnsituation der Artistengruppe zu erklären. Gewerbsmäßig müssen sie durch das ganze Land ziehen,

um mit den Vorstellungen ihren Lebensunterhalt zu verdienen: „Zu lang am gleiche Platz, das tut nit gut in der Arbeit“ (Zuckmayer, 1950: 107). Sie sind immer gemeinsam unterwegs, und die Wohnwagensiedlung, die an den Gastorten aufgestellt wird, ist in sich geschlossen:

Die Wohn- und Transportwagen der Truppe sind so aufgefahren, daß sie den vorderen Teil der Bühne nach hinten und nach der Seite abschließen und dadurch einen besonderen Raum schaffen. (ebd.: 77)

Was Zuckmayer im Paratext zum Bühnenbild als ‚besonderen Raum‘ beschreibt, verbildlicht die Geschlossenheit des Schaustellermilieus in *Katharina Knie*, die auch Notzeiten überstehen hilft.

Schwierig ist das Leben der Artisten, weil sich ihr ‚Handwerk‘ immer mehr zur brotlosen Kunst entwickelt. Während der Inflation ist es für das „Kunschtetablissement“ besonders hart, da kaum Sitzplätze für die Vorstellung verkauft werden (Zuckmayer, 1950: 91). Trotz der schlechten Perspektive gibt es für die Mitglieder des Artistenmilieus keine Alternative zu ihrem Lebensentwurf. Die Motivation, beim Zirkus zu bleiben, rührt vom starken Zugehörigkeitsgefühl zum Milieu her: „Mir lebe für die Kunscht un sterbe für die Kunscht, un wenn mir nix zu esse hawwe, dann schnalle mir die Gürtel enger un beiße die Zähn samme un arbeite, un das geht niemand was an“ (ebd.: 93). Was der Zirkusdirektor Knie hier formuliert, ist die Devise des Milieus. Der Verbleib im Milieu wird zum Selbstzweck, für den es sich lohnt, Entbehrungen in Kauf zu nehmen. Die Mitglieder des Zirkus definieren sich über dieses Milieu und die damit verbundene Lebensführung. Artist zu sein ist nicht lediglich ein Beruf. Das sesshafte Dasein ist den Zirkusartisten zuwider. Auch eine Umstellung auf Filmvorführungen wird abgelehnt, da dies eine Abwendung von den milieueigenen Kunstformen darstellen würde.

Einzig Katharina entfernt sich vom Milieu – wenn auch nur für kurze Zeit. Sie steht während des kompletten Stücks im Konflikt zwischen zwei Lebensentwürfen: Zum einen ist sie im Artistenmilieu groß geworden; das Milieu ist daher Teil ihrer Identität. Zum anderen spielt sie mit dem Gedanken, aus ihrem angestammten Milieu auszubrechen. Dadurch ergibt sich ein Konflikt zwischen ihrer Verpflichtung dem Artistenmilieu gegenüber und ihrem persönlichen Wunsch, ein sesshaftes Leben zu führen (Mews, 1981: 50; Wagener, 2000: 255). Katharina gerät in Verkenning der realen Lebensumstände der Bauern regelrecht ins Schwärmen über deren Existenz: „Das muß e Lebe sein! Die brauchen doch gar kei Geld! Dene wächst alles in de Mund“ (Zuckmayer, 1950: 107). Durch die Beziehung zum Landwirt Rothacker wird ihr eine Perspektive auf einen Milieuwechsel eröffnet, den sie jedoch nicht vollzieht.

Letztendlich kehrt Katharina in ihr Milieu zurück, um nach dem Tod ihres Vaters die Rolle der Zirkusdirektorin zu übernehmen. Das Artistenmilieu hat

eine derartige Bindungskraft, dass es nicht verlassen werden kann. Der Clown Julius beschreibt dieses Verhältnis von Milieu und Individuum im letzten Akt des Stücks:

Un so is es auf der Welt, daß ma bleibt, was ma is, [...] da könnt ihr laufe so weit ihr wollt, da bleibt ihr doch immer hänge an der große heimliche Nawwelschnur, die kann kei Hebamm nit abzwicke und kei Doktor nit wegschneide. (ebd.: 168)

Weil der Artistenzirkel von Berufs wegen keinen festen Wohnsitz hat, ist das Schaustellermilieu nicht örtlich zu verankern – und das gibt dem Artistenmilieu einen politischen Bedeutungsgehalt. Die Artisten haben kein festes Zuhause, sondern fahren mit ihren Wohnwagen durch das ganze Land: „Unsereriner kommt überall herum, un hat überall Erd unter de Füß, un da denkt man halt: Land is Land“ (ebd.: 119). Halt finden die Schausteller durch das Netzwerk innerhalb ihres Milieus. Durch die Loslösung des Zugehörigkeitsgefühls von einem konkreten Ort wird der Gegensatz zur nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie akzentuiert. Was in *Der fröhliche Weinberg* noch als konkrete Kritik geäußert wurde, wird in *Katharina Knie* veranschaulicht: Die Identität von Menschen hängt nicht von einem Ort ab, sondern vom Milieu, dem sich das Individuum verbunden fühlt.

Der Hauptmann von Köpenick: das Milieu als Gefängnis

Die Besonderheit des Dramas *Der Hauptmann von Köpenick* ist die „Ausmalung unterschiedlicher Milieus“ (Sudhof, 1973: 71). In dem Volksstück wird nicht nur ein Milieu ausführlich behandelt, wie in *Der fröhliche Weinberg* und *Katharina Knie*, sondern gleich zwei: das bürgerliche und das (klein-) kriminelle. Zu Beginn des Stücks wird der Protagonist, Wilhelm Voigt, aus dem Gefängnis entlassen. In jungen Jahren hatte er einen einfachen Weg gesucht, an Geld zu kommen, um seine Freundin zurückzugewinnen. Er verließ dabei durch eine Posturkundenfälschung die Handlungsnormen des bürgerlichen Milieus. Seither ist Voigt nicht mehr dem bürgerlichen Milieu, sondern dem (klein-) kriminellen Milieu zuzuweisen. Allerdings fühlt sich der Protagonist diesem Milieu – anders als Katharina Knie und Jean Baptiste Gunderloch – nicht zugehörig. Die Zuordnung zum Milieu erfolgt bei Voigt ausschließlich aufgrund von äußeren Faktoren. Voigt ist im Milieu gefangen und will mit allen Mitteln daraus ausbrechen. Nach seiner Entlassung steht er vor der Aufgabe, sich in der Welt außerhalb der Gefängnismauern zurechtzufinden. Voigt verfolgt dabei das Ziel, sein Leben im bürgerlichen Milieu wiederherzustellen statt im kriminellen Milieu zu verbleiben.

Voigt ist ein Mensch ohne soziales Netzwerk. Sein einziger Freund ist Karl, den er aus der gemeinsamen Zeit hinter Gittern kennt. Aufgrund seiner

Vergangenheit ist Karl ebenfalls dem kriminellen Milieu zugehörig. Zusätzlich dazu pflegt Voigt Beziehungen ins bürgerliche Milieu, für das seine Schwester steht, die er seit seiner ersten Verurteilung nicht gesehen hat. Als Voigt sie besucht, wird er sehr freundlich aufgenommen.

Der Einblick in das bürgerliche Milieu verstärkt zum einen Voigts Sehnsucht nach einem Milieuwechsel, weil ihm das bürgerliche Milieu „jemütlich“ (Zuckmayer, 2015: 66) erscheint. Zum anderen versichert ihm sein Schwager, dass Voigt seine Vergangenheit hinter sich lassen und wieder ins bürgerliche Milieu zurückfinden könne. Das gibt dem Protagonisten seinen Glauben an eine bessere Zukunft zurück:

HOPRECHT [...] Ick meine nur: was jewesen is, is jewesen. Jetzt stell dir man auf de Hinterbeine und halt'n Kopp oben.
VOIGT Det mach ick, Friedrich, Verlaß dir drauf [...]
HOPRECHT Schwamm drüber, und Augen gradeaus! Die Beene jehn schon von selbst!
VOIGT Ick wer's schon schaffen, Friedrich! (ebd.: 17)

Hoprecht spricht Voigt Vertrauen in einen Neuanfang zu. Bestärkt dadurch, dass ihn sein Schwager im bürgerlichen Milieu akzeptiert, fasst Voigt neuen Mut, endlich den Wechsel ins bürgerliche Milieu zu vollziehen.

Auf der anderen Seite wird Voigt von Karl dazu angestiftet, in alte Handlungsmuster zurückzufallen. Karl suggeriert Voigt, dass der Verbleib im kriminellen Milieu die bessere Alternative darstellt: „Ick wer'n Ding drehn – soon Ding – und denn ha'ck forn paar Jähreken ausjesorcht“ (ebd.: 22). Der einfachere Lebensentwurf ist auch für Voigt verlockend:

VOIGT [...] Wennste 'n Ding drehn willst, 'n richtiges Ding großes Ding – davor mußte 'n Kopp haben, den haste nich. Det mußte janz genau wissen, vastehste? Ick wisste schon – *Verstummt, lächelt.*
KALLE Wat weeßte?
VOIGT *gibt keine Antwort, wiegt lächelnd den Kopf.*
KALLE De weeßt ja ooch nischt.
[...]
VOIGT *schüttelt den Kopf.* Nee nee – ick probier's nochmal in sone neie Schuhfabrik. (ebd.)

Voigt ist innerlich zwischen den Lebensentwürfen des kriminellen und des bürgerlichen Milieus hin- und hergerissen. Die Handlungsmuster des ersteren bleiben für ihn eine Alternative. Trotzdem wirkt seine ursprüngliche Sozialisierung im bürgerlichen Milieu nach; Voigt hat dessen Normen verinnerlicht. Obwohl ehrliche Arbeit für ihn höherwertig als rechtswidriges Handeln ist, hat Voigt dem kriminellen Milieu nicht den Rücken gekehrt.

Voigt ist also in keinem Milieu eindeutig verhaftet. Sein Schwager und seine Schwester versuchen ihn zum Wechsel ins bürgerliche Milieu zu ermutigen. Im Gegensatz dazu fördert Karl den Verbleib Voigts im kriminellen Milieu. Ein Netzwerk, das Voigt klar in einem bestimmten Milieu positioniert, fehlt ihm.

Analog zur Milieukonzeption Durkheims spielt die Profession auch im *Hauptmann von Köpenick* eine entscheidende Rolle. Denn „der Beruf ist natürlich de Hauptsache“ (ebd.: 27). Durch anständige Arbeit gibt man dem Leben einen Sinn und erlangt gesellschaftliches Ansehen.

Dem Militär wird dabei eine besondere soziale Funktion beigemessen: Die Armee sorgt nicht nur in Kriegszeiten für den Schutz der Bevölkerung, sondern bewahrt „auch in Friedenszeiten unsre sittliche Festigkeit und unsre körperliche und geistige Gesundheit“ (ebd.: 60 f.). Der Militärdienst wird als Dienst am ganzen *Volk* verstanden. Dieses Prestige des Militärs ist in der dramatischen Welt so ausgedehnt, dass auch das zivile Leben vom Militarismus eingenommen ist: „Alle Generationen und die unterschiedlichsten Bevölkerungsschichten sind davon beherrscht“ (Dimter, 1996: 356). Das geht so weit, dass nur Menschen eine Anstellung finden, die gedient haben.

Voigt ist zwar gelernter Schuster, kann aber aufgrund seiner kriminellen Vergangenheit, die ihn vor bürokratische Hürden stellt, und des Umstands, dass er nicht als Soldat gedient hat, nicht in seinem Beruf arbeiten. Obdachlosigkeit ist die Folge, und Gaunereien sind die einzige Einnahmequelle Voigts.

Zusätzlich werden die Milieudeterminanten in *Der Hauptmann von Köpenick* um den Faktor der Kleidung, die in *Katharina Knie*³ und *Der fröhliche Weinberg* nicht als Thema aufgegriffen wird, erweitert. Es gilt die Devise: „Kleider machen Leute“ (Zuckmayer, 2015: 56). Gepflegte Kleidung ist wichtig, um in der Gesellschaft akzeptiert zu werden. So rät Voigt seinem Freund Karl: „Bleib in Schale, Mensch!! Ick kann dir sagen, Schale is allens. Wenn de mal so rumloofst als wie icked – denn is nischt mehr zu wollen“ (ebd.: 21).

Im Verlauf des Stücks wird evident, „daß die Uniform [...] die alles bestimmende Größe ist, nicht der Mensch, der sie trägt. Sie entscheidet über gesellschaftliches Sein oder Nichtsein“ (Dimter, 1996: 359). Zusätzlich wird die Macht der Uniform an allen Schauplätzen demonstriert (Hein, 1989: 57 f.). Die Uniform ist das Symbol eines die Herkunft des Einzelnen nivellierenden Milieus. Diese Erkenntnis will der Protagonist dazu nutzen, ins bürgerliche Milieu zu wechseln:

³ Katharinas „Flitterleibche“ (Zuckmayer, 1950: 123) kann zwar als milieutypisches Kleidungsstück angesehen werden, aber nicht jedes Mitglied des Artistenmilieus trägt zwingend milieuspezifische Kleidung.

Seine Einsicht, daß nicht der Mensch die Ordnung bestimmt, sondern daß die Uniform, also die äußere Rolle allmächtig ist, führt ihn dazu, die Gesellschaft mit ihren eigenen Mitteln zu schlagen und – wenn auch nur für kurze Zeit – eine Rolle zu spielen. (Wagener, 1988: 235)

Durch das Tragen einer Hauptmannsuniform vollzieht Voigt einen äußerlichen Milieuwechsel, denn seinen Befehlen wird Folge geleistet. Im Kern bleibt seine Zugehörigkeit zum kriminellen Milieu allerdings erhalten. Mehr noch: Die Zugehörigkeit zum kriminellen Milieu wird durch den Missbrauch des Milieusymbols ‚Uniform‘ verstärkt. In der dramatischen Handlung wird diese Theorie dadurch bestätigt, dass Voigt durch seine Köpenickade trotzdem nicht an einen Pass gelangt. Er scheitert wieder an einer bürokratischen Hürde: Das Rathaus in Köpenick hat keine Passabteilung. Der Plan, an die Eintrittskarte ins bürgerliche Milieu, den Pass, zu kommen, und so den Milieuwechsel vollziehen zu können, misslingt.

Der Protagonist wird somit als Milieugefangener dargestellt, der dieser Situation nur durch eine Ausreise aus der Weimarer Republik entkommen kann: „Wenn ick keene Meldung kriege und nich hier bleiben darf, denn will'ick wenigstens 'n Paß haben, det ick raus kann“ (Zuckmayer, 2015: 18). Da Voigt nicht aus Deutschland ausreisen darf, wodurch sich milieudeterminierende Faktoren wie berufliche Tätigkeit, Wohnsituation und soziale Beziehungen ändern würden, verbleibt Voigt im kriminellen Milieu:

Immer will man ihn ausweisen, nirgends hat er ordentliche Papiere, keiner gibt ihm Arbeit. Es ist ein verhängnisvoller Kreislauf vieler vor dem Gesetz schuldig gewordener: kein Zuhause – keine Papiere – keine Arbeit – neue Kriminalität. (Pauli, 2015: 250 f.)

Voigt kann weder nach Bukarest ausreisen, um wieder in der Schuhfabrik zu arbeiten, noch in seiner Heimat ein neues Leben aufbauen. Der Rückgriff auf Handlungsmuster des kriminellen Milieus ist immer nur eine scheinbare Lösung, um seine Lage zu verbessern. Letztendlich wird Voigt durch jede Straftat fester in einem Milieu verankert, dem er nicht angehören will.

Die Bedingungen für den Wechsel ins bürgerliche Milieu sind klar: „Zum Menschen gehören Ausweispapiere, Beruf [...] und am besten Uniform, nur mit diesen Mitteln kann man ein ordentlicher Mensch werden“ (Hein, 1989: 65). Das Prädikat ‚ordentlich‘ ist hierbei der Existenz im bürgerlichen Milieu in Opposition zum kriminellen Milieu zuzuschreiben. Voigt erfüllt die Voraussetzungen für eine Zugehörigkeit zum bürgerlichen Milieu nicht: Er hat weder einen festen Wohnort noch eine Anstellung noch einen Pass.

Ist der Verbleib im Milieu in *Der fröhliche Weinberg* noch natürlich, bei *Katharina Knie* angesichts der Lage des Zirkus schon problematisch, so wird

die Milieugefangenheit Voigts im *Hauptmann von Köpenick* endgültig zum Problem. Die Milieukritik Zuckmayers bezieht sich also nicht auf das kriminelle Milieu, dem der Protagonist angehört. Voigt wird als ‚Systemopfer‘ dargestellt, das aufgrund seiner Herkunft aus dem kriminellen Milieu kein Mitglied der Gesellschaft werden kann (Wagener, 2000: 255). Voigt gerät nicht aufgrund zwischenmenschlicher Differenzen in Konflikte, sondern aufgrund der Opposition zwischen bürgerlichem und kleinkriminellem Milieu. Zuckmayers

Angriff ist nicht auf den einzelnen Menschen gerichtet, [...] sondern nur auf das System selbst, das so von dem falschen Prinzip der im Militärischen verankerten Ordnung besessen ist, daß er das Wohl des einzelnen darüber vergißt. (Wagener, 1988: 233)

Das Volksstück als bloße Militarismuskritik zu deuten, wäre also zu kurz gegriffen. Der Militarismus der Gesellschaft wird dahingehend kritisiert, dass er ein Wertesystem stabilisiert, das die Unantastbarkeit der Menschenwürde antastbar macht.

Zuckmayer führt dem Zuschauer mit seinem Volksstück die Gefahr einer sozialen Ordnung vor Augen, die von einer homogen zusammengesetzten Bevölkerung ausgeht. Das Missachten der Diversität innerhalb einer Gesellschaft führt dazu, dass das sich „zum Wohle des Volksganzen“ erdachte Kollektiv gegen den Einzelnen wendet, der nicht dem dominanten Milieu angehört (Zuckmayer, 2015: 18). „Recht und Ordnung“ wird in Unrecht und Perspektivlosigkeit verkehrt. (ebd.: 100). *Das Volk* wird dem Individuum entgegengesetzt.

Zuckmayers Dekonstruktion *des Volks*

Zuckmayer entscheidet sich in einer Zeit, in der nationalistische Parolen immer lauter werden, für die Gattung des Volksstücks. Was auf den ersten Blick wie eine Unterstützung der Blut-und-Boden-Ideologie erscheint, ist in Wahrheit ein politisches Statement dagegen.

Diese These wird zum einen durch den Inhalt der Zuckmayer’schen Volksstücke bestätigt: In *Der fröhliche Weinberg* spricht sich der Protagonist Jean Baptiste Gunderloch nicht nur für Toleranz gegenüber Juden aus, sondern es wird auch die nationalsozialistische Ideologie lächerlich gemacht. In *Katharina Knie* dramatisiert Zuckmayer das Leben der fahrenden Zirkusleute. Das Ensemble des Zirkus Knie fühlt sich keinem konkreten Ort, sondern nur dem Artistenmilieu zugehörig. Der Protagonist in *Der Hauptmann von Köpenick* ist ein Mensch, der innerlich zwischen zwei Milieus oszilliert: dem bürgerlichen und dem kleinkriminellen. Wilhelm Voigt will seinem Milieu, dem kriminel-

len, nicht mehr angehören, bleibt jedoch darin gefangen. Auch das bürgerliche Milieu bleibt nicht unberührt von Kritik. Es ist vom Militarismus eingenommen, der alle Personen nach ihrem gesellschaftlichen Wert in eine Hierarchie einordnet.

Zum anderen wendet sich die Gattung des Volksstücks durch die Erneuerung um den Aspekt des Milieus gegen die nationalsozialistische Ideologie und tritt für die Anerkennung der sozialen Mannigfaltigkeit ein. In Zuckmayers Dramen ergibt sich die Gesellschaftsstruktur nicht aus einer staatlichen Ordnung, sondern aus Milieus, die durch jeweils gemeinsame Lebensumstände entstehen. Statt Homogenität zu präsentieren, zeigen seine Stücke Begebenheiten, die sich in jeweils anderen Milieus ereignen: In *Der fröhliche Weinberg* wird der Zuschauer ins rheinhessische Weingutsmilieu entführt. In *Katharina Knie* verspürt die gleichnamige Artistentochter Sehnsucht nach dem Wechsel vom Zirkusmilieu ins Bauernmilieu. In *Der Hauptmann von Köpenick* misslingt es Wilhelm Voigt, vom kriminellen Milieu ins bürgerliche Milieu zu transferieren. Dieses Fokussieren auf unterschiedliche Ausschnitte der Bevölkerung in Zuckmayers Stücken dekonstruiert die Idee eines homogenen Volksganzen.

Durch die Unterschiedlichkeit der Protagonisten sowie deren Lebensumstände kombiniert mit dem konsequenten Einsatz der Gattung des Volksstücks stellen Zuckmayers Dramen die Heterogenität der Gesellschaft heraus. Zuckmayers Volksstücke sind daher alles andere als „krudes, anspruchsloses Theater“ (Brecht, 1967: 1162), sie sind in hohem Maße politisch.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Zuckmayer, Carl (1950): „Katharina Knie“, in: ders. (Hrsg.): *Komödie und Volksstück. Der fröhliche Weinberg. Katharina Knie. Der Schelm von Bergen*, Gesammelte Werke Carl Zuckmayer, Frankfurt a. M.: Fischer, 75–175.
- Zuckmayer, Carl (1976): *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Zuckmayer, Carl (1996): „Der fröhliche Weinberg“, in: ders. (Hrsg.): *Der fröhliche Weinberg. Schinderhannes. Zwei Stücke*, Frankfurt a. M.: Fischer, 5–57.
- Zuckmayer, Carl (2015): *Der Hauptmann von Köpenick*, Frankfurt a. M.: Fischer.

Sekundärliteratur

- Aust, Hugo et al. (1989): *Volksstück. Vom Hanswurstspiel zum sozialen Drama der Gegenwart*, München: C. H. Beck.
- Bauer, Arnold (1970): *Carl Zuckmayer*, Berlin: Colloquium.
- Betsch, Tilmann et al. (2011): *Denken – Urteilen, Entscheiden, Problemlösen*, Berlin: Springer.
- Brecht, Bert (1967): *Schriften zum Theater 3*, Gesammelte Werke 17, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Dimter, Walter (1996): „Carl Zuckmayer: Der Hauptmann von Köpenick“, in: *Dramen des 20. Jahrhunderts, 1*, Stuttgart: Reclam, 345–372.
- Durkheim, Émile (1988): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Engelsing-Malek, Ingeborg (1960): „*Amor Fati*“ in *Zuckmayers Dramen*, Konstanz: Rosengarten.
- Fürstenberg, Friedrich (1996): „Entkrampfung. *Der Fröhliche Weinberg*. Zuckmayers Bild von Lebensfreude und Glück“, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft*, 17, 1. 29–36.
- Hamann, Rudolf (1997): „Milieu“, in: Reinhold, Gerd et al. (Hrsg.): *Soziologie-Lexikon*, München: R. Oldenbourg, 433.
- Hein, Jürgen (1989): „Zuckmayer *Der Hauptmann von Köpenick*“, in: Kieser, Harro (Hrsg.): *Carl Zuckmayer. Materialien zu Leben und Werk*, Frankfurt a. M.: Fischer, 9–28.
- Hintze, Joachim (1970): „Volkstümliche Elemente im modernen deutschen Drama. Ein Beitrag zur Theorie und Praxis des Volksstücks im 20. Jahrhundert“, in: *Hessische Blätter für Volkskunde*, 61, 11–43.
- Jacobius, Arnold John (1971): *Motive und Dramaturgie im Schauspiel Zuckmayers. Versuch einer Deutung im Rahmen des zwischen 1920 und 1955 entstandenen Gesamtwerkes*, Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Korte, Hermann (2011): *Einführung in die Geschichte der Soziologie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mettenberger, Wolfgang (1992): „Das Volksstück Carl Zuckmayers – eine Untersuchung über Wesen und Wirkung seines Werkes“, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft*, 13, 1, 36–52.
- Mews, Siegfried (1981): *Carl Zuckmayer*, Boston: Twayne.
- Müller, Gerd (1979): *Das Volksstück von Raimund bis Kroetz. Die Gattung in Einzelanalysen*, München: Oldenbourg.
- Ott, Ulrich / Pfäfflin, Friedrich (1996): *Carl Zuckmayer 1896–1977. „Ich wollte nur Theater machen“. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs in Verbindung mit der Stadt Mainz und dem Land Rheinland-Pfalz im Schiller-Nationalmuseum Marbach und im Rathaus der Stadt Mainz*, Stuttgart: Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar.
- Otte, Björn (2013): *Das Milieu im Fernsehkrimi. Am Beispiel der Krimi-Reihe „Tatort“*, Marburg: Tectum.
- Pauli, Manfred (2015): *Dem Volk aufs Maul geschaut: Dramaturgische Studien zu einem PRINZIP VOLKSSTÜCK in der deutschsprachigen Dramatik*, Schkeuditz: Schkeuditzer Buchverlag.
- Paulsen, Wolfgang (1967): „Carl Zuckmayer“, in: Mann, Otto / Rothe, Wolfgang (Hrsg.): *Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Strukturen und Gestalten. Band II: Gestalten*, Bern: Francke, 332–361.
- Schmitz, Thomas (1990): *Das Volksstück*, Stuttgart: Metzler.
- Schoeps, Karl-Heinz (1992): *Literatur im Dritten Reich*, Bern: Lang.
- Sudhof, Siegfried (1973): „Carl Zuckmayer“, in: von Wiese, Benno (Hrsg.): *Deutsche Dichter der Gegenwart. Ihr Leben und Werk*, Berlin: Erich Schmidt, 64–82.
- Terrier, Jean (2013): „Pluralität und Einheit. Zum Verhältnis von Pluralismus und Gesellschaftstheorie bei Émile Durkheim“, in: Bogusz, Tanja / Delitz, Heike (Hrsg.): *Émile Durkheim. Soziologie – Ethnologie – Philosophie*, Frankfurt: Campus, 119–147.
- Trabus, Markus / Zipfel, Frank (2009): „Volksstück“, in: Lamping, Dieter et al. (Hrsg.): *Handbuch der literarischen Gattungen*, Stuttgart: Kröner, 751–761.
- Vester, Michael (2014): „Milieu“, in: Endruweit, Günther et al. (Hrsg.): *Wörterbuch der Soziologie*, München: UVK Verlagsgesellschaft. 310–314.
- Wagener, Hans (1973): *Carl Zuckmayer*, München: C. H. Beck.
- Wagener, Hans (1986): „Vom metaphysischen und dichterischen Theater: Zuckmayers Dramentheorie“, in: Kieser, Harro (Hrsg.): *Carl Zuckmayer. Materialien zu Leben und Werk*, Frankfurt a. M.: Fischer.

Carl Zuckmayers Volksstücke und die Soziologie des Milieus

- Wagener, Hans (1988): „Mensch und Menschenordnung. Carl Zuckmayers ‚deutsches Märchen‘ ‚Der Hauptmann von Köpenick‘“, in: Freund, Winfried (Hrsg.): *Deutsche Komödien. Vom Barock bis zur Gegenwart*, München: Wilhelm Fink, 226–240.
- Wagener, Hans (2000): „Carl Zuckmayer (1896–1977)“, in: Allkemper, Allo / Eke, Norbert Otto (Hrsg.): *Deutsche Dramatiker des 20. Jahrhunderts*, Berlin: Erich Schmidt, 249–266.

„Denn dann war nur Klang in mir“ Die Verwandlung Russlands in ‚hörbare Landschaft‘. Rainer Maria Rilke und die russische Soundscape

Laura Klauer

Abstract: „Rilke und Russland“ präsentiert sich als ein literaturwissenschaftliches Gebiet, das im Hinblick auf Rilkes Gottesvorstellung und Kunstverständnis bereits ausführlich untersucht worden zu sein scheint. Betrachtet man das Thema jedoch in dem aktuellen Forschungsdiskurs, der sich intensiv mit Rilkes Musikvorstellung auseinandersetzt, eröffnet sich eine gänzlich neue Perspektive. Theoretische und ästhetische Überlegungen, autobiographische Zeugnisse sowie literarische Texte zeigen, dass sich Rilkes Kunstbegriff in jener Zeit signifikant erweitert: Seine Anschauungen zu Musik rücken in den Fokus und verdeutlichen, dass Rilkes poetologisches Prinzip ein primär akustisches ist. Mithilfe einer Soundscapeanalyse als einer neuen Form der Textanalyse wird versucht darzustellen, welche Geräusche, Töne und Klänge Rilke während seiner beiden Russlandreisen wahrnimmt und wie er diese klangästhetisch zu einer komplexen Soundscape Russlands verarbeitet.

Zur Person: Laura Klauer studierte BA Germanistik an der Universität Regensburg. Derzeit studiert sie Gymnasiallehramt für die Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde und MA Germanistik an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Bachelorarbeit. Betreuer: PD Dr. Thomas Martinec.

Schlagwörter: Soundscapeanalyse; Russland; Klanglandschaft; akustische Wahrnehmung; klangästhetische Umsetzung

„Dass Rußland meine Heimath ist, gehört zu jenen großen und geheimnisvollen Sicherheiten, aus denen ich lebe“ (Rilke / Andreas-Salomé, 1979: 116), gesteht Rilke in einem Brief an seine langjährige Freundin Lou Andreas-Salomé retrospektiv in Bezug auf seine beiden Russlandreisen (27. April – 17.

Juni 1899, 09. Mai – 22. August 1900). Aus diesem Schreiben sowie weiteren literarischen und autobiographischen Zeugnissen lässt sich ablesen, dass jenes Reich im Osten mit seiner Kultur, Kunst, Literatur und Religion den Autor ein Leben lang in seinen Bann gezogen hat und sein dichterisches Schaffen beeinflusste. Russland wurde, wie in der Forschung immer wieder hervorgehoben, zu Rilkes geistiger und künstlerischer Heimat, zu seinem idealisierten Sehnsuchtsort, und all seine im Laufe der intensiven Beschäftigung mit den „russischen Dingen“ (Rilke, 1986: 99) gesammelten Eindrücke und Erfahrungen wurden zu zentralen Ereignissen seines Lebens.

Während in der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit „Rilke und Russland“ seine beiden Reisen vorwiegend als ‚Erweckungsereignis‘ für sein Verständnis von bildender Kunst gesehen werden, wird das Thema Musik eher vernachlässigt. Das mag wohl dem Umstand geschuldet sein, dass Rilkes Standpunkt zur bildenden Kunst allgegenwärtig, dominant und eindeutig zu fassen ist, wohingegen seine Aussagen zur Musik uneinheitlich, zerstreut und auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen.

Doch gerade in diesem Zeitraum widmet sich der Autor intensiv der Musik. Seine in den *Notizen zur Melodie der Dinge* (1898) bereits angeklungene Überlegung, Klänge, Töne und Geräusche zu einer ‚unsichtbaren‘ Melodie des Hintergrundes zu erklären, die allgegenwärtig zu sein scheint, führt er in den *Marginalien zu Friedrich Nietzsche. ‚Die Geburt der Tragödie‘* im März 1900, also unmittelbar zwischen den beiden Russlandreisen, weiter aus. Hierbei macht er deutlich, dass er einen „zweifältigen“ (Egel, 2014: 16) Begriff von Musik besitzt. Rilke stellt der klingenden Tonkunst etwas gegenüber, das „in allen anderen Künsten drin“ (Rilke, 1982: 43) und somit nicht als Musik im herkömmlichen Sinn zu verstehen ist. Für ihn geht es primär um Musik als etwas Metaphysisches. Diese theoretische MUSIK bezeichnet Rilke als den Ursprung aller Kunst.¹ Damit bildet er seine eigene poetologisch verankerte Grundlage für die akustische Wahrnehmung eines Raumes bzw. einer Landschaft sowie deren klangästhetische Umsetzung und begreift in der MUSIK als metaphysischer Kraft die implizite Aufforderung, selbst schöpferisch tätig zu werden.

Diesem Aufruf folgend, verarbeitet Rilke in Briefen, Tagebucheinträgen und seinen Werken *Geschichten vom lieben Gott*, *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke*, dem *Stunden-Buch* sowie weiteren vereinzelt Texten, die während oder unmittelbar im Anschluss an die beiden Russlandreisen entstanden, seine Eindrücke von russischer Landschaft, Natur und Kultur sowie seine Begegnungen mit den Menschen und ihren Traditionen, Bräuchen und Gesängen nicht bildhaft, sondern klanglich. Wie beispielsweise „das Singen

¹ Für den Begriff MUSIK werde in Anlehnung an Antonia Egel in diesem Beitrag ebenfalls Versalien verwendet, um sie deutlich von der Musik als erklingender Kunstform abzugrenzen.

einer Lampe oder die Stimme des Sturms, [...] [wie] das Atmen des Abends oder das Stöhnen des Meeres, das dich umgiebt“ (Rilke, 1965: 416), so wirkt die Welt auf Rilke vorrangig auditiv, was er dem Leser in seinen Texten wiederum akustisch nachvollziehbar vermittelt.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die These formulieren, dass Russland für Rilke zu einer klanglichen Offenbarung wird. Er sieht sein Kunstideal in der Musik verwirklicht und gestaltet durch seine primär akustische Wahrnehmung der Umgebung eine klangästhetische russische Soundscape. Um aufzuzeigen, welche Versuche Rilke unternimmt, seine gesammelten Russlandimpressionen zu verarbeiten und in ‚hörbare‘ zu verwandeln, wird im Folgenden, auf den oben genannten Schriften Rilkes basierend, eine Soundscape von Russland entwickelt, die seine Erlebnisse akustisch nachvollziehbar werden lässt.

Im Rahmen einer detaillierten Analyse, in Anlehnung an die Abhandlung *Die Ordnung der Klänge* (2010) des kanadischen Komponisten und Klangforschers Murray R. Schafer, wird untersucht, wie sich in Gedichten, Erzählungen und Aussagen Rilkes zur Landschaft Russlands, zu Musik im Allgemeinen sowie russischen Volksgesängen und -liedern im Besonderen, zu Gott, Kunst und zu seinem Selbstverständnis als Dichter eine klangliche Realisierung findet. Gerade die Herangehensweise der Soundscapeanalyse, alle Töne und Geräusche aus der Natur sowie die in einer Gesellschaft vorkommenden Klänge, Gesänge, Sprachen oder Musik zu katalogisieren und daraus eine komplexe Klanglandschaft zu erstellen (Schafer, 2010: 433), bietet die Möglichkeit, Rilkes Bestreben einer klangästhetischen Wiedergabe seiner Eindrücke und Erfahrungen in der Darstellung einer vielschichtigen russischen Lautsphäre zusammenzufassen.

Die Darstellung richtet ihren Fokus auf ausgewählte Beispiele, um einen Einblick in die Komplexität der von Rilke gestalteten Soundscape Russlands zu geben. Dabei wird zunächst aufgezeigt, dass Russland ganz im Zeichen seiner Vorstellungen von MUSIK als Ursprung aller Kunst selbst als eine MUSIKlandschaft gelten kann, in der es dem Dichter möglich ist, die Melodie des Hintergrunds zu entdecken und daraus sein poetisches Kunstwerk zu erschaffen. Im Anschluss daran wird anhand ausgewählter, in der russischen Landschaft vorkommender Geräusche und Töne sowie anhand der Thematisierung des allgegenwärtigen, das Göttliche ‚hörbarmachende‘ Läuten der Moskauer Kremlglocken untersucht, wie Rilke eine charakteristische Klanglandschaft erzeugt.

Russland als MUSIKlandschaft

Wenn Rilke in den *Notizen zur Melodie der Dinge* davon spricht, dass

man [...] aus den rauschenden Tumulten des Meeres den Takt des Wogenschlages ausschälen und aus dem Netzgewirr täglichen Gespräches die lebendige Linie gelöst haben [muß], welche die andere trägt [und] [...] die reinen Farben nebeneinanderhalten [muß], um ihre Kontraste und Vertraulichkeiten kennenzulernen (Rilke, 1965: 418),

dann beschreibt er, wie komplex die Melodie des Hintergrunds einer Lautsphäre ist, die, aus einer Fülle von Geräuschen, Tönen und Klängen bestehend, den Menschen vor die Herausforderung stellt, ihre einzelnen Elemente herauszuhören (Egel, 2014: 144). Das Erlauschen „jenes primären Rhythmus“ (Rilke, 1996b: 167) ist für die meisten jedoch nicht mehr möglich:

[D]er eine [hört] mehr, der andere weniger von der mächtigen Melodie des Hintergrundes. Viele hören sie gar nicht mehr. Sie sind wie Bäume, welche ihre Wurzeln vergessen haben und nun meinen, daß das Rauschen ihrer Zweige ihre Kraft und ihr Leben sei. Viele haben nicht die Zeit sie zu hören. Sie dulden keine Stunde um sich. Das sind arme Heimatlose, die den Sinn des Daseins verloren haben. Sie schlagen auf die Tasten der Tage und spielen immer denselben monotonen verlorenen Ton. (Rilke, 1965: 417 f.)

Der Verlust dieser MUSIK, ausgelöst durch ein immer schneller werdendes, zugleich monotones Leben, macht aus den Menschen Entwurzelte, ‚Heimatlose‘ und Sinnsuchende, die keine Zeit mehr haben, diese Melodie wahrzunehmen. Die in Rilkes Aussage mitschwingende, unausgesprochene Sehnsucht nach einem neuerlichen ‚Hörbarmachen‘, wird für den Dichter in Russland erfüllt.

Das archaische, vorzivilisatorische, kindlich erscheinende Reich mit seinen frommen und naturverbundenen Bewohnern stellt für Rilke diejenige Umgebung dar, die er als Gegenpol zum Westen sehnsuchtsvoll erhofft. In dieser Ursprünglichkeit und Einsamkeit der Weiten ist es möglich, Töne, Klänge und Geräusche zu erlauschen, die keine undurchdringliche Kakophonie von Lauten darstellen, sondern sich eindeutig identifizieren lassen, infolgedessen Rilke „jetzt nur russische Stunden reden [hört], und sie [...] sich klar [...] [verkünden]“ (Rilke, 1931: 13).

Im Aufnehmen dieses Rhythmus wird der junge Schriftsteller, der in Russland den Sinn des Daseins und eine Heimat findet, zu jenem „Eingeweih[n] des Lebens“ (Rilke, 1965: 418), der „in einem Lande, wo die Menschen lauschen, wo jeder ähnlich einsam ist wie ich“ (Rilke, 1996a: 175), lernt, aus den einzelnen Elementen der russischen Klanglandschaft eine Symbiose zu

„Denn dann war nur Klang in mir“

kreieren und aus dieser Melodie ein dichterisches Kunstwerk entstehen zu lassen. Im Bewusstsein, dass MUSIK der Ursprung aller Kunst und der ‚freie Überfluß Gottes‘ sei, erkennt Rilke in Russland den einzig möglichen Ort für wahres Künstlertum. Nur dort könne derjenige, der die Melodie des Hintergrunds vernimmt, Schaffender werden und Natur, Kunst und Gott in einem schöpferischen Akt ‚hinter den Dingen‘ hervorbringen und hörbar machen.

„Klang traf mich an, als Landschaft“ – Rilkes akustische Impressionen

Indem Rilke seine beiden Reisen durch Russland in den letzten Tagen, die er in St. Petersburg verbringt, Revue passieren lässt, beschreibt er sowohl sein Verhalten als auch seine Eindrücke auffallend akustisch.

Denn dann war nur Klang in mir: einmal in Poltawa, abends, als die Hütten so bleich und einsam waren in der Nähe der Nacht, einmal in Ssaratow bei den Kosakenhäusern der östlichen Vorstadt, inmitten der Wolgawasser später, einmal als wir so durch eine lange Nacht immer ins Licht hineinführen [...] *Genebe dieser Klänge* [...], kam es vor Kasan abends zum *Lied* [...] als mein *Klang erlosch* [...] *traf mich* [sein Sinn] erst viel später in *Moskau wieder an, als Landschaft* [...] – Dann kam Droschin, Nowgorod dann, wo an dem einen Morgen eine Möglichkeit in mir war...

Ich habe sie nicht gebraucht, wie so viele auf dieser Fahrt. *Unzählige Gedichte* habe ich *nicht erbört*. (Rilke, 1931: 267 f., Hervorhebungen L.K.)

Während der gesamten Zeit fühlt er einen ‚Klang‘ in sich, eine Melodie, die er aus den Impressionen von russischer Natur, Bevölkerung, Kunst und Kultur speist und denen er mithilfe seiner Poesie versucht, Ausdruck zu verleihen. ‚Landschaft‘ wird für Rilke zum „Ereignis“ (Rilke, 1931: 12), und dadurch zum ‚Klang‘.

In dem Vorhaben „die Landschaft [...] durchschimmern zu lassen“ (Rilke, 1965: 420), berichtet er beispielsweise vom „Rauschen der breiten Nawa“ (Rilke, 1931: 15), äußerst detailliert von den Lauten eines Vogels, der, als er „in den strahlenden Tag hinaus[schaute], [...] seltsam noch schnarrte und knarr-knarr mit heftigem R rief“ (Rilke, 1931: 310), und schildert in seinem Tagebuch die klanglichen Eindrücke auf der Fahrt zu Lew Tolstoi:

[W]elche Froheit war in mir, als wir mit *zitternden Glocken* durch die welligen Wiesen fuhren, zum ersten Mal in der russischen Landschaft reisend [...] *laut mit läutenden* Geschirren und galoppierenden Pferden. [...] Und so aus dem Dorf hinaus und die Straße hinab und vor die

beiden weißen Tortürme, die den Eingang in den hohen Park bezeichnen. Unser Weg in seine Schatten ist *leise* [...] (Rilke, 1931: 310, Hervorhebungen L.K.).

Betrachtet man im weiteren Verlauf Rilkes einschlägigste Erfahrung mit der russischen Landschaft – die gemeinsam mit Lou unternommene Fahrt auf der Wolga –, so zeigen sich auch hier weitere Reiseeindrücke klanglich umgesetzt.

In der Ferne auf weiten Pfaden habe ich die Städte gesehen, die ich bewohne, und die Gärten, die über mir *rauschen*, sind viele Flüsse weit von mir. Kirchen, die an der Wolga stehn und die sich in sanfterem Weiß mit matterem Kuppelgold im ziehenden Strom wiederholen, *läuten* mir morgens und abends *mit ihren großen stehenden Glocken, und Lieder, die Blinde und Kinder singen*, gehen wie Verirrte um mich herum und betasten meine Wangen und mein Haar. *So ist meine Landschaft, liebe Freundin. Und darf ich diese Umgebung, die wie [...] Ton um mich ist*, nicht durch eine breitere Wirklichkeit verdrängen wollen; denn ich will ja so leben und schaffen, daß das, was mich jetzt, halb Erinnerung und Ahnung halb, umgibt, *allmählich sich in den Raum reimt* und mich wirklich umstellt, *still* und sicher wie etwas, was von ewig war [...] (Rilke, 1931: 53, Hervorhebungen L.K.).

Diese Wolgafahrt und die vom Schiff aus wahrgenommene natürliche, ursprüngliche russische Landschaft beeindrucken den Dichter nachdrücklich und inspirieren als akustische Begebenheiten seine weitere literarische Produktion, indem sie sich ‚allmählich in den Raum reimen‘, wie er es formuliert. Er erinnert sich an den Klang der Kirchenglocken, an russische Volkslieder, die von Kindern und Blinden gesungen werden, und charakterisiert Russland mit den dort gewonnenen Natur- und Kulturimpressionen eindeutig als eine klangästhetische Lautsphäre. Im Bemühen diese hörbaren ‚Schätze‘ sowohl für sein Leben festzuhalten als auch für sein dichterisches Schaffen als Vorbild zu bewahren, manifestiert er „diese Umgebung, die wie [...] Ton um [...] [ihn] ist“ (Rilke, 1931: 53), in einem zusammenhängenden Gedichtzyklus innerhalb des *Buchs von der Pilgerschaft*, der deutliche Reminiszenzen an Rilkes Reiseerfahrungen auf der Wolga sowie an den anschließenden Aufenthalt bei Droschin und dem Gutsbesitzer Tolstoj trägt. Davon erscheint das Gedicht *Du meinst die Demut. Angesichter* als besonders interessant und ertragreich für seine Soundscape-Gestaltung, das im Folgenden näher beleuchtet wird.

Du meinst die Demut. Angesichter
gesenkt in stillem Dichverstehn.
So gehen abends junge Dichter
in den entlegenen Alleen.
So stehn die Bauern um die Leiche,
wenn sich ein Kind im Tod verlor, –

und was geschieht, ist doch das Gleiche:
es steht ein Übergroßes vor.

Wer dich zum ersten Mal gewahrt,
den stört der Nachbar und die Uhr,
der geht, gebeugt zu deiner Spur,
wie beladen und bejährt.
Erst später naht er der Natur
und fühlt die Winde und die Fernen,
hört dich, geflüstert von der Flur,
sieht dich, gesungen von den Sternen,
und kann dich nirgends mehr verlernen,
und alles ist dein Mantel nur.

Ihm bist du neu und nah und gut
und wunderschön wie eine Reise,
die er in stillen Schiffen leise
auf einem großen Flusse tut.
Das Land ist weit, in Winden, eben,
sehr großen Himmeln preisgegeben
und alten Wäldern untertan.
Die kleinen Dörfer, die sich nahn,
vergehen wieder wie Geläute
und wie ein Gestern und ein heute
und so wie alles, was wir sahn.
Aber an dieses Stromes Lauf
stehn immer wieder Städte auf
und kommen wie auf Flügelschlägen
der feierlichen Fahrt entgegen. [...] (Rilke, 1996a: 215 f.)

Die Szenerie, die in diesen Versen beschrieben wird, ist wiederholt geprägt von Stille. Dort wird es möglich, Gott in der Landschaft als „der Dinge tiefer Inbegriff“ (Rilke, 1996a: 219) zu vernehmen und ihm „in den entlegenen Alleem“ (V. 4), in „der Natur“ (V. 13) nahe zu sein. Dies gelingt jedoch nur in der vollkommenen Ruhe der russischen Lautsphäre, die von keinerlei Störgeräuschen unterbrochen wird, wo die Laute von „Nachbar und [...] Uhr“ (V. 10) ausgeblendet sind. Die ursprüngliche, archaische Umgebung ist Voraussetzung dafür, dass sich eine erste leise MUSIK einstellen kann, die wiederum Gott fühl- und hörbar macht. Rilke gestaltet diesen Weg aus der Stille in einem Dreierschritt, wo der „freie Überfluß Gottes“ und „die Ursache aller Kunst“ (Rilke, 1996b: 171) zunächst von den „Winde[n] und [...] Fernen [ge]fühl[t]“ (V. 14) und anschließend im „Flüstern der Flur“ (V. 15), das einen erneuten Bezug zum ländlich-agrarischen Russland herstellt, „[ge]hört“ (V. 15) wird. Im letzten Schritt gipfelt jener Weg im Erblicken Gottes, wobei dieses „Sehen“ selbst als akustischer Vorgang geschildert und damit das Singen der Sterne (vgl. V. 16) zu einem allumfassenden klanglichen Ereignis wird.

Jener angesprochene ‚Gesang‘, der den Ursprung des *Stunden-Buchs* selbst darstellt, da dieses für Rilke „mehr als jedes andere meiner Bücher [...] ein Gesang [ist], ein einziges Gedicht, in dem keine Strophe von ihrem Platz gerückt werden kann“ (Rilke, 1996a: 732), findet sich in seiner Funktion als MUSIK, als „primäre[r] Rhythmus des Hintergrunds“ (ebd.: 167) an weiteren Stellen thematisiert:

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein *großer Gesang*. (Rilke, 1996a: 157, Hervorhebungen L.K.)

Du bist *die Silbe im Gesange*,
die immer zitternder im Zwange
der starken Stimmen wiederkehrt. (Rilke, 1996a: 177, Hervorhebungen L.K.)

Ich war Gesang, und Gott, der Reim,
rauscht noch in meinem Ohr [...]. (Rilke, 1996a: 185, Hervorhebungen L.K.)

Während das lyrische Ich anfangs an der eigenen Rolle zweifelt, ob es „Falke“ (V. 3), „Sturm“ (V. 3) oder „großer Gesang“ (V. 4) ist, begreift es sich, nachdem es Gott als „Silbe im Gesange“ (V. 5) bestätigt und die Melodie des Hintergrunds als neues Lied vernommen hat, schließlich als letzte Steigerung des preisenden Hymnus, eben als jenen „Gesang“ (V. 8) (Braungart, 2013: 220). Als dieser ist er Poesie gewordene Antwort auf ästhetische wie religiös-existentielle Fragen und ermöglicht seinem ihn hörbar machenden Dichter durch „[e]in einziges Gedicht, das [...] [ihm] gelingt, [...]“ (Rilke, 1955: 674) an Gott, der Schöpfung und Kunst zu bauen, denn „es giebt kein Ding, darin ich mich nicht finde: nicht *meine* Stimme singt *allein*. – es klingt.“ (Rilke, 1955: 674)

Das, was ‚klingt‘, ist der universelle Gesang als Melodie des Hintergrunds, die sich, um nach diesem kleinen Exkurs auf das Gedicht *Du meinst die Demut. Angesichter* zurückzukehren, aus der allumfassenden Stille heraus in Wind, Flur und Sternen offenbart. Das „Übergroße“ (V. 8) dieser klanglich vernommenen Gotteserfahrung wird in den nächsten Versen kontrastierend den Impressionen der stillen, ruhigen Wolgafahrt gegenübergestellt, die Rilke, wie gesagt, nachdrücklich prägt. Daher war alles,

[w]as [er] bisher sah, [...] nur ein Bild von Land und Fluß und Welt.
Hier aber [auf der Wolga, diesem ruhig rollenden Meer] ist alles selbst.
– [Ihm] ist, als hätte [er] der Schöpfung zugesehen, wenige Worte für
alles Sein, die Dinge in den Maßen Gottvaters. (Rilke, 1931: 265 f.)

Dabei ist das Göttliche selbst, „wunderschön wie eine Reise“ (V. 20), das „stille [...] Schiff“ (V. 21) auf dem „großen Flusse“ (V. 22) Wolga, auf der sich während der „leisen“ Fahrt durch die „Maßen Gottvaters“ als poetische Paraphrase für das „weite Land“ (V. 23), für die „sehr großen Himmeln“ (V. 24), die das russische Reich umspannen, nichts weiter vernehmen lässt, als die bereits angesprochene MUSIK. Langsam zieht die Natur vorbei und alles, was von Rilke und Lou, durch den Bruch in der Perspektive „was wir sahen“ (V. 29) veranschaulicht, erblickt wird, vergeht – ebenso „die kleinen Dörfer“ (V. 26) und das „Geläute“ (V. 27) der Glocken.

Die Assoziation von Dorf und Glockengeläut steht für die Symbiose von bäuerlichem Leben, das der junge Dichter bei Droschin und Nikolaj Tolstoj kennenlernt, und der tiefen Religiosität der russischen Bevölkerung. Diese bleibt bestehen, obwohl sich im Laufe der Flussfahrt die Umgebung verändert, Natur und Zeit „vergehen“ (V. 27). Denn alles kehrt an „dieses Stromes Lauf“ (V. 30), der das Herz Russlands durchzieht und auf dessen Taktmaße Rilke horcht (Rilke, 1986: 173), „wie auf Flügelschlägen“ (V. 32) wieder und lässt im Kreislauf, wo „[a]lles Klingen [...] Wiederkehr [ist]“ (Rilke, 1955: 373), alles Gehörte neu entstehen. Auch wenn in der dritten Strophe keine direkte Nennung akustischer Ereignisse stattfindet, ist sie doch davon geprägt. Jede Form des Seins, jeder Natureindruck, jedes Ding ist für das lyrische Ich ein Lobpreisen des ‚hinter den Dingen‘ existierenden Göttlichen, das sich in allem befindet und somit für denjenigen, der es versteht, zuzuhören, als MUSIK wahrgenommen werden kann (Schäfer, 1996: 61).

„Der Klang soll mein frommes Horchen krönen“ – Zur Bedeutung des Glockengeläuts

In engen Zusammenhang mit russischer Landschaft und Natur steht Rilkes Gottesvorstellung. Dem russischen Gott, der im Gegensatz zum biblisch-christlichen Glauben, kein persönlicher Schöpfergott (Lehmann, 2013: 102), sondern ein im Werden begriffener ist, der in Bauern sowie den Dingen wohnt und an dem ‚gebaut‘ werden muss (Hammer, 2010: 124), fühlt sich Rilke tief verbunden. Schon vor der ersten Russlandreise hat der junge Dichter ein festes Ziel vor Augen: die Teilnahme an den orthodoxen Osterfeierlichkeiten, um sich dem russischen Gott, über den er bereits so viel gelesen hat, endlich nahe zu fühlen, denn

zu dünnstimmig waren mir die Ostern [= in Berlin, L.K.] und ohnmächtig. Ich will sie noch einmal unter den volleren Glocken haben, und köstlicher soll der Klang der Kremlkirchen mein frommes Horchen krönen (Rilke, 1931: 8).

All seine Ansichten, Ideen, Gedanken und Hoffnungen, die er mit Russland verbindet, sieht Rilke im Osterfest bestätigt – in dieser ‚heiligen Nacht‘ in Moskau wird ihm Gott offenbar. Während er der Prozession und dem im Anschluss stattfindenden Gottesdienst beiwohnt, ist er von den frommen, gottesfürchtigen Menschen, die im Dunkeln, bei Kerzenlicht und festlichem Geläut, das Wunder der Auferstehung feiern, zutiefst beeindruckt (Azadovskij, 1986: 22).

Wie oben angeführt, sind es besonders die Glocken des Turms Iwan Welikij, die Rilke mit ihrem alles übertönenden Klang erschüttern und die er wie eine „geheime Sprache [verstand] und [...] sie in seine eigene zu übersetzen [wusste]“ (Surowska, 1991: 110). Dieses akustisch ergreifende Erlebnis, beschäftigt ihn infolgedessen sowohl in seinen autobiographischen Schriften als auch in seinem literarischen Werk.

Immer wieder berichtet er von dem überwältigenden Widerhall der Kremlglocken (Rilke, 1986: 87) sowie davon, dass diese Erfahrung für ihn einmalig ist:

Mir war ein einziges Mal Ostern; das war damals in jener langen, ungewöhnlichen, ungemainen, erregten Nacht, da alles Volks sich drängte und als der [...] [Iwan Welikij] mich schlug in der Dunkelheit, Schlag für Schlag. Das war mein Ostern, und ich glaube es reicht für ein ganzes Leben aus; die Botschaft ist mir in jener moskauer [sic!] Nacht seltsam groß gegeben worden, ist mir ins Blut gegeben worden und ins Herz, Ich weiß es jetzt: [...] [Christ ist erstanden]! (Rilke / Andreas-Salomé, 1979: 142 f.)

Davon ausgehend gestaltet er, ganz im Zeichen der Moskauer Osternacht, eine, jenem religiös-sakralen Geläute entsprechende, Soundscape. „[D]ie vielen Glocken [...] [der] weißen Stadt Moskau“ (Rilke, 1996a: 366), die Rilke in seiner Berufung zu wahren Künstlertum bestärken, erweisen sich als klangliches Vorbild in ausgewählten Gedichten im *Buch der Bilder* und dem *Stunden-Buch*, dessen Verse, wie Rilke in einem Brief an Lou anmerkt, selbst schriftgewordener Glockenschlag sind:

[d]ie alten Gebete klangen wieder (daß ich Dir sie hätte tönen dürfen!) [...]; sie klangen so unverwandelt verwandt, und wie damals war ich der Thurm, dessen große Glocken zu läuten beginnen: so schwingend im Inneren, so bebend bis in die Fundamente, so weit hinausreichend aus mit selbst. (Rilke / Andreas-Salomé, 1979: 204).

Rilkes gesammelte Landschaftsimpressionen, die gepriesene Stille und asketische Einsamkeit, seine Begegnung mit dem naturverbundenen und andächtigen Russen, die er als Künstlervolk ansah, und sein Erweckungsereignis in

der Moskauer Osternacht verbinden sich in einem Gedicht, das als lyrisches Beispiel für die klangästhetische Umsetzung des Glockengeläuts angeführt werden soll. *Ehrevürdiger Vater und Metropolit*, ein Text, der zwar keinen Einzug in das *Stunden-Buch* genommen hat, aber trotzdem ganz im Duktus des preisenden Künstlermönchs gestaltet ist, zeigt sich als die Kulmination seiner essentiellen Erfahrungen mit Russland.

Ich schau ins Land, ich lausche, bete, lese [...]
nur wie das Glockenläuten,
unwandelbar in ihrer Festlichkeit.
[...]
Was eine Zeit an Kraft und Schönheit hat,
das soll sie an die vielen Dinge wenden,
die aus Gott steigen und vor ihnen enden,
[...]
Wir wollen Gott im Bild und im Gebet
nicht so verbrauchen als der Seele Speise,
wir wollen ja nur wissen, daß er leise
sich rührt in Allem, was wir würdig halten.
[...]
Die anderen Völker sind so laut
und alle lachen im Lande;
zu uns hat Gott sich her getraut,
ich fühle wie Er auf uns schaut,
ruhend an seinem Rande.
Drum heißet alle leise sein [...] (Rilke, 1955: 361–365)

Das lyrische Ich erlauscht die Landschaft und nimmt die Akustik der russischen Lautsphäre wiederum als eine wahr, die von Stille und Ruhe geprägt ist und nur von Klängen „wie [...] Glockenläuten“ (V. 2) durchbrochen wird. In dieser Umgebung wird es überhaupt erst möglich, dass Gott, der „leise / sich rührt in Allem“ (V. 9 f.), hörbar gemacht werden kann, denn Russland stellt – nach den religiösen und ästhetischen Vorstellungen Rilkes – als archaisches, gottesfürchtiges Land diejenige Umgebung dar, in der es „leise“ (V. 16) genug ist, damit „Gott sich her [...]traut“ (V. 13). Jenes Reich im Osten, das an Gott grenzt (Rilke, 1996a: 364) und sich durch seine „stillsten Stunden“ auszeichnet, ist ein Land, in dem durch ein „Flüstern [...] Gott erfunden“ (Rilke, 1955: 660 f.) und aus der Schweigsamkeit heraus die Welt erschaffen wurde. Das Erklingen der festlichen Glocken stellt die einzige Lautquelle dar, sowohl in der weiten, lautlosen russischen Natur als auch im gesamten Gedicht, wodurch ihnen eine exponierte Stellung zukommt und ihre tiefe Bedeutung für Rilke erneut hervorgehoben wird.

Glocken, groß und dunkel, sind eine mögliche Ursprungsquelle der Melodie des Hintergrunds und erzeugen, ähnlich wie diese, eine innere Ruhe in Rilkes Leben.

Hinter mir sind dunkle Chöre,
Wälder rühren sich und Meere;
und es nimmt mir alle Schwere,
daß ich *hinter* dem Geschehn
manchmal einen Atem höre
breiter als den meinen gehen (Rilke, 1996b: 169)

Jene Verse aus den *Marginalien* lassen sich mit dem Gefühl vergleichen, eine unsichtbare Macht hinter sich zu wissen, die sich für den jungen Dichter im Klang der Moskauer Kremlglocken offenbart, der ihn sein gesamtes Leben begleitet sowie in seinem dichterischen Schaffen inspiriert. „So nur mit dem Kreml [...] kann man Moskau in seinem vollen Leben begleiten, kein Lächeln seiner Mienen versäumen und kein ernstes Wort überhören, welches aus seinen großen dunkeln Glocken kommt“ (Rilke, 1986: 172).

Fazit

Die Untersuchung der akustischen Russlandimpressionen Rilkes und deren klangästhetische Transformation in eine russische Soundscape sollte darlegen, dass der junge Dichter in jenem vorzivilisatorischen Land der Gottsucher den Ort seiner ‚klanglichen Offenbarung‘ findet und ausgehend von seinen Erlebnissen, Musik zu seinem grundlegenden schöpferischen Prinzip entwickelt. Anhand der Vielzahl und Diversität der angeführten Schallereignisse lässt sich konstatieren und damit die These bestätigen, dass Russland auf Rilke primär akustisch wirkt und dass er, zutiefst beeindruckt von den „russischen Dingen“ (Rilke, 1986: 99), jene, ihn überwältigende, auditive Eindrücke in hörbare verwandelt, die sich in Briefen, Tagebuchnotizen und seinem lyrischen wie prosaischen Ertrag als spezifisch russische Klanglandschaft manifestieren.

Wie eingangs skizziert, befasst er sich unter dem Eindruck der ersten russischen Reise stehend, mit theoretischen Überlegungen zur Musik. Für ihn stellt das Erlauschen „jenes primären Rhythmus des Hintergrunds“ (Rilke, 1996b: 167) den Ausgangspunkt für literarisches Schaffen dar, das der Dichter dann vollenden kann, wenn er Poesie unmittelbar aus der MUSIK hervorbringt oder sie sogar mit ihr identisch werden lässt. So erreicht Rilke in seiner Verarbeitung der akustischen Soundlandschaft Russlands, dass „die ganze Melodie [...] erklingen“ (Rilke, 1965: 422) kann, und erzeugt damit Kunst in ihrer höchsten Form.

Russland ermöglicht es, Klänge, Geräusche und Töne eindeutig zu identifizieren und stellt als die von Rilke wahrgenommene MUSIKlandschaft diejenige Lautsphäre dar, in der man die Melodie des Hintergrunds entdecken und aus ihr heraus sein poetisches Kunstwerk erschaffen kann.

Im symbiotischen Zusammenspiel von akustischen Landschaftseindrücken und dem Gott hörbar machenden Glockenläuten, das sich als auditive Manifestation der Moskauer Osterfeierlichkeiten in einer Vielzahl von Textbelegen findet, lassen sich Rilkes essentielle Russlanderfahrungen akustisch eindeutig gespiegelt in seiner russischen Soundscape-Gestaltung erkennen. Von Natur und Gesellschaft hervorgebracht, repräsentieren diese Klänge jene in Russland allgegenwärtige Melodie des Hintergrunds, aus der Rilke sein poetisches Werk kreiert, und offenbaren, um die Komplexität Rilkes russischer Soundscape abschließend nochmals hervorzuheben, ferner in Liedern und der russisch-folkloristischen Tonkunst, in ihrer unmittelbaren Nähe zur MUSIK als Ursprungskraft, den vorzivilisatorischen und reinen Status des russischen ‚Künstlervolks‘. Im ewigen Kreislauf eines wiederkehrenden Klangs, den sie, verkörpert durch den Volkssänger als Künstlerideal, mit seinen Gesängen evozieren, verdeutlicht sich wiederholt die primär akustische Wahrnehmung der russischen „Klang [...] – Landschaft“ (Rilke, 1931: 267), die schließlich in der klangästhetischen Doppelung von auditiven Russlandimpressionen und dem Russischen als Sprachsound gipfelt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die intensive Auseinandersetzung mit Russland Rilke nachdrücklich prägt und ihn in seinem literarischen Schaffen ein Leben lang inspiriert, sodass er, weil „alles, was [...] Rußland betrifft [...], mir nah, lieb und heilig geblieben ist, für immer eingelassen in die Grundmauern meines Lebens“ (Rilke, 1986: 368), in jenem sehnsuchtsvoll erhofften und gefundenen Land seine geistige, persönliche und künstlerische Heimat begreift, die ihn in seinem Selbstverständnis als Dichter leitet und ihn im Erkennen seines poetologischen Prinzips selbst zum Künstler ‚aus dem Geiste der Musik‘ macht .

Literaturverzeichnis

- Azadovskij, Konstantin M (1986): *Rilke und Russland. Briefe, Erinnerungen, Gedichte*, Berlin u.a.: Aufbau.
- Braungart, Wolfgang (2013): „Das Stunden-Buch“ in: Engel, Manfred (Hrsg.): *Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart: Metzler, 216–227.
- Egel, Antonia (2014): „Musik ist Schöpfung.“ *Rilkes musikalische Poetik*, Würzburg: Ergon.
- Hammer, Klaus (2010): „Das poetische Schöpfungsprinzip. Rilkes Russland-Erlebnis und sein dichterischer Ertrag“, in: Smolińska, Mariola / Widawska, Barbara (Hrsg.): *Wschód-zachód. Dialog kultur. Studien zur Sprache und Literatur*, Slupsk: Wydawnictwo Naukowe Akademii Pomorskiej, 122–130.
- Lehmann, Jürgen (2013): „Rußland“, in: Engel, Manfred (Hrsg.): *Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart: Metzler, 98–112.
- Rilke, Rainer Maria (1931): *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit 1899–1902*, hrgs. von Ruth Sieber-Rilke u. Carl Sieber, Leipzig: Insel.

- Rilke, Rainer Maria (1955): *Sämtliche Werke. Band, Bd. 3: Jugendgedichte*, hrsg. von Ernst Zinn. Frankfurt a. M.: Insel.
- Rilke, Rainer Maria (1965): *Sämtliche Werke, Bd. 5: Worpswede, Rodin, Aufsätze*, hrsg. von Ernst Zinn, Frankfurt a. M.: Insel, 412–425.
- Rilke, Rainer Maria (1982): *Das Florenzener Tagebuch*, hrsg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber, Frankfurt a. M.: Insel.
- Rilke, Rainer Maria (1986): „Briefe“, in: Azadovskij, Konstantin M. (Hrsg.): *Rilke und Russland. Briefe, Erinnerungen, Gedichte*, Berlin u.a.: Aufbau, 83–426.
- Rilke, Rainer Maria (1996a): *Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, Bd. 1: Gedichte 1895 bis 1910*, hrsg. von Engel, Manfred et al. Frankfurt a. M.: Insel.
- Rilke, Rainer Maria (1996b): *Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, Bd. 4: Schriften*, hrsg. von Engel, Manfred et. al., Frankfurt a. M.: Insel,
- Rilke, Rainer Maria / Andreas-Salomé, Lou (1979): *Briefwechsel*, hrsg. von Ernst Pfeiffer, Frankfurt a. M.: Insel.
- Schafer, Murray R. (2010): *Die Ordnung der Klänge. Eine Kulturgeschichte des Hörens*, Mainz: Schott.
- Schäfer, Constanze Gabriele (1996): *Projizierte Sehnsucht und schöpferische Begegnung. Die Bedeutung Rußlands und Deutschlands für das Leben und Werk R. M. Rilkes und M. Cvetaevas sowie ihr Briefwechsel*, Bern u.a.: Lang.
- Surowska, Barbara (1991): „Rilkes erste Rußlandreise. Die ‚Wendung ins eigentlich Eigene‘“, in: Iwasaki, Eijirō (Hrsg.): *Begegnung mit dem ‚Fremden.‘ Grenzen, Traditionen, Vergleiche; Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. Sektion 16: Identitäts- und Differenzzerfahrung im Verhältnis von Weltliteratur und Nationalliteratur*, München: Iudicium, 106–111.

Zwei Blicke auf Sowjetrussland: Walter Benjamin und Oskar Maria Graf

Ivanina Georgieva

Abstract: Der Beitrag analysiert das *Moskauer Tagebuch* von Walter Benjamin und Oskar Maria Grafs *Reise in die Sowjetunion* aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Es soll aufgezeigt werden, wie die Reiseberichterstattung zwei unterschiedliche Blicke auf Sowjetrussland generiert. Einerseits werden die unterschiedlichen Wahrnehmungen Sowjetrusslands bzw. Moskaus sowie deren sprachliche Umsetzung und Form mithilfe der spezifischen Gattungsmerkmale des Reiseberichts herausgearbeitet, andererseits wird die Darstellung von Alterität kulturwissenschaftlich untersucht. Ziel ist es, zu zeigen, wie sich durch die Verbindung eines kultur- und eines literaturwissenschaftlichen Zugangs zum Reisebericht zwei unterschiedliche Blicke auf Sowjetrussland eröffnen.

Zur Person: Ivanina Georgieva studierte BA Ostslavistik und Südosteuropastudien an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Bachelorarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Dr. h.c. Walter Koschmal und Prof. Dr. Sabine Koller.

Schlagwörter: Sowjetrussland; Russlandbild; Reisebericht; Alterität; Fremdbilder

Das deutsche Russlandbild war stets ein durch Widersprüche und Diskrepanzen geprägtes Konstrukt, das durch unterschiedliche Faktoren bestimmt wurde. Einer davon war die geographische Lage Russlands und die damit verbundene Annahme eines ‚West-Ost-Gefälles‘, also die positive Einschätzung des westlichen und die negative Bewertung des östlichen Raums, da „sich seit dem Mittelalter geistige Bewegungen und technische Neuerungen im Allgemeinen von Westen nach Osten verbreitet haben“ (Seifert, 2003:

110). Die Völker des Ostens galten in der allgemeinen westlichen Wahrnehmung also als „Barbaren“, „ungebildet“, als „Untermenschen“ und als „wild“ (ebd.).

Weiterhin war die deutsche bzw. westliche Wahrnehmung Russlands durch die Frage nach der Zugehörigkeit Russlands zu Europa bestimmt. Russland wurde bis ins 17. Jahrhundert als fremdes Land an der Grenze oder sogar als Teil Asiens betrachtet. Die erste ausführliche Berichterstattung über den ‚moskowitzischen Staat‘ stammt aus der Zeit um 1500 und geht auf den kaiserlichen Gesandten Sigmund von Herberstein zurück. Dieser Reisebericht blieb bis ins 17. Jahrhundert prägend. Von Herberstein fällt darin keine Urteile über Lebensstil, Moral und Bildungsniveau der Moskauer, sondern fokussierte die Zarenherrschaft und „Unterwürfigkeit und Unselbstständigkeit der Russen“ (Seifert, 2003: 111). Diese zwei Aspekte bildeten sich in den folgenden Jahrhunderten zu zentralen stereotypen Vorstellungen über Russen und Russland heraus und wurden bis zur Europäisierung Russlands unter Peter dem Großen weitergeführt (ebd.: 113 ff.). Im 16. und 17. Jahrhundert wiederum veränderte sich das Bild Russlands unter dem Einfluss von Leibniz dahingehend, dass es von nun an als ein „unverdorbene, zukunftsträchtiges Land“ sowie als „Mittler zwischen Europa und Asien“ erschien, wobei Russland zugleich auch Eigenschaften wie „unfertig“ und „kindhaft“ zugeschrieben wurden (ebd.: 115 ff.).

Im 18. und 19. Jahrhundert kam es immer öfter zu kulturellen und militärischen Kontakten zwischen Russland und dem Westen, was zu einem erhöhten Interesse an der russischen Gesellschaft und deren Kulturleben führte. Die militärischen Kontakte führten jedoch auch zu einer „Angst vor einer russischen Expansion, dem Panlawismus, der bolschewistischen Revolution und dem sowjetischen Kommunismus“ (ebd.: 116), die sich bis in das 20. Jahrhundert beständig halten sollte.

Im 19. Jahrhundert nahmen vor allem die Befreiungskriege gegen Napoleon und die Wiener Konferenz einen starken Einfluss auf das Russlandbild. Liberalen Kräften galt Russland als „Bollwerk der Reaktion, als expansionistische Großmacht, die die europäische Freiheit und Zivilisation bedroht“ und auch als „Feind der nationalen Einheit“, während die Konservativen es als „Garant der bestehenden Ordnung“ ansahen (ebd.: 117 f.).

Im 20. Jahrhundert wiederum war die nach 1918 eintretende Russlandbegeisterung prägend und führte zur Vorstellung von einer „Seelenverwandtschaft des deutschen und russischen Volkes“ (ebd., 2003: 119). Sowjetrußland wird vor allem seitens sozialistisch geprägter Schriftsteller als „das Land des Fortschritts schlechthin“ (ebd.: 120) beschrieben. Angesichts von wirtschaftlicher Depression, Arbeitslosigkeit und Nachkriegsfolgen erscheint einem Großteil der deutschen Gesellschaft das östliche System als „leuchtendes Gegenbeispiel zur eignen Misere“ (ebd.: 120 f.). Die vorherrschende

Russlandbegeisterung und das zunehmende Interesse an dem neuen sowjetischen System führten zu zahlreichen Reisen in die Sowjetunion. Walter Benjamin und Oskar Maria Graf zählen zu den Reisenden, die eine umfassende Beschreibung ihrer Reiseerfahrungen und Reiserouten für die Leser und die Gesellschaft hinterlassen haben.

Walter Benjamins *Moskauer Tagebuch* bezieht sich auf seine achtwöchige Moskau-Reise vom 06. Dezember 1926 bis 01. Februar 1927, die er sowohl aus privaten als auch aus beruflichen Gründen unternahm. Während seines Moskauaufenthalts war Benjamin teilweise in einem Hotel untergebracht oder verbrachte seine (Arbeits-)Zeit in der privaten Wohnung seines in Moskau berufstätigen Begleiters, Bernhard Reich, oder auch gelegentlich im Sanatorium bei seiner in Moskau wohnhaften alten Liebe Asja Lacis. Aufgrund Benjamins begrenzter Russischkenntnisse wurde er außer von seinem Moskauer Umfeld auch von Dolmetschern begleitet. Die Reise nach Russland wurde größtenteils von Benjamin selbst sowie z. T. auch durch Vorschüsse für literarische Arbeiten finanziert, die durch seinen Moskau-Aufenthalt entstehen sollten.

Oskar Maria Graf's *Reise in die Sowjetunion* ist im Vergleich zum *Moskauer Tagebuch* ein umfangreicherer Reisebericht. Auch wenn Moskau nur eines unter vielen Reisezielen darstellte, beschäftigten sich die folgenden Ausführungen nur mit dem zweiwöchigen Moskau-Aufenthalt vom 17.08.1934 bis 01.09.1934, der durch eine offizielle Einladung zum ersten Allunionskongress der Sowjetschriftsteller zustande kam. Zwar handelte es sich bei Graf's Moskaubesuch äußerlich um einen staatlich finanzierten Aufenthalt, der Autor besaß jedoch auch private Beweggründe und war von Sowjetrußland fasziniert. Im Gegensatz zu Walter Benjamin hatte Graf während seines Moskau-Aufenthalts keine engeren Reisebegleiter. Er reiste meist in einer Gruppe von deutschen und internationalen Schriftstellern, Künstlern und Regisseuren. Ein Dolmetscher stand Oskar Maria Graf ebenfalls zur Verfügung.

Im Folgenden soll gezeigt werden, wie in beiden Texten trotz gleichem Reiseziel, ähnlicher Reisezeit und ähnlichen Reisebedingungen zwei unterschiedliche Blicke auf Sowjetrußland generiert werden. Zum einen soll „der Blick“ des westeuropäischen, politisch linksorientierten, deutschen Schriftstellers aus dem kleinbürgerlichen Milieu (Oskar Maria Graf) und zum anderen ‚der Blick‘ eines westeuropäischen, unpolitischen Intellektuellen Walter Benjamin herausgearbeitet werden. Einerseits sollen die unterschiedlichen Wahrnehmungen Sowjetrußlands bzw. Moskaus und deren sprachliche Form mithilfe der spezifischen ‚Gattungsmerkmale‘ des Reiseberichts herausgestellt werden, wobei hier die Literarizität (textinterne und textexterne Merkmale) und die Rhetorik der Alterität im Fokus stehen. Andererseits soll die Konstruktion von Alterität kulturwissenschaftlich analysiert werden.

Textinterne und textexterne Kriterien der Reiseberichtsanalyse

Manfred Link hat die drei Kriterien Faktizität, Objektivität und Aktualität zur typologischen und terminologischen Differenzierung und Begriffsbestimmung zur Unterscheidung von Reiseliteratur entwickelt.¹ Der „künstlerische Charakter“ eines Textes wird dabei als „eine Funktion abnehmender Faktizität, Objektivität und Aktualität“ und einer zunehmenden Fiktionalität angesehen. Es bildet sich dabei eine Relation, die nach Link bestimmend für die Zuordnung des Reisetextes ist (Possin, 1972: 11).

Der Grad an Faktizität wird durch explizite Zeugennennung, Anführen von Fakten, faktischem Wissen, Referenzpersonen mit hohem Prestige (Wissenschaftler, Gelehrte, Intellektuelle) und intertextuelle Verweise auf prestigeträchtige Literatur etc. bestimmt. Objektivität wird in der Regel durch paratextuelle Verweise auf Kompetenz, Wissen und Unvoreingenommenheit des Autors sowie durch Vorreden von Autoritäten, die Ansehen in der Gesellschaft genießen, oder auch durch Widmungen an hochstehende Persönlichkeiten erreicht. Aktualität wiederum wird durch den Bezug zum zeitgenössischen Wissen sowie eine Korrektur, Ergänzung und Erweiterung dessen signalisiert (Maurer, 2015: 406).

Angesichts der Identität von Autor und Erzähler steht das erzählende Subjekt im Mittelpunkt. Der Autor stellt dabei „das integrierende Prinzip der Reisebeschreibung“ dar. In Abhängigkeit davon, wie der Autor seine Stellung zur Wirklichkeit organisiert, lässt sich zwischen dokumentarischem und ästhetischem Reisebericht unterscheiden (Brenner, 1990: 21).

Wendet man diese Kriterien auf Walter Benjamins *Moskauer Tagebuch* an, so besitzt es einen hohen Grad an Faktizität aufgrund des faktischen Wissens, der Referenzquellen, intertextuellen Verweise auf wissenschaftliche Literatur und Nennung von Referenzpersonen (zeitgenössische Schriftsteller, Intellektuelle, Regisseure, Politiker, Journalisten etc.). Bei Oskar Maria Grafts Text wiederum sind die Ereignisse in Bezug auf den Allunionskongress durch einen hohen Grad an Faktizität gekennzeichnet, da diese historisch belegt und dokumentiert sind. Alle weiteren von Graf beschriebenen Geschehnisse, Beobachtungen und Interpretationen hingegen, die nicht im Rahmen eines historisch belegten Wissens eingebunden sind, sind in Bezug auf ihre Faktizität zu hinterfragen.

Durch Benjamins Schreibstil, seine Auswahl der Beschreibungsobjekte, Themen und Referenzen wird ebenfalls ein hoher Grad an Objektivität generiert, der jedoch durch seine russische Bekannte Asja Lacis gefiltert und zum Teil relativiert wird. Der Grad an Objektivität bei Oskar Maria Grafts Reisebericht ist hingegen aufgrund der extrem oberflächlichen und zum Teil

¹ In der Forschungsliteratur werden diese Kriterien allerdings mit Vorsicht und zum Teil sehr kritisch betrachtet (vgl. Possin, 1972: 3–21).

widersprüchlichen Darstellungen und Interpretation eher als niedrig einzustufen.

Beide Texte besitzen einen hohen Grad an Aktualität, da das zeitgenössische Interesse am neuen System der Sowjetunion und dessen Menschen sehr groß war.

Was die Autor-Erzähler-Identität angeht, so stimmen beide bei Walter Benjamin überein, und man kann von einem dokumentarischen Quelltext sprechen. Bei Graf stimmen Autor- und Erzähleridentität zwar überwiegend überein, jedoch ist aufgrund seiner selbst auferlegten Rolle als Rebell und seinem überspitzen, extrem-affektiven Schreibstil nicht immer eindeutig festzulegen, ob der ‚reale‘ Oskar Maria Graf oder derjenige ‚mit der Maske‘ des Rebellen in der Rolle des Erzählers steckt.

Ein für die Reiseliteratur typisches textexternes Kriterium ist die durch ‚genera dicendi‘ generierte Glaubwürdigkeit, z. B. die empathische Rede (affektive Rede) oder auch die unpathetische Rede (Ueding / Kalivoda, 2005: 1145 f.). Auffällig bei Graf ist die durchgehend extrem empathische Rede mit vielen Monologen und Offenlegungen seiner z. T. sehr philosophischen (privaten) Gedanken und Gefühle. Graf bezeichnet sich dabei selbst als „Außenstehender“, der versucht „völlig subjektiv“ die auf seiner Reise beobachteten Gegebenheiten zu dokumentieren und zu interpretieren (Graf, 1974: 44). Glaubwürdigkeit wird dadurch generiert, indem er auf einen Objektivitätsanspruch verzichtet.

Bei Walter Benjamins Reisetagebuch hingegen fällt die extrem nüchterne und stichwortartige Rede auf. Sie ist im Kontext der Dichotomie einer vermeintlich deutschen und einer vermeintlich russischen Schreibweise zu verstehen, die folgend näher untersucht werden soll. Grundsätzlich ist hier festzustellen, dass durch seine knappe, nüchterne Schreibweise, ein Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Intellektualität sowie auf hohe ‚westliche‘ Qualität des Geschriebenen erhoben wird.

Die Hypotyposis (Detailfülle) erfüllt in der Reiseberichtserstattung ebenfalls die Rolle eines Evidenz- und Glaubwürdigkeitsmarkers (Ueding / Kalivoda, 2005: 1145 f.). Bei Oskar Maria Graf fällt die Detailfülle bei der Beschreibung von Personen besonders auf und kann als ein Hauptelement seines Textes angesehen werden. Personen werden penibel genau in Hinblick auf Kleidung, Gestik, Mimik, Verhalten, Angewohnheiten, Gesellschaftsstand, Herkunft, Familie, Familienstand, Prestige, beruflichen Werdegang, Publikationen sowie berufliche und private Erfolge und Misserfolge beschrieben (Graf, 1974: 27 f.). Weiterhin zählt Graf auch dutzende Persönlichkeiten auf, die zum Allunionskongress erschienen sind, auch wenn er keinen direkten Kontakt zu ihnen hatte. Die Detailfülle gilt auch für die Beschreibung Moskaus hinsichtlich Infrastruktur, äußerem Erscheinungsbild (Straßen, Gasen, Plätze, Häuser etc.), Transportmittel, russischer Küche und russischen

Essensgewohnheiten (ebd.: 34 u. 36 ff.). Weiterhin liefert er einige zusätzliche Erläuterungen zur historischen Entwicklung der Sowjetliteratur und deren Vertretern, die fast schon den Charakter wissenschaftlicher Schriften aufweisen (ebd.: 44–57).

Walter Benjamin hingegen bevorzugt den knappen und prägnanten, ‚deutschen‘ Schreibstil und verzichtet auf ausschweifende Beschreibungen. Er schafft vielmehr eine „Signatur Moskaus“ und zeichnet ein „Weichbild“ der Stadt (Benjamin, 1980: 26). Benjamin beschreibt Russland durch den ständigen Vergleich mit dem Westen oder auch Deutschland, also in Bezug zum heimatlichen Erfahrungsraum (sog. Similitudo), etwa bei der Beschreibung der Infrastruktur oder der Architektur, des Kirchenbaus, der Presse oder des Kleidungsstils der russischen Gesellschaft (ebd.: 97–104). Moskau wird bei Benjamin hauptsächlich im Vergleich zu anderen westlichen Zentren wahrgenommen, wobei dieser Vergleich i. d. R. dazu führt, dass Moskau immer schlechter abschneidet als die westlichen Städte (ebd.: 98). Graf hingegen stellt keine Bezüge zum heimatlichen Erfahrungsraum her.

Alterität: Fremdheit und ihre Entstehung

Unter Alterität versteht man ein Wechselverhältnis zwischen zwei einander zugeordneten, sich bedingenden Identitäten, wobei die eigene Identität immer in Abgrenzung vom Anderen hergestellt wird. Dieses Denken in binären Oppositionen privilegiert dabei in der Regel immer eine Seite (Tippner, 1997: 9–20)

Eine Selbstdeutung von Kultur ist daher erst in der Auseinandersetzung mit anderen Kulturen möglich, wobei zu beachten gilt, dass unterschiedliche Mentalitäten eine unterschiedliche Wahrnehmung von (fremden) Kulturen bedingen. Diese Wahrnehmungsmuster sind wiederum von historisch variablen Bedingungen abhängig, welche die Selbstdeutung und Fremddeutung des Individuums steuern und beeinflussen. Beschreibungen von Eigenem und Fremden sollten dabei nicht auf ihren Wahrheitsgehalt hin untersucht werden. Vielmehr muss die Frage nach den ihnen zugrunde liegenden Wahrnehmungsmustern gestellt werden. Reiseliteratur ist eine besondere Gattung, da sie nicht nur als historische Quelle genutzt werden kann, sondern auch als Beleg für die Wahrnehmung fremder Kultur und Dokument des Kulturkontakts dient (Brenner, 1990: 29 f.).

Von Bedeutung ist auch die Einstellung des Individuums gegenüber dem Fremden, der sich zwei Grundtypen zuordnen lässt und die überwiegend als Mischform vorzufinden ist (Seifert, 2003: 31 f.). Zum einen der ‚horror alieni‘, also die Angst vor dem kulturell Fremden, bei der Fremdheit als Bedrohung der eigenen Person wahrgenommen wird. Zum anderen der ‚amor alieni‘, der

das Fremde als Reiz betrachtet, als Faszination und als einen Ort, an dem man keinen gesellschaftlich auferlegten Beschränkungen ausgesetzt ist, an dem man nach dem sucht, „was man im Eigenen vermißt“ (Seifert, 2003: 32).

Bei Graf hat die Fremde einen extrem positiv konnotierten Charakter und wird als Ergänzung oder sogar als Verbesserung betrachtet. Bei Benjamin hingegen bildet sich schon nach kürzester Zeit eine zentrale Dichotomie zwischen Eigenem und Fremden heraus (wobei die Fremdheit als solche erkannt, reflektiert und bestimmt wird), die sich sowohl thematisch als auch sprachlich durch sein ganzes Reisetagebuch zieht. Benjamin betont dabei explizit, „wie unmöglich der Vergleich von russischen Lebensverhältnissen mit denen Westeuropas im Einzelnen“ sei (Benjamin, 1980: 93).

Was aber bedeutet Fremdheit eigentlich? Oskar Maria Graf geht davon aus, dass der Mensch als solcher immer ein Mensch bleibt und gar nicht ‚fremd‘ sein könne, dass „nur die Dinge, der Gestus, die Mechanik des Lebens fremd und anders [sind], der Mensch [aber] [...] im Tiefsten überall gleich“ bleibe (Graf, 1974: 5). Demnach geht Graf beim Begriff *Fremde* von einer materiellen Fremdheit aus. Alles Nicht-Greifbare, alles Komplexere, was nicht aus reiner Beobachtung herausgefiltert und interpretiert werden kann, wird mit dem Eigenen gleichgesetzt nach dem Motto: „Es wird überall mit Wasser gekocht“, so dass Graf sich schon nach den ersten Tagen in Moskau „wie zu Hause“ fühlt (ebd.: 5 u. 58). Er reflektiert über seine Immigrations- und Exilvergangenheit und stellt ebenso fest, dass der Heimatbegriff für ihn sehr relativ sei und es für ihn eigentlich „gar keine Fremde“ gebe (ebd.: 58).

Ist Graf wirklich ein ‚Weltbürger‘, der sich überall zurechtfinden und mit der fremden Kultur und Gesellschaft arrangieren kann? Widersprüchlich ist, dass Graf sich zwar in Rußland wie zu Hause fühlt und Grenzen im Sinne von territorialen Grenzen nicht ernst nehmen kann, aber dessen ungeachtet den Deutschen und den Menschen der Sowjetunion als grundverschieden beschreibt und wahrnimmt (ebd.: 5. u. 59). Wenn er weiterhin behauptet, sich sofort mit „den Sowjetmenschen“ verstanden zu haben (ebd.: 58), stellt dies ebenfalls ein Widerspruch dar, weil er keine Kenntnisse des Russischen hat und somit auch keine unmittelbare Verständigung möglich war. Jeder Kontakt zum ‚Sowjetmenschen‘ im Reisebericht kommt nur durch eine Mittlerperson zustande. Zum Ende seines Moskau-Aufenthaltes fühlt sich Graf dann nicht nur vom ‚Sowjetmenschen‘ verstanden, er fühlt sich sogar wie „zu Besuch bei nahen Freunden“ (ebd.: 81).

Bei Benjamin hingegen lässt sich eher der ‚horror alieni‘ beobachten, was schon angesichts der „feindlich-kriegerischen“ Wortwahl und bei der Metaphorisierung Moskaus als Festung deutlich wird (Benjamin, 1980: 51). Nicht nur seine Einstellung gegenüber dem Fremden unterscheidet sich grundsätzlich von Graf, sondern auch die Art und Weise des Umgangs damit. Während Graf keine Dichotomie des Eigenen und des Fremden aufbaut, sondern einen

eher oberflächlichen, allgemeinen Blick darauf hat, bildet sich bei Benjamin schon zu Beginn seiner Reise eine sowohl sprachliche als auch thematische Dichotomie von Eigenem und Fremdem heraus. Dabei handelt es sich um Fremdheit als Komplementarität und zum Teil auch um Fremdheit als Gegenbild, wobei das Fremde nicht direkt negativ konnotiert, sondern vielmehr kritisch hinterfragt wird. Zentrale thematische Motive der Dichotomie sind dabei: Stadt(raum) vs. Land(raum), Individualität vs. Kollektivität bzw. Privatheit vs. Kollektivität, sowie Intellektualität vs. Unbildung bzw. westliche Intellektualität und Belesenheit vs. russische Bilderflut und Unbildung. Die zentrale Dichotomie der Schreibweise in Walter Benjamins Reisetagebuch stellt Detailfülle, ausschweifende Formulierungen und einen nicht zielgerichteten Schreibstil als russische Schreibweise einer prägnanten Kürze und Resultatorientierung als deutsche Schreibweise gegenüber.

Dichotomien in Benjamins *Moskauer Tagebuch*

Benjamins Reisetagebuch ist von der Dichotomie westlicher Intellektualität und Bildung vs. russische Unbildung gekennzeichnet. Westeuropa sieht er als eine Region der ‚Durchbildung‘ an, die für Personen wie z. B. Asja Lacis extrem anziehend sei und spricht von einem „Drang nach Westeuropa“, den angeblich sogar bereits in Russland assimilierte Personen verspüren (Benjamin, 1980: 50). In Russland hingegen sieht er ein Land der „katastrophalen Unbildung“ (ebd.: 80). Dabei bemängelt er nicht nur die fehlende Allgemeinbildung sondern auch die Bildung in Bezug auf andere Kulturen.

Die Maßnahme staatlicherseits, durch „Kenntnisse der russischen und westeuropäischen Klassiker“ das Bildungsniveau zu verbessern, wird von Benjamin kritisch betrachtet und als „Popularisierung der bürgerlichen Kulturwerte in Sowjet-Rußland“ bewertet (ebd.: 80 ff.). Bilderflut und Bilderkult in Russland sind für Walter Benjamin die Verkörperung der russischen Unbildung schlechthin. In seinem Tagebuch beschreibt er diese für ihn befremdliche Bilderflut sehr genau und schreibt ihr einen „Stil kindlicher bunter Witzblätter“ (ebd.: 91 f.) zu. Grundsätzlich sieht er Moskau als ein „buntes Bilderbuch“, wobei er sogar in der Tretjakoff-Galerie davon spricht, dass die „erzählenden Bilder“ die gesamte Galerie zu einem „großen Bilderbuch“ machen (ebd.: 114).

Kulturhistorisch besaß das Bild als solches in den Anfängen der Sowjetunion in der Tat eine extreme ‚Macht‘. Bilder dienten der Veranschaulichung des sozialistischen Aufbaus, des Fortschritts durch das neue Regime und waren Symbole der Moderne und des „Sprungs eines rückständigen Agrarlandes ins 20. Jahrhundert“ (Schlögel, 2018: 96). Die Legitimierung des neuen Regimes durch Bilder wurde jedoch wiederholt von Intellektuellen wie

Benjamin in Frage gestellt, da oft Theorie und Praxis des sowjetischen, sozialistischen Aufbaus und die Überführung in die Moderne weit auseinanderklafften (ebd.: 101).

Die Dichotomie zwischen Stadt und Land kommt bei Benjamin überwiegend bei der Beschreibung der Architektur und Infrastruktur Moskaus, sowie bei der Beschreibung von sowjetischen Wohnräumen zum Vorschein. Moskau wird als „Prärie der Architektur“ bezeichnet, die sich durch den „wilden Charakter der Straßen“ sowie die Mischung von „bäurischen hölzernen Dorfhäusern mit Jugendstilvillen“ auszeichnet (Benjamin, 1980: 72 f.). Trotz des großstädtischen Charakters Moskaus spricht Benjamin von einer dörflichen Stille (ebd.: 99).

Nicht nur die Architektur der Stadt betrachtet Benjamin durch den Filter der Stadt-Land-Dichotomie, sondern auch die Bewohner der Stadt. In einem Moskauer Club, in dem Benjamin sich zum Ende seiner Reise aufhält, beschreibt er dessen Mitglieder als „das schlechteste Publikum“, als „Nep-Bourgeoisie“ und vergleicht die hohe Moskauer Gesellschaft mit einem „kleinstädtischen Schwof“ (ebd.: 134). Das Bild einer ‚unfertigen‘, sich im Aufbau befindenden Stadt, das Benjamin zeichnet, steht in einem engen Zusammenhang mit dem zeitgenössischen Diskurs über die drei Metropolen Paris, Berlin und Moskau. Darin gilt Moskau als die Stadt der Zukunft, als eine Utopie, die sich gerade im Werden befindet, Berlin hingegen ist die Stadt der „amerikanisierten, europäischen Gegenwart“ und Paris diejenige der „großbürgerlich modernen Vergangenheit“ (Asholt, 2006: 12) oder laut Benjamin auch die „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“ (Fähnders, 2006: 101–119). Als Intellektueller sieht Benjamin den Diskurs der utopischen Zukunft im Sozialismus kritisch, wie sich aus seinen Beschreibungen der ‚unfertigen‘ Stadt, deren vollständiger Aufbau noch in entfernter Zukunft liegt, ablesen lässt.

Die Dichotomie Individualität vs. Kollektivität oder auch Privatheit vs. Kollektivität spielt vor allem in Bezug auf die sowjetrussischen Wohnverhältnisse eine Rolle. Westliche Reisende reagieren dabei besonders sensibel auf das Thema der Privatsphäre. Im Allgemeinen herrscht aus westlicher Perspektive der Eindruck vor, dass das sowjetische System das Konzept der Privatsphäre komplett abgeschafft habe.

Das Konzept des Privaten bzw. der Privatsphäre ist grundsätzlich westlich geprägt und entstand im 18. Jahrhundert, wohingegen in Russland das Gegenkonzept der ‚sobornost‘, also des Miteinanders dominiert, das aus tief verwurzelten religiösen und kulturellen Traditionen stammt, die schon lange vor der Revolution die Gesellschaft formten. Nach 1917 verwandelte sich der ‚sobornost‘ aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen und soziodemographischen Lage in einen völligen Mangel an Privatsphäre. Die Wohnungs- und

Familienpolitik war durch und durch ideologisch geprägt und darauf ausgerichtet, mit jeglichen Mitteln das neue System durchzusetzen. Klepikova (2015) unterscheidet nach Beate Rössler drei Bereiche des Privaten: das private Zuhause, die private Wohnung oder das private Zimmer und private Gegenstände. In gewöhnlichen Wohngegebenheiten in der frühen Sowjetunion wie z. B. Arbeiterbaracken, Wohngemeinschaften und Kommunalwohnungen war der Mangel an Privatsphäre und Individualität besonders offensichtlich für westliche Reisende.

Walter Benjamin vergleicht die russischen Wohnräume bzw. Zimmer mit einem „Lazarett nach der letzten Musterung“ (Benjamin, 1980: 39). Er beschreibt sie als „trostlos, kleinbürgerlich, niederschlagend“ (ebd.) und setzt diese in Beziehung zu der russischen Lebensweise sowie zum sozialen Leben der Sowjetbürger, das sich überwiegend im öffentlichen Raum abspielt (ebd.). Der historische Stilwandel des Interieurs der russischen Wohnung, der mit der „tektonischen Verschiebung, Entwurzelung und [dem] Sesshaftwerden einer ganzen Gesellschaft“ (Schlögel, 2018: 347) zusammenhängt, verstärkt dabei das Gefühl der Entwurzelung, der fehlenden Privatheit und der fehlenden Gemütlichkeit, die Benjamin wahrnimmt. Bei seinen Beschreibungen dieser „Kleinbürgerzimmer“ nutzt er erneut einen „Kriegswortschatz“ um die feindliche Atmosphäre dieser Räume hervorzuheben. Er bezeichnet dabei die Kleinbürgerzimmer als „Schlachtfelder“, in denen „nichts Menschliches [...] gedeihen“ könne (ebd.: 71). Die fehlende Gemütlichkeit und damit verbundene mangelnde Privatheit machen das Leben in diesen Räumen für ihn unerträglich, bedrückend und menschenunwürdig. Was Benjamin besonders hervorhebt ist, dass sich das Leben der russischen Menschen auf „offener Straße“ abspiele (ebd.: 54), unabhängig von Wetterverhältnissen und anderen Umständen sei „das Inventar der Straßen [...] unerschöpflich.“ (ebd.: 87).

Die Kälte und der Frost sind in Benjamins Text eine Metapher für die russische Kultur. Das ‚kalte‘ Leben im öffentlichen Raum ist für ihn eine Metapher für das Fehlen von Privatheit oder ‚Gemütlichkeit‘. Die Thematik von Individualität vs. Kollektivität findet sich nicht nur in Bezug auf den sowjetischen Wohnraum wieder, sondern auch im sowjetischen bzw. sozialistischen politischen System. Bei seinen Überlegungen, der KPD beizutreten, wägt Benjamin eine Reihe von Vor- und Nachteilen ab, wobei ein zentraler Nachteil in seiner Liste die „völlige Preisgabe der privaten Unabhängigkeit“ an die Partei ist (ebd.: 108).

Zur Rhetorik der Alterität beider Texte

Laut Tippner (1997: 35) kommt das Fremde „nicht direkt zu Wort, sondern stets gefiltert oder arrangiert durch das Bewußtsein des Übersetzers oder Ethnologen, der als Vermittler Fremdes in Eigenes überführt“, woraus sich eine Rhetorik der Alterität ergibt. Diese Rhetorik zeichnet sich durch diskursive Strategien wie z. B. des *Otherings*, der *Inversion* und des *Vergleichs* aus (ebd. 35–49).

Beim *Othering* handelt es sich um die Bildung von Oppositionen. So spricht Oskar Maria Graf stets über „die Russen“ (Graf, 1974: 7), über „die“ und „wir“. Sogar „ein anderer Wind“ gehe in Russland, und „die Luft riecht anders“ (ebd.: 20). Er spricht von den „Russen“ und den „Deutschen“ sowie von „meine[n] deutschen Kameraden“ und den unbekanntem „Sowjetmenschen“ oder der „Sowjetfrau“, denen „wir deutschen Kollegen“, „wir Westeuropäer“, „unsere Art von Intellektualität, von Ironie oder auch wirklichem Tiefsinn“ und „wir ausländische Schriftsteller“ gegenüberstehen (ebd.: 59, 62 f. u. 72).

Bei der *Inversion* wiederum werden Unterschiede wahrgenommen und ins Gegenteil verkehrt, wobei der Diskurs über den Anderen eine Inversion des Eigenen darstellt. So bezeichnet Graf seine Heimat Deutschland als „kapitalistischen Schwindel“ und das fremde Russland als „sozialistisches Vaterland“ (ebd.: 10).

Der *Vergleich* ist ein Versuch, das Andere und das Eigene zu vereinen, wobei der Vergleich als Diskursstrategie ein Übersetzungsverfahren im übertragenden Sinne oder auch ein Übersetzungsinstrument darstellt. Z. B. assoziiert Graf den Besuch des Lenin-Mausoleums in Moskau mit dem Besuch des Wallfahrtsorts Altötting und versucht die Wichtigkeit des Mausoleumsbesuchs für die Russen nachzuvollziehen, indem er das fremdkulturelle „Ritual“ in ein eigenes übersetzt (ebd.: 35 ff.).

Bei allen drei Strategien wird mit der Opposition Eigenes vs. Fremdes gearbeitet. Kommt es zu einer Nicht-Übersetzung, „deutet [dies] Unsicherheit in Bezug auf das Äquivalent oder vielmehr [auf] radikale Andersheit an“ (Tippner, 1997: 46). Solche Oppositionen und Alteritätsbezüge festigen sich dabei sehr oft zu Stereotypen, die zu vorurteilsbehafteter Wahrnehmung führen. Alteritätsdarstellungen sind also „imagotyp“ (ebd.: 47). Sie nutzen Stereotype und Klischees, um Fremdes zu beschreiben und darzustellen.

Die Theorie des Fremden erlaubt es, Kultur als ein System von Zeichen zu begreifen, das wie ein Text gelesen werden kann, wodurch somit „die Notwendigkeit der Übersetzung des fremden Texts, der fremden Kultur“ (ebd.: 38) besteht. Oskar Maria Graf versteht sich dementsprechend als Übersetzer der fremden Kultur, als Mittler zwischen deutscher und sowjetrußischer Kultur. Seine Rolle als kultureller Übersetzer ist jedoch zu hinterfragen,

da es eines bestimmten Wissens sowie gewisser Fertigkeiten und Fähigkeiten bedarf, die Graf zum Teil fehlen, um eine gültige kulturelle Übersetzung anzufertigen. Graf erkennt zwar Widersprüche in der Fremde, schafft es jedoch nicht, diese in einen passenden Kontext zu übersetzen bzw. richtig zu interpretieren. So beschreibt er, wie erwähnt, sehr ausführlich den Lenin-Mausoleumsbesuch in Moskau und setzt diesen zum heimatlichen Erfahrungsraum in Beziehung. Dabei verbindet er die Art und Weise der Verbeugung des russischen Volkes vor Lenin mit einer kirchlichen Tradition und schreibt, dass „kirchlich düsteres Licht herrschte“ und der „gläserne Sarg auf dem Podest in der Mitte [...] hell erleuchtet“ strahlte (Graf, 1974: 35), was er als widersprüchlich und sogar schändlich empfindet, da Kommunismus und Religion für ihn unter keinen Umständen vereinbar sind. Hieraus lässt sich folgern, dass Graf die Bedeutung des Lenin-Mausoleums als ein „Symbol der Macht“, als „Pol des 20. Jahrhunderts, bedeutsamer [...] als Mekka“, als „Zentrum für Manifestationen und Rituale der Sowjetmacht“ (Schlögel, 2018: 818 ff.) nicht erkennt und aus diesem Grunde das eigene Ritual mit dem fremden Ritual und dessen Bedeutung gleichsetzt.

Auch Graf stellt in seinem Reisebericht Überlegungen zur Kollektivität und Individualität an. So erscheint ihm der Gegensatz zwischen der kollektivistischen sowjetrussischen Bevölkerung, der Masse, wo sich „nicht einmal Persönlichkeiten wie Lenin von der Masse abheben“ (Graf, 1974: 39) und der deutschen extrem individualistischen Gesellschaft, wo die Wertschätzung des Persönlichen höchste Priorität hat, kaum überwindbar. In diesem Punkt sieht er keine Möglichkeit zum Vergleich bzw. keine Möglichkeit zur Übersetzung, was darauf hindeutet, dass Graf das Konzept der Kollektivität der russischen Kultur nicht in seiner Gesamtheit versteht und aus diesem Grund auch nicht übersetzen kann (ebd.: 47 f.).

In Bezug auf Individualität und Kollektivität beschreibt Graf sehr genau den in der Sowjetunion vorherrschenden „Zwang der Sowjetkunst“² (ebd.: 47 ff.) und vergleicht diesen mit der westlichen dichterischen Individualität. Er macht sich in gewisser Weise über ihn lustig, indem er den auferlegten, parteigenehmen sowjetischen Literaturstil mit der Formgebundenheit der byzantinischen Ikonenmalerei vergleicht (ebd.: 48 f.). In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwiefern Graf über den innenpolitischen, institutionellen Aufbau des fremden Systems informiert war, da die Interpretation seiner Beobachtungen höchst oberflächlich, fast schon naiv wirkt und kaum ernst zu nehmen ist. Besonders unbedarft scheint die Schilderung der Begegnung mit der russischen Geheimpolizei in einem Moskauer Park (ebd.: 68–72), die Graf gar nicht als solche identifiziert. Während er bei einem Spaziergang im Moskauer Kulturpark von Menschen belästigt wird und sich

² Hier ist die in der UdSSR vorherrschende Zensur gemeint.

vorkommt wie ein „fremdes Tier“ (ebd.: 70), schreitet eine von ihm als „witzloser Zivilist“ beschriebene Person, wahrscheinlich jedoch ein Mitarbeiter der Geheimpolizei, ein und beendet die Szene. Der ‚Zivilist‘ bringt Graf zurück ins Hotel, wobei man sich einige Minuten später sogar telefonisch, jedoch anonym nach Grafs Befinden erkundigt. Dieser Vorfall wird dann von Graf folgendermaßen interpretiert und bewertet: „Ein ordentliches Land“, dachte ich, „die Polizei funktioniert ausgezeichnet“ (ebd.: 71). Als Grafs Bekannter Tretjakow diese ‚Anekdote‘ in der „Prawda“ publizieren will, wird dies entschieden abgelehnt. Die Weigerung, das Geschehen im Park öffentlich zu machen, bewertet Graf die lediglich als „Witzlosigkeit der Sowjetunion“ (ebd.: 72).

Ein weiteres Zeichen dafür, dass sein Wissen über das fremde politische und institutionelle System der Sowjetunion nicht besonders groß ist, sind auch seine Beobachtungen in Bezug auf die Bürokratie in der Sowjetunion (ebd.: 81–84), die, wie er nach zwei Gesprächen mit einem deutschen Arzt und einem deutschen Kollegen feststellt, nicht besonders gut funktioniere. Das Scheitern des sowjetischen Bürokratiesystems erklärt sich Graf folgendermaßen:

Bürokratie steht diesem Volk nicht [...], dieses Volk ist zu lebendig... Na, warten wir ab, bis es sich auch an das gewöhnt hat... Bürokratie ist ja überhaupt erst dann was wert, wenn man sie nicht mehr spürt, wenn man über sie hinausgewachsen ist... (Graf, 1974: 84)

Wenn Brenner (1990: 27) davon ausgeht, dass sich ein Reisebericht immer im Spannungsfeld zwischen Ausgangskultur und Zielkultur befinde und beiden naiv begegne, dann bestätigt sich dies vor allem in Grafs Reisebericht.

Walter Benjamin hingegen sieht sich nicht wie Graf als Übersetzer, im Sinne eines Übersetzers einer fremden Kultur, sondern verfolgt ganz pragmatische (sowohl private als auch berufliche) Ziele. Sein Reisetagebuch zeichnet sich, wie dargestellt, durch eine besondere Rhetorik der Alterität aus.

Mechanismen der kulturellen Fremdwahrnehmung

Wie erwähnt, ist das Basismuster in der Fremdheitsthematik „das Eigene in seiner Wechselbeziehung zu dem Fremden“, wobei genau diese Wechselbeziehung grundlegender Ausgangspunkt der Interpretation und des Umgangs mit dem Fremden darstellt (Seifert, 2003: 32). Grundsätzlich hat man dabei festgestellt, dass die Fremdwahrnehmung sich besonders auf Bereiche konzentriert, innerhalb derer die Diskrepanz zwischen eigener Kultur und fremder Kultur am größten ist. Die Wahrnehmung in Bezug auf Fremdheitserfahrungen wird einerseits durch kulturspezifische stereotype Vorstellungen,

andererseits durch eigenkulturelle angelesene Normen und Werte beeinflusst. Entscheidend ist, „daß [...] die Wahrnehmung des Individuums nicht realitätsabbildend ist, sondern [...] die Wahrnehmung des einzelnen gefiltert und damit zugleich eingeschränkt wird“ (ebd.: 33). In diesem Zusammenhang macht sich der Einfluss der sozialen Einstellungen, Vorurteile, Stereotype und Imagotype bemerkbar. Einstellungen werden dabei als sozialpsychologischer ForschungsOberbegriff für Vorurteile, Stereotype und Imagotype gebraucht. Im Folgenden soll generell unter (sozialen) Einstellungen „die Meinung eines Individuums über ein bestimmtes Objekt“ verstanden werden, wobei diese Meinung „zugleich eine Bewertung [...] positiver als auch negativer Art sein kann“ (ebd.: 36–50).

Im Folgenden werden die Teil-Begriffe *Stereotyp* und *Imagotyp* oder auch *Image* (*Fremdbild*) definiert; der unwissenschaftliche Begriff ‚Vorurteil‘ wird nicht verwendet. Stereotype gelten als „wesentliche Komponente menschlicher Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit“ (ebd.: 41). Es handelt sich um „Modellvorstellungen von Teilbereichen der sozialen Wirklichkeit, die das Resultat einer Reduzierung der Komplexität von Wirklichkeit sind“ (ebd.: 41). Sie können sowohl positiv als auch negativ wertend sein und weisen in der Regel einen kollektiven Charakter auf (ebd.: 40). Entscheidend ist, dass sie nur sehr eingeeengte Modellvorstellungen der sozialen Realität sind und somit keineswegs die komplexe Realität abbilden oder beschreiben können (ebd.: 43). Problematisch daran ist, dass „Stereotypen-Träger sich meist dieser Tatsache nicht bewußt sind und ihr vereinfachtes Bild mit der Wirklichkeit gleichsetzen“ (Tippner, 1997: 41).

Im Folgenden soll der Fokus auf der verbalen Realisation, also auf der sprachlichen Form von stereotypen Darstellungen liegen. Stereotype sind aus linguistischer Sicht betrachtet eine sprachliche Realisierung bzw. Umsetzung einer bereits festgefahrenen Überzeugung, die sich auf bestimmte Personengruppen, Gegenstände, Institutionen oder auch ganz allgemeinen Gegebenheiten richtet (ebd.: 42 f.). Die implizite verbale Stereotypisierung baut auf Umschreibungen, Anspielungen und Metakomentaren auf, wohingegen die explizite Stereotypisierung eine triviale Variante der sprachlichen Umsetzung von Stereotypen darstellt (ebd.: 42 f.). Dabei soll die verbale Realisierung von Stereotypen in den zwei Reiseberichten nicht auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft und als negativ oder positiv bewertet werden. Sie soll lediglich beschrieben und analysiert werden und dabei Auskunft über den Blick der Autoren auf Sowjetrußland geben.

(*Fremd*)*Bilder*, *Images* oder auch *Imagotype* unterscheiden sich insofern von Stereotypen, da sie wesentlich komplexer und umfangreicher sind (Seifert, 2003: 49). Ein weiteres wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist die Wandelbarkeit von Images. Diese passen sich der Zeit und den Gegebenheiten

der Gesellschaft an, sind flexibel und dynamisch (ebd.: 50). Stereotype hingegen sind starr. Eine strikte Trennung zwischen Image und Stereotyp ist in diesem Sinne dennoch nicht möglich, da sich beide Konstrukte gegenseitig beeinflussen und aufeinander aufbauen (ebd.: 36–50).

Im Reisebericht von Graf wird mit sehr vielen stereotypen Darstellungen und Fremdbildern gearbeitet. Besonders Graf's Bekannter Adam, der ihn unfreiwillig während der Zeit in Moskau begleitet, scheint das Ebenbild des vorurteilsbehafteten Menschen zu sein:

Weg! Geklaut! Die Polen! Diese Halunken! [...] Ich bin bloß froh, wenn wir aus dem Land draußen sind. / Alles neppt, stiehlt, raubt hier! (Graf, 1974: 13 f.)

Graf hingegen bildet die Opposition zu Adam, als nicht voreingenommener, die Dinge objektiv und gelassen betrachtender, Reisender und Übersetzer der fremden Kultur, der keine vorgefertigte Meinung hat und sich auf die Menschen in ‚der Fremde‘ einlassen möchte. Durch die überzogene Darstellung seines Mitreisenden lässt er sich selbst objektiver und vernünftiger wirken und überzeugt somit den Leser von seiner Unvoreingenommenheit (Graf, 1974: 79). Graf gibt vor, sich bestens in das ‚Sowjetleben‘ eingefunden zu haben und bildet den Gegenpol zum unbeholfenen, vorurteilsbehafteten und ‚echt deutschen‘ Adam, der sich ‚in der Fremde‘ nicht zurechtfinden kann. Graf versteht sich als ‚auf dem Boden gebliebenen‘ Weltbürger, der sich problemlos an neue Umstände anpassen kann und sich mit den unterschiedlichsten Menschen und Mentalitäten zu arrangiert.

Trotz dessen bedient sich Graf einer Reihe von Stereotypen und spricht von „typisch bäuerlich russischen Gesichtern“ oder wundert sich über den „Bildungsdurst“ und „Bildungshunger“ des Proletariats und der Bauern (ebd.: 66, 40 u. 55). Auch in Bezug auf die Modernisierung, Industrialisierung und den Umgang in der Gesellschaft mit diesen Entwicklungen stellt er mit einer gewissen westeuropäischen Arroganz fest, dass die Sowjetbürger „manchmal daran glaubten, so etwas gäbe es nur bei ihnen und sonst nirgends und [sich] [...] aufrichtig [...] freuten“, wenn es Reisenden und Gästen gut gefiel (ebd.: 80).

Weitere typische Russlandbilder wie diejenigen von der tiefen russischen Seele und des heimatliebenden russischen Patrioten sieht Graf ebenfalls während seines Moskauaufenthalts bestätigt. Er spricht von einem neuen, durch die Gründung der Sowjetunion verstärkten Patriotismus, der bis hin zu einer „Verliebtheit in die Heimat“ (ebd.: 80) reiche, und interpretiert den russischen Stolz auf die Heimat als eine extrem starke Heimatliebe und Heimatverbundenheit, ohne dabei die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in seine Überlegungen miteinzubeziehen.

Walter Benjamin hingegen arbeitet kaum mit stereotypen Darstellungen. Es sind vereinzelte stereotype Russlandbilder herauszulesen, wie z. B. dasjenige vom unterwürfigen russischen Menschen oder von der asiatischen, exotischen Fremde (Benjamin, 1980: 149 u. 175). Benjamin schafft zwar Fremdbilder, jedoch nicht durch Stereotypisierung, sondern durch Bildung der weiter oben beschriebenen thematischen und sprachlichen Dichotomien.

Der Begriff der Perspektive spielt in Zusammenhang mit der Wahrnehmung von Fremden ebenfalls eine entscheidende Rolle. Hier soll der Begriff von einem philosophischen, theologischen und geisteswissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet werden (Ritter / Gründer, 2007: 364–378). Dabei wird davon ausgegangen, dass alles letztendlich perspektivisch ist und dass die Welt immer nur von dem persönlichen, eigenen Standpunkt aus betrachtet werden kann, der zwar relativ ist, aber deshalb nicht falsch sein muss. Daraus folgt, dass nur eine Vereinigung aller Perspektiven objektiv sein kann (ebd.: 363–367).

Die Perspektiven von Walter Benjamin und Oskar Maria Graf unterscheiden sich grundlegend voneinander, wobei bei beiden ein Perspektivenwechsel stattfindet, der durch die Fremdheitserfahrung während der Reise hervorgerufen wird.

Graf begann die Reise nach Russland mit dem Standpunkt des ‚typischen Westeuropäers‘ seiner Zeit, die er folgendermaßen definiert:

Wir Westeuropäer waren noch größtenteils mit jener traditionellen Vorstellung vom russischen Menschen in die Sowjetunion gekommen, die wir aus der russischen Geschichte und aus der russischen klassischen Literatur gewonnen hatten. Irgendwo lebte in uns noch der unterwürfige Muschik, der rechtlose Arbeiter als Bild, wenn auch nicht mehr ganz als Wirklichkeit. In uns war mit dem Begriff „Rußland“ das Dumpfe, Vergrübelte, Religiöse und Mystische noch immer tief verbunden. Wir glaubten letzten Endes [...] an ein asiatisch-geheimnisvolles Volk, dessen Seele auch die sozialen und politischen Veränderungen gleich gelassen hatte. (Graf, 1974: 62 f.)

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Moskau revidiert Graf die allgemeine „Westeuropäer Perspektive“ und stellt fest, dass das „jetzige Sowjetvolk [...] ganz und gar anders [war]“ (ebd.: 63).

Grafs Perspektivenwechsel ist jedoch kritisch zu betrachten. Denn es stellt sich die Frage, ob es möglich ist, nach so kurzer Zeit und so oberflächlichem, kurzen Kontakt mit der fremden Kultur, einen so tiefen Einblick in das Fremde zu gewinnen, um eine durch Bildung und Sozialisation erworbene, historisch geformte und durch Fremdbilder beeinflusste Wahrnehmung umzuformen.

Benjamins Reflektion über Moskau/ Rußland und über seine eigene Perspektive, seine Wahrnehmungen und Erfahrungen, die in seinem Tagebuchnachtrag zu lesen sind, fallen kritischer aus:

Es ist mit dem Bilde der Stadt und der Menschen dasselbe wie mit dem Bilde der geistigen Zustände: die neue Optik, die man auf sie gewinnt, ist der unzweifelhafteste Ertrag eines russischen Aufenthalts. Man mag auch Rußland noch so wenig kennen lernen- was man lernt, ist Europa mit dem bewußten Wissen von dem, was sich in Rußland abspielt, zu beobachten und zu beurteilen. Das fällt dem einsichtsvollen Europäer als erstes in Rußland zu. Darum ist andererseits auch der russische Aufenthalt für die ausländischen Besucher ein so sehr genauer Prüfstein. Es wird jeden nötigen, seinen Standpunkt zu wählen und genau zu präzisieren. (Benjamin, 1980: 163)

Benjamin ist sich der Gegenüberstellung von Eigenem und Fremden bewusst und beobachtet einen ‚Perspektivenwechsel‘ aufgrund seiner Erfahrungen und Erlebnisse in Rußland. Diese neue Art der Wahrnehmung durch die Reise bezieht sich bei Benjamin nicht auf die fremde russische, sondern auf die eigene deutsche Kultur. Benjamin hat sich also durch seine Moskau-Reise eine neue Perspektive auf das Eigene eröffnet.

Durch die Analyse der beiden Quelltexte mithilfe literaturwissenschaftlicher und kulturwissenschaftlicher Kriterien konnten zwei völlig unterschiedliche Blickwinkel auf die Sowjetunion herausgearbeitet werden. Walter Benjamins *Moskauer Tagebuch* verkörpert dabei den kritischen, westeuropäischen Blick eines unpolitischen Intellektuellen, der die Fremde erforschen und verstehen möchte, um durch sie einen neuen, tiefgründigen und differenzierteren Blick auf das Eigene zu gewinnen.

Oskar Maria Grafts *Reise in die Sowjetunion 1934* hingegen repräsentiert den westeuropäischen, politisch linksorientierten, anti-intellektuellen ‚kleinbürgerlichen‘ Blick, der in der Fremde das Neue sucht und dort utopische Zukunftsszenarien baut. Graf versucht dabei nicht das Fremde in seiner Gesamtheit zu verstehen und zu erforschen, sondern vielmehr sich zu assimilieren und ein Teil dieser ‚neuen utopischen Ordnung‘ zu werden, ohne dabei die Fremde, deren Beschaffenheit und Struktur zu hinterfragen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Benjamin, Walter (1980): *Moskauer Tagebuch*, hrsg. v. Gary Smith, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Graf, Oskar Maria (1974): *Reise in die Sowjetunion 1934*, hrsg. v. H.-A. Walter, Darmstadt: Luchterhand.

Sekundärliteratur

- Asholt, Wolfgang (2006): „Einleitung: Die Blicke der Anderen“, in: Asholt, Wolfgang / Leroy, Claude (Hrsg.): *Die Blicke der Anderen Paris - Berlin – Moskau*, Bielefeld: Aisthesis-Verlag, 11–25.
- Brenner, Peter (1990): *Der Reisebericht in der deutschen Literatur: Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Tübingen: Niemeyer.
- Fähnders, Walter (2006): „Amerika und Amerikanismus in deutschen Rußlandberichten der Weimarer Republik“, in: Asholt, Wolfgang / Leroy, Claude (Hrsg.): *Die Blicke der Anderen Paris – Berlin – Moskau*, Bielefeld: Aisthesis-Verlag, 101–119.
- Klepikova, Tatiana (2015): „Privacy As They Saw It: Private Spaces in the Soviet Union of the 1920–1930s in Foreign Travelogues“, in: *Zeitschrift für Slavische Philologie*, Band 71, 353–390.
- Maurer, Michael (2015): „Reiseberichte als Wissenspeicher“, in: Grunert, Frank / Syndikus, Anette (Hrsg.): *Wissenspeicher der Frühen Neuzeit: Formen und Funktionen*, Berlin, Boston: De Gruyter, 391–412.
- Possin, Hans-Joachim (1972): „Reisen und Literatur: Das Thema des Reisens in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts“, Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Ritter, Joachim / Gründer, Karlfried (2007): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 7: P–Q, Basel: Schwabe & CO AG.
- Schlögel, Karl (2018): *Das sonjetische Jahrhundert: Archäologie einer untergegangenen Welt*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Seifert, Katrin (2003): *Die Konstruktion Rußlands in der deutschen Auslandsberichterstattung 1985–1995: Studien zum Wandel der deutschen Wahrnehmung Rußlands*, Berlin: wvb.
- Tippner, Anja (1997): *Alterität, Übersetzung und Kultur*, Frankfurt am Main: Lang.
- Ueding, Gert / Kalivoda, Gregor (2005): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Darmstadt: WBG.

Sprachliche Diskriminierung. Voraussetzungen und Wirkungsweise einer sozialen Praxis in Gesellschaft und Schule

Maximilian Weber

Abstract: Diskriminierung aufgrund von Sprache ist ein wenig beachtetes Phänomen. Die negativen sozialen Folgen, die damit einhergehen, verlangen von der Linguistik jedoch, über die Mechanismen ihres Zustandekommens aufzuklären. Als zentrale Bausteine erweisen sich dabei sprachliche Ideologien und Mythen, auf deren Basis bestimmte Sprechweisen entweder auf- oder abgewertet werden. Sprachliche Diskriminierung als soziale Praxis wird bereits in der Schule eingeübt. Der vorliegende Beitrag legt die Überzeugungen von und Einstellungen zu Sprache offen, die sprachlicher Diskriminierung zugrunde liegen, und verdeutlicht, wie mit ihrer Hilfe soziale Hierarchien hergestellt werden. Im Anschluss daran wird anhand des Lehrwerks *Deutschbuch* (Cornelsen-Verlag) gezeigt, dass ebendiese sprachlichen Ideologien und Mythen auch dem schulischen Nachdenken über Sprache nicht fremd sind.

Zur Person: Maximilian Weber studierte Gymnasiallehreramt für die Fächer Englisch, Deutsch und Deutsch als Zweitsprache. Der vorliegende Beitrag basiert auf seiner Zulassungsarbeit. Betreuerin: PD Dr. Nicole Eller-Wildfeuer.

Schlagwörter: sprachliche Diskriminierung; Standardsprache; Variation; Schulbuchanalyse; Diskursanalyse

Unter dem Begriff ‚Diskriminierung‘ versteht man in den Sozialwissenschaften eine soziale Praxis, bei der Menschen¹ auf Basis ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen unterschieden und bewertet werden. Durch die Aufwertung der Eigengruppe wird die Fremdgruppe unweigerlich abgewertet (Gomolla / Radtke, 2009: 15). Diskriminierung als soziale Praxis ist also als gesellschaftliches Ordnungsprinzip zu verstehen (Mecheril / Scherschel, 2007: 554), aus dem heraus soziale Hierarchien erwachsen (Gomolla /

¹ Aus platzökonomischen Gründen wird bei Personenbezeichnungen das generische Maskulinum verwendet, ohne dabei sprachlich diskriminierend wirken zu wollen. Menschen aller Geschlechteridentitäten sind gleichermaßen mitgemeint.

Radtke, 2009: 15); in diesem Sinne werden derartige Unterscheidungen und Bewertungen als „machtvoll“ (Mecheril / Scherschel, 2007: 556) beschrieben. Man geht davon aus, dass Diskriminierung auf Basis von Vorurteilen erfolgt, dass sie also Verallgemeinerungen zur Grundlage hat, welche die Komplexität der Wirklichkeit reduzieren sollen (Fischer et al., 2013: 98).

Trotz ihrer ‚Funktion‘ ist Diskriminierung in der Gesellschaft unerwünscht, und vom Staat wird erwartet, dass er ihr entgegenwirkt. Dies geschieht unter anderem durch das Anerkennen internationaler Richtlinien oder das Verabschieden nationaler Gesetze, in Deutschland z. B. des sogenannten Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG), umgangssprachlich auch Antidiskriminierungsgesetz genannt. Unabhängig davon kennt Diskriminierung viele verschiedene Spielarten: Sie kann beispielsweise unbewusst oder bewusst, auf individueller oder institutioneller Ebene, direkt oder indirekt, gewalttätig oder symbolisch erfolgen (Mecheril / Scherschel, 2007: 558). Zudem wird auf Basis ganz unterschiedlicher Merkmale unterschieden: Sie können biologischer oder kultureller Disposition sein, diskriminiert wird aufgrund von Hautfarbe, Geschlecht, Religion, Werten, Gewohnheiten, der Sprache usf. (ebd.: 556). Auch wenn Diskriminierung in der Gesellschaft grundsätzlich unerwünscht ist, so gilt das nicht für alle Arten der Diskriminierung gleichermaßen:

In an age when discrimination in terms of race, colour, religion or gender is not publicly acceptable, the last bastion of overt social discrimination will continue to be a person's use of language. (J. Milroy, 1998: 64 f.)

Sprachliche Diskriminierung² ist demnach ‚salonfähig‘, obwohl sie nach denselben gängigen Prinzipien funktioniert wie auch jede andere Art der Diskriminierung: Bestimmte Sprech- bzw. Schreibweisen werden gegenüber ihr abweichenden abgewertet. Dies geschieht auf Basis sprachlicher Ideologien und Mythen zur Herstellung oder Aufrechterhaltung sozialer Strukturen. Als Messlatte dient dabei nicht selten die sogenannte Standardsprache. Linguizismus, wie man diese Art der Diskriminierung auch nennt, führt zu sozialer Benachteiligung, wenn aufgrund einer bestimmten Sprechweise z. B. schlechte Noten in Bildungseinrichtungen vergeben werden oder einer Person die Eignung für einen bestimmten Beruf a priori abgesprochen wird (Elspaß / Maitz, 2011a: 8). Schon allein aus diesem Grund ist sprachliche Diskriminierung inakzeptabel. Spätestens wenn durch derartige Praktiken auch soziale Identitäten verletzt oder zerstört werden (Maitz, 2014: 6), muss

² Im vorliegenden Beitrag ist mit sprachlicher Diskriminierung – im Sinne J. Milroys – Diskriminierung *aufgrund* eines bestimmten Sprachgebrauchs gemeint. Natürlich wird auch *durch* Sprache, also durch bestimmte Sprechakte (z. B. durch Benennen, Beleidigen) diskriminiert (Elspaß / Maitz, 2011b: 2).

man sprachliche Diskriminierung auch als moralisch verwerflich sehen. Es existieren sogar gesetzliche Vorschriften, die auch diese Art der Diskriminierung verbieten: Aus Art 3 (3) des Grundgesetzes ergibt sich das Verbot der Benachteiligung oder Bevorzugung von Menschen aufgrund von Sprache, und auch mit der Ratifizierung der Charta der Grundrechte der EU (2010) sowie der Charta der Regional- und Minderheitensprachen (1998) hat sich die BRD dem Schutz und der Achtung sowie zu einem Diskriminierungsverbot, u. a. durch Sprache, verpflichtet (Elspaß / Maitz, 2012: 44). Trotz all dem fehlt in der BRD das Bewusstsein für diese Art der Diskriminierung (Elspaß / Maitz, 2011b: 8). Symptomatisch für Letzteres ist, dass im eingangs erwähnten AGG ‚Sprache‘ nicht als personenbezogenes Merkmal erscheint (ebd.: 3).

Die Vorstellungen von und Einstellungen zu Sprache werden unter anderem durch die Schule, vor allem den Deutschunterricht, weitergegeben und verfestigt (Löffler, 2010: 42). Man dürfte folglich auch dort den sprachlichen Ideologien und Mythen begegnen, die sprachlicher Diskriminierung Tür und Tor öffnen. Zugänglich sind jene „nur durch die qualitative Analyse von authentischen Metasprachdiskursen“ (Maitz, 2014: 4), sodass vor allem der Bereich der Sprachbetrachtung in Lehrbüchern in Betracht kommt. Schulbücher erlauben zwar keine direkten Rückschlüsse auf die im Unterricht tatsächlich vermittelten Einstellungen, eignen sich aber aufgrund ihrer Fixiertheit für die Diskursanalyse. Angesichts der Tatsache, dass die Bücher der staatlichen Genehmigung bedürfen, können durch sie Erkenntnisse über die vom Staat vertretenen Norm- und Wertvorstellungen bezüglich der Sprache gewonnen werden (Maitz / Foldenauer, 2015: 221).

Überzeugungen von und Einstellungen zu Sprache: Sprachliche Mythen und Ideologien

Zunächst stellt sich die Frage, wie sich sprachliche Ideologien und Mythen überhaupt fassen lassen. Metaphorisch könnte man sie mit Maitz als eine Brille sehen, durch die die sprachliche Wirklichkeit rezipiert wird (2014: 4). Damit sind „kulturspezifische sprachliche Norm- und Wertvorstellungen“ (Elspaß / Maitz, 2012: 35) gemeint, die prägend für unser Sprachdenken und -verhalten sind. Sie stellen Bestandteile des kulturellen Wissens dar und bedürfen als Überzeugungen keiner rationalen Begründung, da sie nicht zwingend auf Erkenntnis beruhen. Dass diese Überzeugungen in der Folge unbemerkt bzw. unbewusst existieren und immer weiter tradiert werden, erklärt, warum das gesellschaftliche und sprachpolitische Problem der sprachlichen Diskriminierung unhinterfragt bleibt. Sprachliche Mythen sind als Reflexe der zugrundeliegenden Ideologien zu sehen und unterfüttern diese gewissermaßen.

Standardismus und Homogenismus

Elspaß und Maitz zufolge sind in der bundesdeutschen Sprachgemeinschaft vor allem zwei sprachliche Ideologien besonders wirkmächtig, und zwar die sogenannte Standardsprachenideologie sowie die Homogenitätsideologie (2013: 35).

Man versteht unter der Standardsprachenideologie die Überzeugung, dass der Standardsprache im Varietätenspektrum³ eine herausragende Bedeutung zukomme, dass sie allein der Maßstab der Sprachrichtigkeit und für den gesellschaftlichen Fortschritt unabdingbar sei (Elspaß / Maitz, 2013: 35). Wie tief diese Ideologie in der BRD verwurzelt ist, lässt sich an dem hohen Standardisierungsgrad der sogenannten Hochsprache zu erkennen. Damit sind mehrerlei Dinge gemeint, die sich mitunter gegenseitig bedingen.

Erstens unterliegt die Standardsprache einer weitgehenden Normierung, was bedeutet, dass sie für die Bereiche Orthografie, Aussprache, Grammatik und Lexik Normkodizes besitzt, die annähernd vollständig vorliegen (Dittmar, 1997: 205).

Zweitens ist für (bundesdeutsche) Sprecher des Deutschen ein ausgeprägter Normgehorsam charakteristisch. Obwohl sich die Linguistik als Wissenschaft der Deskriptivität verschrieben hat und es als ihre Aufgabe ansieht, die deutsche Sprache in ihrem Gebrauch abzubilden, ohne sie zu bewerten oder den Sprechern Vorschriften zu machen, werden Sprachkodizes von den Benutzern für präskriptiv oder gar amtlich geltend⁴ gehalten, selbst dann wenn sich Kodifizierer der Deskriptivität verpflichtet fühlen⁵ (Davies / Langer, 2006: 26). Das ist damit zu erklären, dass in der hierarchischen Dreiteilung Hochsprache – Umgangssprache – Mundart die Standardsprache an höchster Stelle steht und somit die Prestigeform darstellt (Löffler, 2010: 114). Die Höherbewertung der Standardsprache ist teils zurückzuführen auf die von Bernstein eingeführte Unterscheidung von sogenannten restringierten, standardfernen Codes einerseits und den elaborierten, standardnahen Codes andererseits. Demnach seien restringierte Codes gekennzeichnet durch ihren vermeintlich defizitären Charakter (Barbour / Stevenson, 1998: 203); Schul-schwierigkeiten dialektprechender Kinder wurden in der Vergangenheit häufig auf den Gebrauch der Mundart zurückgeführt (Neuland / Hochholzer, 2006: 179). Die These, dass Sprecher einer standardfernen Varietät als kognitiv benachteiligt zu gelten hätten, ist längst widerlegt (Holmes, 2013: 356), und

³ Varietät meint eine bestimmte Ausprägung einer Sprache, hier konkurrieren mehrere Einteilungen. Löffler beispielsweise untergliedert nach Standard – Substandard – Dialekt bzw. Nonstandard (2005: 11). Dies vereinfacht natürlich die Verhältnisse, eine einwandfreie Trennung der Varietäten darf als unmöglich gelten. Man geht für das bundesdeutsche Sprachgebiet von einem Kontinuum aus (Löffler, 2010: 57).

⁴ Amtlich geregelt ist heute nur die Rechtschreibung (Elspaß / Maitz, 2012: 53).

⁵ Vgl. etwa Duden-Grammatik (2016: 5).

die Standardsprache ist auch längst nicht mehr die einzige im Deutschunterricht behandelte Varietät. Letztendlich ist sie aber dennoch das „Ziel aller sprachdidaktischen Bemühungen“ (Dittmar / Schmidt-Regener, 2001: 525). Das Beherrschen des Standards „in Wort und Schrift als grundlegendes Mittel der Persönlichkeitsbildung ermöglicht“ dem bayerischen Kultusministerium zufolge „Selbstbestimmung, Toleranz und Teilhabe am kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Geschehen der Zeit“ (KM Bayern, 2004a: Fachprofil Deutsch). Standardkompetenz wird also verstanden als ein Vehikel zur gesellschaftlichen Partizipation (Davies / Langer, 2006: 37); die deutsche Standardsprache ist eine Bildungssprache, die es zum Zwecke des Wissenserwerbs zu beherrschen gilt. Entsprechend kann man die Standardkompetenz auch als symbolisches Kapital im Sinne Pierre Bourdieus bezeichnen (Dittmar, 1997: 126)

Laut Ammon ist einer der Hauptzwecke sprachlicher Standardisierung, „dialektale Kommunikationsschranken zu überbrücken“ (2005: 29). Die Notwendigkeit der Standardsprache wird also damit gerechtfertigt, dass sie die kommunikative Effizienz gewährleiste. Dieser Glaube ist sowohl unter linguistischen Laien wie auch unter Forschern weit verbreitet, allerdings bedarf er einer gewissen Einschränkung. Der Fall der deutschsprachigen Schweiz etwa, wo in der „formellen wie informellen Mündlichkeit bis heute die Dialekte“ (Elspaß / Maitz, 2011a: 13) dominieren, zeigt nämlich, dass es „keine *objektive* Notwendigkeit für eine homogene und zu Lasten aller anderen Sprachgebrauchsformen bevorzugte Standardsprache gibt“ (ebd.; Hervorhebung M. W.). Verständnisschwierigkeiten werden hier ganz selbstverständlich durch die gegenseitige Anpassung überwunden. Ob nur die Standardvarietät erfolgreiche überregionale Kommunikation ermöglichen kann, ist zumindest fraglich (Davies, 2006: 488). Man kann davon ausgehen, dass (vermeintliche) Sprachbarrieren nicht aufgrund zu großer Verschiedenheit zweier Systeme zustande kommen, sondern dass ein „erheblicher Barrierencharakter aus der negativen Einstellung und damit einer geringen sozialen Einschätzung und verminderten Konsensbereitschaft“ (Löffler, 2010: 42 f.) zwischen Sprechern folgt. In jedem Falle ist Standardsprache als öffentliches Verständigungsmittel „von Fall zu Fall mit wesentlich mehr als nur gelingender oder misslingender Kommunikation verbunden“ (Klein, 2013: 21).

Ganz unabhängig davon, wie hoch man den Wert der deutschen Standardsprache für das Gelingen überregionaler Kommunikation einschätzt, ist es zweifelsfrei problematisch, von *einer* Standardsprache zu sprechen. Dieser Tatsache trägt z. B. das „Variantenwörterbuch“ (im Folgenden: VWB) Rechnung, das lexikalische Besonderheiten für das Deutsche und ihre areale Verteilung dokumentiert. Es gesteht dem Deutschen verschiedene regionale Standards zu, wobei Unterschiede besonders zwischen dem Norden und dem Süden deutlich würden (Ammon et al., 2004: XLV). Exemplarisch sei dies an

einigen oft zitierten Beispielen verdeutlicht: Was man im Süden Deutschlands landläufig als *Bub* bezeichnet, wird im Norden Deutschlands *Junge* genannt (ebd.: 140); der im Süden als *Samstag* bezeichnete Wochentag wird im Norden *Sonnabend* genannt (ebd.: 653); findet im Südosten Deutschlands etwas *beuer* statt, so bezeichnet man diesen zeitlichen Umstand im restlichen Sprachgebiet als *dieses Jahr* (ebd.: 348). Einige der Lemmata im VWB sind zudem mit zusätzlichen Kommentaren versehen, die beispielsweise auf grammatikalische Besonderheiten hinweisen. So wird beim Verb *sitzen* die Perfektbildung kommentiert, die für den Norden und die Mitte Deutschlands mit *haben* erfolgt, während im Süden Deutschlands *sein* verwendet wird (ebd.: 721).

Für verschiedene Regionen der BRD nimmt heute beispielsweise auch der Aussprache-Duden jeweils einen „sogenannten ‚Gebrauchsstandard‘ der betreffenden Regionen“ (2015: 10) an, und die Autoren heben hervor, dass diese Tatsache „nur in den seltensten Fällen ein Kommunikationshindernis“ (ebd.: 30) darstelle. Letztendlich erachte man es

als sinnvoll und nützlich, Sprachformen, die teilweise von Millionen von deutschen Muttersprachlern ganz selbstverständlich in formellen Sprechsituationen [...] verwendet und als situationsangemessen eingestuft werden, als standardsprachlich (im Sinne eines „Gebrauchsstandards“) anzusehen. (ebd.: 31)

Zum hohen Standardisierungsgrad gehört weiterhin, dass die Standardsprache einen verhältnismäßig großen Funktionsbereich einnimmt. Das bedeutet, dass sie in vielen Kontexten erwartet wird (Elspaß / Maitz, 2013: 38). Ganz besonders deutlich wird die Wirkung der Standardideologie, wenn man bedenkt, dass Standarddeutsch in seiner gesprochenen Form in manchen Teilen des Sprachgebiets auch in der informellen Mündlichkeit verwendet wird (ebd.). Dabei ist, wie eben dargelegt, eine gesprochene Form der Standardsprache für die überregionale Kommunikation vermutlich weder zwingend notwendig noch ist sie, vergleicht man europaweit, allgemein üblich (ebd.: 39). Die Autoren sehen durch die fortschreitende Standardisierung der gesprochenen Sprache die Dialekte bedroht und bezeichnen die gesprochene Standardsprache infolgedessen als „glottophage Varietät“ (ebd.: 41).

Verbunden mit der Standardideologie ist die sogenannte Homogenitätsideologie, die sich als die „Überzeugung, dass die sprachliche Vielfalt ein negatives / abnormales / gefährliches Phänomen darstellt“ (ebd.: 36), beschreiben lässt.⁶ Diese Einstellung schlägt sich sodann in der Vorstellung von

⁶ Sprachliche Vielfalt bedeutet in diesem Zusammenhang insbesondere Vielfalt innerhalb des deutschen Sprachsystems. Natürlich herrscht auch gegenüber dem Deutschen fremden Sprachen Skepsis, was im Zusammenhang mit der Schule mit dem vielzitierten ‚monolingualen Habitus‘ nach Gogolin beschrieben worden ist. Schader (2012) etwa präsupponiert

„einem ‚einheitlichen, überregionalen Hochdeutsch‘“ (ebd.: 41) nieder, die in rigide Richtig-falsch-Kategorisierungen mündet und auch ihren Einfluss auf die Vermittlung des Deutschen in Bildungseinrichtungen hat. Variation ist mit der Homogenitätsideologie unvereinbar.

Gerade in Bezug auf die gesprochene Sprache ist festzustellen, dass ihre Eigengesetzlichkeiten lange missachtet wurden (ebd.: 41 f.). Die kodifizierte Schriftsprache wird auch heute noch vielfach unreflektiert als Bewertungsmaßstab für sprachliche Äußerungen jeglicher Art verwendet, was zur Abwertung von Standardabweichungen oder -variation führen kann. Als Beispiel sei hier ein vor allem sprechsprachliches Phänomen angeführt, gegen das sich beispielsweise Sick in seiner „Zwiebelfisch“-Kolumne zu wehren versucht: *weil*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung. Als Aufhänger dient in dieser Kolumne ein Lokalbesuch, bei dem eine der anwesenden Personen erklärt:

[E]s [i. e. *weil* mit V2-Stellung] ist eine neue Entwicklung, die mit den Regeln der Grammatik bricht. Und wenn sie sich weiter so ungehemmt ausbreitet, steht zu befürchten, dass sich die Grammatikwerke dem irgendwann anpassen und die Einleitung von Hauptsätzen mit ‚weil‘ und ‚obwohl‘ als zulässig erklären. (Sick, 2005)

Der Sprecher missachtet hierbei einen Umstand, der 2005 schon längst von der sprachwissenschaftlichen Forschung herausgearbeitet worden war. So zeigt etwa Günthner schon 1993, dass es sich bei der *weil*-Konstruktion mit V2-Stellung funktional nicht um ein Äquivalent zu der Nebensatz-Konstruktion mit Verbletzstellung handelt – die Äußerung *der Bildschirm ist kaputt – weil da ist nur noch schwarz aufm Schirm* (Beispiel aus Günthner, 1993: 42) – beinhaltet ein epistemisches bzw. schlussfolgerndes *weil* (Duden-Grammatik, 2016: 1222 f.): Der Bildschirm ist nicht deshalb kaputt, weil nichts außer ein schwarzes Bild auf ihm zu sehen ist, sondern der Sprecher geht davon aus, dass der Bildschirm kaputt ist, denn ein schwarzes Bild auf dem Bildschirm deutet darauf hin.⁷ Hier werden also beide Konstruktionen – *weil* mit V2-Stellung sowie *weil* mit Verbletzstellung – in einen Topf geworfen und für beide Konstruktionen wird der kodifizierte schriftliche Standard als Maßstab für die Bewertung der Konstruktionen angewandt, was den Sprecher zu dem Schluss kommen lässt, dass *weil* mit V2-Stellung das Ende des Nebensatzes bedeuten könnte. Einer solchen Sichtweise liegt unverkennbar eine Kombination aus der Standardsprachenideologie und der Homogenitätsideologie zugrunde,

bereits mit seinem Titel – „Sprachenvielfalt als Chance“ –, dass Sprachenvielfalt gemeinhin *nicht* als Chance begriffen wird – ein Zeichen für die tiefe Verwurzelung des Homogenitätsstrebens im kollektiven Sprachdenken.

⁷ Hier liegt folglich kein Ursache-Wirkungs-Zusammenhang vor. Das epistemische *weil* ist daher mit *nämlich* semantisch austauschbar.

denn der kodifizierte Standard fungiert hier zum einen als Bewertungsgrundlage von Sprachrichtigkeit, wobei die kodifizierte Regel für den geschriebenen Standard unreflektiert auf die konzeptionelle Mündlichkeit übertragen wird. Zum andern scheint es der Sprecher hier nicht in Betracht zu ziehen, dass mehrere Formen nebeneinander bestehen können, und so kann er die *weil*-Konstruktion mit V2-Stellung – ganz in Einklang mit der Homogenitätsideologie – nur als einen Bruch mit den Regeln der Grammatik erachten.

Es ist keinesfalls so, als ließen sich solche sprachlichen Ideologien nur unter selbsternannten Sprachpflegern wie Sick nachweisen; die Homogenitätsideologie liegt augenfällig auch vor, wenn man sich darum bemüht, die Aussprache zu normieren. Auch hier nimmt die BRD eine Sonderstellung ein, denn „eine mit der deutschen vergleichbare kodifizierte Aussprachenorm existiert [z. B. in den USA und Großbritannien] nicht“ (Elsaß / Maitz, 2013: 42). Eine völlig einheitliche Aussprache muss als ein „Konstrukt der Wörterbücher“ (ebd.) gelten, und nach Barbour und Stevenson gelingt es vielen Sprechern auch gar nicht, „gewisse regional-akzentuale Elemente aus ihrer Rede zu eliminieren“ (1998: 157). Warum sich Sprecher überhaupt darum bemühen, solche Merkmale abzulegen, das wird aus einem Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* von Kratzer ersichtlich:

Bei einem Berufungsverfahren für einen germanistischen Lehrstuhl in Bayern fiel laut König zu einer Bewerbung mit bairischem Akzent der Satz: „Die Frau kann ja nicht mal richtig Hochdeutsch!“ – und das nur deswegen, weil sie den a-Laut dunkler aussprach als die anderen Kandidaten. Wenn aber in vergleichbaren Kontexten Bewerber Fund statt Pfund, lecht statt legt, Tach statt Tag sagen, wird ihr Deutsch in der Regel als korrekt empfunden. „Das strahlt Kompetenz aus“, sagt König, denn in der öffentlichen Meinung gilt, dass ein reines Deutsch nur in Norddeutschland gesprochen wird. (Kratzer, 2012: 1)

Zum einen ist hier zu erkennen, wie es aufgrund von sprachlichen Merkmalen zu sozialer Benachteiligung kommen kann, zum andern wird deutlich, wie der sprachliche Homogenismus hier von einem Mythos gestärkt wird, nämlich dem sogenannten Hannoverismus, der besagt, das beste Hochdeutsch werde um Hannover gesprochen (Maitz, 2014: 5). Schenkt man diesem Mythos Glauben, so würde das bedeuten, dass alle Sprecher, die sich nicht an die im Aussprache-Duden kodifizierten Regeln halten, keine Standardsprecher sind.

In der Konsequenz wirken regionale Eigenheiten im Sprachgebrauch (wie etwa der genannte dunklere a-Laut oder ein gerolltes /r/) als sogenannte Schibboleths, das heißt, dass Sprecher aufgrund dieser Merkmale einer bestimmten regionalen und / oder sozialen Herkunft zugeordnet werden. In dem in der *Süddeutschen Zeitung* geschilderten Fall führt das zur Stigmatisierung, denn regionale Färbung wird hier mit prestigelosem Dialektgebrauch

gleichgesetzt (Elspaß / Maitz, 2011a: 11), der als unangemessen wahrgenommen wird. Es handelt sich hier offenkundig um einen Fall von Linguizismus. Aus diesem Grund kommen Elspaß und Maitz zu dem Schluss, dass ein einheitliches gesprochenes Standarddeutsch nicht nur nicht nötig, sondern darüber hinaus auch sozial schädlich sei (2013: 44 f.).

Angesichts der beschriebenen Verhältnisse wird ersichtlich, warum Individuen ein ausgeprägtes Interesse an einer ‚korrekten‘ Verwendung von Sprache bzw. der Vermeidung solcher Schibboleths haben. Auf diese Weise entsteht sodann Nachfrage nach Orientierungshilfen bzw. Antworten auf Sprachrichtigkeitsfragen. Sprachpfleger und teils auch Kodexersteller bzw. die dahinterstehenden Verlage profitieren hier vom Vorherrschen sowohl des Standardismus und des Homogenismus.

Sprachliche Mythen als Stützpfiler sprachlicher Ideologien

In Sicks Kolumne wird die Standardideologie vom Mythos des Defektivismus gestützt, der besagt, dass „es in der Sprache Strukturen geben kann, die von vornherein, vom Äußerungskontext vollkommen unabhängig, falsch, schlecht oder inkorrekt sind“ (Maitz, 2014: 9). Daher wird die epistemische *weil*-Konstruktion als ein Bruch mit den Regeln der Grammatik erachtet, die es vorsehe, dass das Verb im Nebensatz die letzte Position einnehme (Sick 2005). Den sprachlichen Defektivismus versteht Maitz gar als fundamental, denn

[g]äbe es keine solchen [i. e. ‚fehlerhaften‘] Strukturen, so wäre die Tätigkeit von Sprachpflegern von vornherein unnötig, sprachpflegerische Werke wären unverkäuflich. Der sprachliche Defektivismus hat also die Funktion, sprachpflegerische Aktivitäten zu legitimieren, diese Tätigkeiten als wichtig, nützlich, ja unentbehrlich erscheinen zu lassen [...]. (ebd.)

Das Nachweisen von Defiziten auf Sprecherseite stellt so gesehen die Daseinsberechtigung der Sprachpflege dar. „In diesem Sinne lässt sich die Sprachpflege mit einem klassischen Fall der Werbewirtschaft vergleichen: Sie schafft Bedürfnisse oder – noch schlimmer – Probleme, die vorher keiner hatte“ (Maitz, 2010: 11). Auf diese Weise betrachtet wäre ‚schlechtes Deutsch‘ nichts anderes als ein diskursives Erzeugnis,⁸ das den Zweck hat, die Nachfrage nach sprachlichen Orientierungshilfen zu sichern, und die Tradierung sprachlicher Mythen ist ein bewährtes Mittel dazu.

⁸ Zur diskursiven Stigmatisierung verschiedener Konstruktionen, darunter z. B. temporales *wo, tun* als Hilfsverb, bestimmte Pluralformen oder *wegen* mit Dativ, siehe ausführlich Davies / Langer (2006).

Wenn in Sicks Kolumne nun befürchtet wird, dass die Grammatikwerke die *weil*-Konstruktion mit V2-Stellung irgendwann als zulässig erklären könnten, dann liegt dieser Befürchtung die Annahme zugrunde, dass der Kodex allein die Deutungshoheit über ‚richtig‘ und ‚falsch‘ innehat. L. Milroy bezeichnet diese Ideologie als Präskriptivismus (1998: 96). Dass hier überhaupt eine Befürchtung ausgesprochen wird, ist als Indiz für den sehr prominenten Mythos des Dekadentismus (auch: Sprachverfallsmythos⁹) zu deuten, der den Sprachwandel in eine falsche Richtung laufen sieht (Maitz, 2014: 10). Die Verbindung zwischen Dekadentismus und Homogenismus wird deutlich, wenn man mit Holmes Sprachwandel als „variation over time“ (2013: 207) versteht. Wenn Variation schon als etwas Unerwünschtes gesehen wird, so erfährt Wandel zwangsläufig eine solch kulturpessimistische Aufladung. So wird auch verständlich, warum Sick den fiktiven Gesprächsteilnehmer sagen lässt:

„Ich habe ja nie behauptet, dass ich gegen Wandel in der Sprache sei. [...] Ich trete lediglich für einen bewussten Umgang mit der Sprache ein. Und ich bin absolut dafür, die Möglichkeiten der Sprache voll auszus schöpfen – dort, wo es *sinnvoll* ist.“ (2005; Hervorhebung M. W.)

Hier wird implizit gesagt, dass das in der Kolumne thematisierte Exempel des Sprachwandels als sinnlos zu betrachten sei. Die Existenz eines funktionierenden Satzbaumusters für die *weil*-Konstruktion scheint ein alternatives Muster mit V2-Stellung obsolet zu machen. Das Aussprechen gegen Formenvielfalt wird vielfach mit der Berufung auf das sogenannte Ökonomieprinzip gerechtfertigt, nach dem mit möglichst geringem Aufwand möglichst hohe kommunikative Effizienz erreicht werden soll (Bußmann, 1996: 643). Nach dem Motto ‚In der Kürze liegt die Würze‘ kommt es so zur Stigmatisierung etwa doppelter Verneinungen oder doppelter Pluralbildungen,¹⁰ wobei das Stigma vom sogenannten Rationalitätsmythos gestützt wird, durch das der „Sprachpflege auch alles zum Opfer fallen [kann], was nicht zur besseren Verständlichkeit beiträgt“ (Maitz, 2010: 8).

In einem letzten Schritt werden in Sicks Kolumne sodann nach dem Muster der oben angesprochenen Sprachbarrierendiskussion denjenigen Sprechern die kognitiven Fähigkeiten abgesprochen, die ‚falsche‘ bzw. ‚unschöne‘ Sprache verwenden:

⁹ Nach einer von Maitz zitierten repräsentativen Allensbach-Umfrage „sollen auch heute noch 65% der Deutschen der Meinung sein, dass die deutsche Sprache immer mehr verkomme [...].“ (2010: 2)

¹⁰ Bei doppelten Pluralbildungen, etwa wie in **Praktikas*, werden in der Regel sprachhistorische Argumente bemüht, um die ‚richtige‘ Form von der ‚falschen‘ zu unterscheiden. Beide Phänomene wurden auch von Sick mit je einer eigenen Kolumne, Sick, 2006 sowie Sick, 2004, bedacht. Für Informationen zur Stigmatisierung dieser Konstruktionen sei einmal mehr auf Davies / Langer (2006) verwiesen.

Das ist für manch einen offenbar zu kompliziert. [...] Ein Nebensatz aus sechs Wörtern, das ist doch eine überschaubare Angelegenheit, und trotzdem war der Sprecher mit der korrekten Platzierung des Prädikats überfordert. (Sick, 2005)

Analog werden Sprecher der Unachtsamkeit bzw. der Nachlässigkeit bezichtigt, wenn als Grund für die Verwendung von *weil* mit V2-Stellung die „Bequemlichkeit“ (ebd.) genannt wird. Was hier zu beobachten ist, ist die Verbindung von Sprachgebrauch und Moral. Schlechter sprachlicher Ausdruck wird als Verfehlung der moralischen Pflicht zum besonnenen Gebrauch von Sprache verstanden (Davies / Langer, 2006: 52).

Sprachliche Ideologien und Mythen im *Deutschbuch* des Cornelsen-Verlags

Die im Folgenden analysierten Abschnitte des *Deutschbuchs* entstammen einer Einheit aus der achten sowie der neunten Jahrgangsstufe aus dem Bereich ‚Reflexion über Sprache‘. Als Hilfsmittel fungieren zum Teil die vom Verlag herausgegebene Handreichung zum jeweiligen Lehrwerk sowie ein gesondert erschienenes Grundwissen-Buch des Verlags. In der Handreichung wird bisweilen die Intention der Einheit erläutert, das Grundwissen-Buch bietet ein eigenes Kapitel zur Sprachbetrachtung, in dem Fachtermini erläutert werden, sodass auch hier das von den Autoren intendierte Verständnis der Begriffe herausgelesen werden kann.¹¹

Deutschbuch 8: Fremdwortgebrauch und Anglizismen

Das *Deutschbuch 8* beinhaltet ein Kapitel mit dem Titel „Stylish, trendy, hip – Die Entwicklung des Wortschatzes“. Damit knüpft das Buch an die Forderung des Lehrplans an, derzufolge die Schüler „die Entwicklung des Wortschatzes nachvollziehen“ (KM Bayern, 2004b: Lehrplan 8) sollen. Das Kapitel ist in drei Unterkapitel unterteilt, 1) „Fun, Fitness, Food, Fashion – Der Wortschatz des Deutschen“ (*Deutschbuch 8*: 127–137), 2) „A la mode“ oder ‚Trend‘ – Sprache als Spiegel der Zeiten“ (ebd.: 138–141) sowie 3) „Denglisch droht! Ist die deutsche Sprache noch zu retten? – Eine Debatte“ (ebd.: 142–146). Das Kapitel nimmt die Möglichkeit wahr, beim Thema ‚Fremdwörter‘ auch die Sprachpflege zu thematisieren.

¹¹ Um die schnellere Orientierung zu gewährleisten, wird aus den verwendeten Lehrwerken nicht wie bisher nach dem Schema ‚Autor, Jahr: X-Y‘ zitiert, sondern anstelle des Autors wird der Titel des Lehrwerks bzw. der Handreichung zum Lehrwerk genannt. Auf die Nennung des Erscheinungsjahrs wird verzichtet: ‚Deutschbuch/ Handreichung Jahrgangsstufe: X-Y‘.

Teilkapitel 1) präsentiert verschiedene Zeitschriftenartikel, informierende Texte, einen Liedtext sowie Gebrauchstexte, die entweder Fremdwörter behandeln oder als Exempel für Fremdwortgebrauch fungieren. Laut der Handreichung zum *Deutschbuch 8* liegt der Schwerpunkt des Kapitels auf der „Auseinandersetzung mit der Verwendung von Fremdwörtern und speziell Anglizismen im heutigen Sprachgebrauch“ (98). Erklärtes Ziel ist es, das Wissen der Schüler „über die Geschichte der deutschen Sprache und über aktuelle Tendenzen der sprachlichen Entwicklung [zu] erweitern“, wobei sie auch „den eigenen Sprachgebrauch reflektieren [und] zu einer differenzierten Einstellung gegenüber Fremdwörtern gelangen“ (ebd.) sollen. Mit Beendigung der Einheit sollen sich die Schüler also eine eigene fundierte Meinung zum Thema ‚Fremdwörter‘ gebildet haben, um so erfolgreich darüber debattieren zu können. Dementsprechend wird dem Fremdwortgebrauch gegenüber auch eine vermeintlich neutrale Haltung eingenommen.

Zunächst wird in das Kapitel mit zwei Zeitschriftenartikeln zum Thema ‚Anglizismen‘ eingeführt, zum einen Bastian Sicks „Wo lebt Gott eigentlich heute?“ (*Deutschbuch 8*: 127 f.), zum andern Birgit Tanners „Man spricht deutsch“ (ebd.: 129 f.). Beide Texte geben zu verstehen, dass man dem Einfluss des Englischen auf das Deutsche kritisch gegenüber eingestellt sein kann. Die Texte machen deutlich, dass Sprachkritik auch Kulturkritik bedeuten kann, denn Sicks „[i]ronische Bemerkungen [...] lassen erkennen, dass er [die] Vorbildrolle [der Vereinigten Staaten] in manchen Bereichen in Frage stellt“ (*Handreichung 8*: 100). „Man spricht deutsch“ berichtet von einer WG, die sich selbst der Sprachpflege verschrieben hat, indem sie nach bestem Gewissen auf Anglizismen im eigenen Sprachgebrauch verzichtet. Interessant ist das in diesem Falle pointierte Ende von Sicks Artikel, der seinem Erzähler, der den Einfluss des Englischen auf das Deutsche beklagt, das Wort „Bullshit“ (*Deutschbuch 8*: 128) in den Mund legt. Ähnlich resignativ endet der Artikel von Tanner, denn auch hier wird deutlich gemacht, dass es ein beinahe unmögliches Unterfangen ist, Anglizismen völlig aus dem Sprachgebrauch zu eliminieren (ebd.: 130 sowie *Handreichung 8*: 102). Mit Aufgabe 2 c) auf S. 130 zu „Man spricht Deutsch“ wird jedoch implizit Stellung bezogen, denn hier wird von den Schülern gefordert, zu besprechen, in welchen Fällen man im Text „überflüssig[e]“ Anglizismen „durch einen genauso gut geeigneten deutschen Begriff“ (*Deutschbuch 8*: 130) ersetzen könne. Dabei wird gewissermaßen durch die Aufgabenstellung schon suggeriert, dass in all denjenigen Fällen, in denen man einen ‚deutschen‘ Begriff verwenden könnte, dieser ‚fremden‘ Optionen vorzuziehen sei.

Die Vorstellung der sogenannten Anglizismenflut ist auf spezifische Weise mit dem Mythos des Dekadentismus (und somit der Homogenitätsideologie) verbunden. Laut Davies und Langer (2006: 20) gibt es Sprecher, die glauben, es gäbe heutzutage viel mehr Anglizismen als in der ‚guten alten Zeit‘ und

dass diese Anglizismen in absehbarer Zukunft den Tod des Deutschen bedeuten könnten.

In Anbetracht dessen ist auch die Wahl der einführenden Texte kritisch zu sehen, denn beide sind tendenziell anglizismenkritisch und dürften die Meinung der Schüler in eine bestimmte intendierte Richtung lenken. Die Tatsache, dass mit „Der Wortschatz des Deutschen in Zahlen“ auf S. 133 f. klargemacht wird, dass sich das Entstehen und gleichzeitige Verschwinden von Fremdwörtern die Waage halten, und die Furcht von einer Anglizifizierung somit zumindest übertrieben sein dürfte, ändert daran wenig.

Zum einen sind nämlich – wenn man einmal das gesamte Kapitel betrachtet – Texte, welche die Gefahr von Anglizismen relativieren, Mangelware. Überdies ist in der Kurzbeschreibung des Teilkapitels 1) in der Handreichung wortwörtlich von der „aktuellen Anglizismenflut“ (*Handreichung 9*: 98) die Rede. Auch wenn man gegen den Einfluss des Englischen wohl nicht ankommen könne – so die Message – bleibt dieser Einfluss doch in gewisser Weise eine Bedrohung. Zwar folgen den Artikeln sodann Texte, die auch die Leistungen von Fremdwörtern herausstellen (*Deutschbuch 8*: 136 f.), beispielsweise höhere Präzision als Teil des Fachwortschatzes in einem Kochrezept oder die Signalfunktion in Werbetexten (*Handreichung 8*: 109).

Mit einem Zitat von Jil Sander, das durch eine überdurchschnittliche Zahl an Anglizismen gekennzeichnet ist, wird die dekadentistische Grundeinstellung allerdings überdeutlich. Unter dem Text wird nämlich erwähnt, dass Jil Sander im Jahre 1997 den vom „Verein Deutsche Sprache“ verliehenen Preis des „Sprachpanschers des Jahres“ erhielt. Damit soll die Absicht hinter sprachpflegerischen Bemühungen exemplarisch aufgezeigt werden. Problematisch ist sodann der Verweis auf die Homepage des „Vereins Deutsche Sprache“, und das nicht etwa deshalb, weil auf die Auseinandersetzung mit Sprachpflege verzichtet werden sollte, sondern weil der Verein in der Handreichung in einem apologetischen Duktus als nur gemäßigt fremdwortfeindlich beschrieben wird und so Sprachpflege implizit für gerechtfertigt erklärt wird, solange sie nicht radikal erfolgt (*Handreichung 8*: 111).

Auf der Homepage des „Vereins Deutsche Sprache“ wird zu verstehen gegeben, dass man die deutsche Sprache „vor dem Verdrängen durch das Englische zu bewahren sucht“ (Verein Deutsche Sprache, o. J.). Hier wird ein Untergangsszenario erzeugt, wobei damit der oben beschriebene Glaube vieler Sprecher, dass Anglizismen ein Vorbote vom Tod des Deutschen seien, ausgenutzt wird. Zwar beteuert der Verein, keine „engstirnigen nationalistischen Ziele“ (ebd.) zu verfolgen und gewisse englische Fremdwörter zu billigen. „Wörter [...], mit denen gewöhnliche Dinge zur großartigen Sache hochgehobelt werden“ seien aber abzulehnen, da so viele Mitbürger ausgegrenzt würden, „die über keine oder nur eingeschränkte Englischkenntnisse verfü-

gen“ (ebd.). Dieses Argument erscheint vorgeschoben, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Sprecher, die für den Geschmack des Vereins zu viele Fremdwörter benutzen mit einem eigens dafür ins Leben gerufenen Preis dem Hohn und Spott der Öffentlichkeit bewusst ausgesetzt werden. Es braucht keine nationalistischen Ziele, um sprachlich diskriminierend zu wirken.

Mit der Empfehlung des „VDS“ wird implizit die soziale Praxis der sprachlichen Diskriminierung gutgeheißen, denn keine Stelle in der Handreichung problematisiert die sprachpflegerischen Bestrebungen des Vereins. Tendenziell wäre hier sicherlich die Möglichkeit gegeben, sprachpflegerische Tätigkeiten als sozial schädlich zu entlarven, der intendierte Weg scheint allerdings in die andere Richtung zu laufen. In diesem Kontext ist sodann auch der Titel der Debatte zu sehen, welche die Unterrichtseinheit abschließen soll: „Denglisch droht! Ist die deutsche Sprache noch zu retten? – Eine Debatte“. Auch wenn es sich nicht leugnen lässt, dass dem Titel ein gewisses Maß an Ironie innewohnt, die aus der Anspielung auf die Redensart „Bist du noch zu retten?“ erwächst, wird hier stillschweigend der Verfallszustand, die Bedrohung durch das Englische, vorausgesetzt. Es sollte eher der Frage auf den Grund gegangen werden, ob die deutsche Sprache denn überhaupt der Rettung bedarf. Auch die Wahl der Texte – sowohl in den Teilkapiteln zuvor als auch im dritten Teilkapitel – erweist sich als weitgehend einseitig und meinungssteuernd. Denn in Ruprecht Skasa-Weiß‘ „Die Kraft und die Pauer“ (*Deutschbuch 8*: 144 f.) wie auch in Dagmar Decksteins „Werbung aus Kannitverstan“ (ebd.: 146) werden anglizismenkritische Meinungen geäußert.

Abschließend sei hier noch auf die im Grundwissen-Band vertretene Auffassung von Sprachkritik Bezug genommen. Dort wird behauptet, alle Sprachteilhaber seien auch Sprachkritiker, und dass Sprachkritik ausgelöst würde „durch unterschiedliche Auffassungen von sprachlicher Angemessenheit, Schönheit und Wahrhaftigkeit“ (*Deutschbuch Grundwissen*: 211). Es wäre wünschenswert, wenn herausgestellt würde, dass subjektive Einstellungen auf Basis der genannten Kriterien durchaus legitim sind. Wenn man anhand solcher Kriterien jedoch andere Sprecher herabwürdigt, wie dies die Sprachpflege tut, dann darf in einem Deutschbuch für solch eine Institution nicht noch geworben werden.

Wird die Lehrkraft diesen Rudimenten von sprachlichen Ideologien und Mythen gewahr und weiß sie um deren soziale Schädlichkeit, so bietet das Kapitel sicherlich die Möglichkeit zu einer tiefgründigen Auseinandersetzung mit dem Thema Sprachpflege und sprachlichen Ideologien. Ist dies jedoch nicht der Fall, so birgt die Einheit die Gefahr, mit der unreflektierten Tradierung sprachlicher Ideologien und Mythen sprachliche Diskriminierung in der Gesellschaft zu begünstigen.

Deutschbuch 9: Jugendsprache und Sprachkritik

Mit der Einheit, die sich „Sprachgebrauch kritisch untersuchen – Unterschiedliche Sprach- und Stilebenen erkennen“ nennt, soll das im Lehrplan formulierte Ziel erreicht werden, verschiedene Sprechweisen zu untersuchen und darüber hinaus „diskriminierenden Sprachgebrauch [zu] kennzeichnen und [zu] beurteilen“ (KM Bayern, 2004c: Lehrplan 9). Relevant für den vorliegenden Beitrag sind die Teilkapitel 1) „Jugendsprache unter der Lupe“ (*Deutschbuch 9*: 121–125) sowie 3) „Kann Jugendsprache diskriminierend sein? – Ein Projekt“ (ebd.: 135 f.). Insgesamt möchte das Kapitel einen Beitrag zur Entwicklung des Sprachbewusstseins und der Sprachkompetenz der Schüler leisten (*Handreichung 9*: 102).

Das erste Teilkapitel präsentiert zunächst einen Beitrag im Rundfunk Berlin-Brandenburg von Stephan Düfel mit dem Titel „Das Letzte: Wörterbuch der Jugendsprache“ (*Deutschbuch 9*: 121). Im Text werden Beispiele der Jugendsprache (vor allem einfallsreiche Neologismen) vorgestellt, und die Schüler bekommen die Aufgabe, diese auf ihre Authentizität hin zu überprüfen, bevor sie sodann „jedes Wort ins Hochdeutsche (Standarddeutsch)“ (ebd.: 122) übersetzen sollen. In dieser kontrastiven Methode der Sprachbetrachtung dient das Standarddeutsche als Vergleichsmaßstab, wobei durchaus die Gefahr besteht, die hier analysierte Jugendsprache der Standardsprache gegenüber als unterlegen zu verstehen. Die Jugendsprache, diesen Eindruck könnte man gewinnen, muss erst in eine allgemein verständliche Varietät übersetzt werden, bevor man mit ihr arbeiten kann.

Der zweite Text, der in dem Teilkapitel thematisiert wird, ist ein Ausschnitt aus dem Vorwort zu Hermann Ehmanns „Endgeil. Das voll korrekte Lexikon der Jugendsprache“ (ebd.: 123). Dabei wird vor allem der „Protestaspekt“ herausgestellt, der sich in einem bewussten Bruch mit „den herrschenden Normen“ (ebd.) äußere. Das Lernziel hinter der Präsentation der beiden Texte ist es, „die eigene Jugendsprache als Sprachvariante [sic] zu reflektieren, deren Leistung und Einschränkung zu erkennen und kritisch zu beleuchten“ (*Handreichung 9*: 102). Die eben angedeutete Einstellung zur Jugendsprache wird hier schon deutlicher, wenn von der „Leistung und Einschränkung“ der Jugendsprache die Rede ist. Hier wird implizit an einen Unzulänglichkeits-Diskurs angeknüpft, der nur zustande kommen kann, wenn man Jugendsprache mit der Standardsprache vergleicht. Sicherlich wäre die Jugendsprache nicht als Wissenschaftssprache geeignet, es ist aber auch nicht der intendierte Zweck einer solchen Varietät, der Vergleich ist folglich überflüssig. Überdeutlich wird die standardistische Grundausrichtung aber an einer anderen Stelle in der Handreichung, in der es bezüglich des ersten Textes heißt:

Der Text [...] dient [...] der Erkenntnis weiterer, bisher nicht beachteter sprachlicher Besonderheiten in der Jugendsprache, wie ungewöhnliche oder falsche Wortstellung, grammatikalisch unvollständige oder nicht korrekte Sätze, Verkürzung von Wörtern, Füllwörter und unpräzise Wörter („irgendwie“, „so“). (ebd.: 106)

Das eigentliche Problem ist nicht die Tatsache, dass sich hier eines Vergleichspunktes bedient wird, der in diesem Fall die Standardsprache darstellt. Bedenklich ist aber, dass hier von einer dezidiert falschen Wortstellung die Rede ist, auch die Formulierung „unvollständige oder nicht korrekte Sätze“ oder der Verweis auf „unpräzise Wörter“ stellen die Jugendsprache der Standardsprache gegenüber unterlegen dar und verweisen deutlich auf den Mythos des Defektivismus.

Der Rest des Teilkapitels ist der sogenannten ‚Kanak Sprak‘ (auch Kiezdeutsch genannt) gewidmet und wird in einem Beitrag von Maitz und Foldenauer (2015) analysiert. Die Autoren kritisieren unter anderem die stereotypische Darstellung der Sprecher als Problemjugendliche, wobei der Sprachgebrauch mit dem Wesen der Sprecher in Zusammenhang gebracht wird (Maitz / Foldenauer, 2015: 239). Hinzu kommt, dass das Kiezdeutsche lediglich als Kunstsprache abgetan wird, wodurch alles andere als ein realistisches Bild dieser Varietät gezeichnet wird (ebd.: 230). Besonders stören sich die Autoren an der Aufgabenstellung auf S. 124, die wie folgt lautet: „Schreibt die Texte in der Standardsprache (Hochdeutsch) nieder und verbessert dabei alle sprachlichen Fehler“ (*Deutschbuch 9*). Und weiter: „Vergleicht die Texte und bestimmt dann die Merkmale der Kanak-Sprak genau. Untersucht dazu Wortwahl, Satzbau, Grammatik und Stil“ (ebd.). Die Aufgabenstellung, die indirekt auf einen defektivistischen Diskurs Bezug nimmt, sehen Maitz und Foldenauer als „eine typische Manifestation [...] des *sprachlichen Standardismus*“ (231). Auch die Aufgabenstellung, die den drei Statements auf S. 125 folgt, halten sie für bedenklich. In Teilaufgabe 2b) heißt es nämlich: „Bewertet diesen Sprachtrend. Warum findet er so viele Nachahmer? Welche Gefahr steckt in der häufigen Verwendung dieser Sprache?“ (*Deutschbuch 9*). Es sei klar, was mit dieser Art der Fragestellung evoziert werden soll: Die Schüler sollen, dem Sprachverfallsmythos folgend, das Kiezdeutsche als „minderwertige, gefährliche Varietät“ (Maitz / Foldenauer, 2015: 231) bewerten. „Das ganze Kapitel ist [...] so aufgebaut, dass der Schüler nur zu dem Schluss kommen kann, diese Varietät wäre per se etwas Schlechtes“ (ebd.). Tatsächlich bestätigt die Handreichung die Einschätzung der Autoren, wenn zu verstehen gegeben wird:

Als Lernziel ist hier vor allem die Erkenntnis der Gefahren solcher Sprachtrends hervorzuheben: Deren Etablierung kann diskriminierend

oder bewusst ausschließend gemeint sein. Als Identifikationsmittel einer Gruppe fördern sie Parallelgesellschaften. (*Handreichung 9*: 108)

Es ist nicht ersichtlich, auf welche Weise die Etablierung des Kiezdeutschen (das hier als schlichter „Sprachtrend“ bezeichnet wird) „diskriminierend oder bewusst ausschließend gemeint sein“ soll. Diskriminierend sind vielmehr die stereotype Darstellung der Sprecher und die Parallelisierung von einer angeblich defizitären Sprechweise mit dem Wesen ihrer Sprecher. Es ist nicht das Kiezdeutsche, das Parallelgesellschaften fördert, es ist eine unreflektierte, intolerante Sprachbetrachtung, die hier in der Schule (!) vorgenommen wird.

Im dritten Teilkapitel werden Materialien präsentiert, die auf eine Auseinandersetzung mit dem Thema „Kann Jugendsprache diskriminierend sein?“ vorbereiten. Zu kritisieren ist hier weniger das Material, das durchaus zur Reflexion des eigenen Sprachgebrauchs anregt, als die verkürzte Sicht auf sprachliche Diskriminierung, da lediglich Diskriminierung *durch* Sprache thematisiert wird. Entsprechend heißt es im Grundwissen-Band des Verlags zu sprachlicher Diskriminierung:

Unter sprachlicher Diskriminierung wird eine Form des Sprachgebrauchs verstanden, bei der andere Personen oder Gruppen bewusst oder unbewusst herabgesetzt, abgewertet, beleidigt oder angegriffen werden. Sprachlich diskriminiert werden kann man auf der Wort- oder Begriffsebene durch die Verwendung von Namen, Bezeichnungen und Begriffen, die Geringschätzung zum Ausdruck bringen, z. B.: *Neger* an Stelle von Afroamerikaner oder Schwarzer, *Dienstmädchen* statt Haushaltshilfe, *Weichei/Softi* für einen emanzipierten Mann. (*Deutschbuch Grundwissen*: 212)

Es spricht nichts dagegen, den Schülern zu verdeutlichen, welche Macht sprachlichen Zeichen innewohnt und welchen Einfluss eine vermeintlich bloße Bezeichnung auf die sich dahinter verbergende Idee nehmen kann. Allerdings fehlt hier klar die Dimension der Diskriminierung *aufgrund* von Sprache – ein Umstand, der einmal mehr verdeutlicht, wie wenig man sich dieser Art des Unterscheidens bewusst ist.

Ausblick

Aus all dem ließe sich nun die Forderung an alle Sprecher formulieren, dass sie ihre ‚Brillen‘ abnehmen mögen, um so der sprachlichen Diskriminierung Einhalt zu gebieten. Dass wir allerdings die Wirklichkeit auf Basis bestimmter Ideologien auffassen, in diesem Sinne also alle ‚Brillenträger‘ sind, darf als allgemeingültig gelten. Entscheidend sind daher vielmehr die Folgen, die sich aus den sprachlichen Ideologien ergeben. Sie müssen von der Linguistik

dahingehend geprüft werden, ob sie für die Gesellschaft wünschenswert sind (Maitz, 2014: 8) und / oder ob sie in Einklang mit gesetzlichen und moralischen Verpflichtungen des Staates stehen. Eine Aufgabe der Linguistik muss folglich darin bestehen, über sprachliche Ideologien bewusst zu reflektieren, sie zu entlarven und kritisch zu hinterfragen (ebd.: 16).

Weiterhin gilt es, die Etablierung des Gebrauchsstandard-Konzeptes auch außerhalb der professionellen Linguistik stärker zu propagieren, um so das enge Standardverständnis der Öffentlichkeit zu überwinden. Auch hier sei die Sprachwissenschaft in die Pflicht genommen.

Zuletzt ist die Schule ein geeigneter Ort, sich des Zustandekommens der eigenen sprachlichen Einstellungen und Überzeugungen bewusst zu werden. Möchte der Deutschunterricht zur Offenheit und Toleranz erziehen, so ist ein Hinterfragen der festgefahrenen Werte und Normen gerade hier von größter Notwendigkeit. Das wäre im Sinne einer toleranten, pluralistischen Gesellschaft.

Literaturverzeichnis

- Ammon, Ulrich (2005): „Standard und Variation; Norm, Autorität, Legitimation“, in: Eichinger, Ludwig M. / Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?*, Berlin: de Gruyter, 28–40.
- Ammon, Ulrich et al. (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*, Berlin: de Gruyter.
- Barbour, Stephen / Stevenson, Patrick (1998): *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*, Berlin: de Gruyter.
- Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus (2004a): *Lehrplan für das bayerische Gymnasium. Fachprofil Deutsch*, <http://www.isb-gym8-lehrplan.de/contentserv/3.1.neu/g8.de/index.php?StoryID=26358>.
- Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus (2004b): *Lehrplan für das bayerische Gymnasium. Jahrgangsstufe 8*, <http://www.isb-gym8-lehrplan.de/contentserv/3.1.neu/g8.de/index.php?StoryID=26272>.
- Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus (2004c): *Lehrplan für das bayerische Gymnasium. Jahrgangsstufe 9*, <http://www.isb-gym8-lehrplan.de/contentserv/3.1.neu/g8.de/index.php?StoryID=26241>.
- Bußmann, Hadumod (1996): *The Routledge Dictionary of Language and Linguistics*, London, New York: Routledge.
- Davies, Winfred V. (2006): „Normbewusstsein, Normkenntnis und Normtoleranz von Deutschlehrkräften“, in: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*, Frankfurt a. M.: Lang, 483–491.
- Davies, Winfred V. / Langer, Nils (2006): *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present*, Frankfurt a. M.: Lang.
- Dittmar, Norbert (1997): *Grundlagen der Soziolinguistik – Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*, Tübingen: Niemeyer.
- Dittmar, Norbert / Schmidt-Regener, Irena (2001): „Das Deutsche in Deutschland und seine regionalen Varianten“, in: Helbig, Gerhard et al. (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*, 1. Halbband, Berlin/New York: de Gruyter, 520–532.
- Duden (2015): *Ausdrachwörterbuch. Unentbehrlich für die richtige Aussprache*, Berlin: Dudenverlag.
- Duden (2016): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*, Berlin: Dudenverlag.
- Elspaß, Stephan / Maitz, Péter (2011a): „„Dialektfreies Sprechen – leicht gemacht!“ Sprachliche Diskriminierung von deutschen Muttersprachlern in Deutschland“, in: *Der Deutschunterricht*, 63, 6, 7–17.

- Elspaß, Stephan / Maitz, Péter (2011b): „Sprache und Diskriminierung. Einführung in das Themenheft“, in: *Der Deutschunterricht*, 63, 6, 1–6.
- Elspaß, Stephan / Maitz, Péter (2012): „Pluralismus oder Assimilation? Zum Umgang mit Norm und arealer Sprachvariation in Deutschland und anderswo“, in: Günthner, Susanne et al. (Hrsg.): *Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm*, Berlin: de Gruyter, 43–60.
- Elspaß, Stephan / Maitz, Péter (2013): „Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘“, in: Hagemann, Jörg et al. (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*, Tübingen: Stauffenberg, 35–48.
- Fischer, Peter et al. (2013): *Sozialpsychologie für Bachelor. Lesen, Hören, Lernen im Web*, Berlin / Heidelberg: Springer.
- Gomolla, Mechthild / Radtke, Frank-Olaf (2009): *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*, Wiesbaden: VS.
- Günthner, Susanne (1993): „...weil man kann es ja wissenschaftlich untersuchen“ – Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in Weil-Sätzen“, in: *Linguistische Berichte*, 143, 37–59.
- Holmes, Janet (2013): *An Introduction to Sociolinguistics*, London / New York: Routledge.
- Klein, Wolf Peter (2013): „Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden?“, in: Hagemann, Jörg et al. (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*, Tübingen: Stauffenberg, 15–34.
- Kratzer, Hans (2012): „Bairisch als Anlass für Diskriminierung – Deutsch können nur die anderen“, in: *Süddeutsche Zeitung* Online, <http://www.sueddeutsche.de/bayern/mundart-als-anlass-fuer-diskriminierung-deutsch-koennen-nur-die-anderen-1.1561015-2>.
- Löffler, Heinrich (2010): *Germanistische Soziolinguistik*, Berlin: ESV.
- Maitz, Péter (2010): „Sprachpflege als Mythenwerkstatt und Diskriminierungspraktik“, in: *Ap-tum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*, 6, 1, 1–19.
- Maitz, Péter (2014): „Kann – soll – darf die Linguistik der Öffentlichkeit geben, was die Öffentlichkeit will?“, in: https://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrtuehle/germanistik/sprachwissenschaft/downloads/Maitz1/Maitz_final_2014.pdf.
- Maitz, Péter / Foldenauer, Monika (2015): „Sprachliche Ideologien im Schulbuch“, in: Kießendahl, Jana / Ott, Christine (Hrsg.): *Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven*, Göttingen: V&R, 217–234.
- Matthiessen, Wilhelm et al. (Hrsg.) (2006a): *Deutschbuch 8. Handreichungen für den Unterricht*, Berlin: Cornelsen.
- Matthiessen, Wilhelm et al. (Hrsg.) (2006b): *Deutschbuch 8. Sprach- und Lesebuch*, Berlin: Cornelsen.
- Matthiessen, Wilhelm et al. (Hrsg.) (2007): *Deutschbuch 9. Sprach- und Lesebuch*, Berlin: Cornelsen.
- Matthiessen, Wilhelm et al. (Hrsg.) (2008): *Deutschbuch 9. Handreichungen für den Unterricht*, Berlin: Cornelsen.
- Matthiessen, Wilhelm et al. (Hrsg.) (2010): *Deutschbuch. Grundwissen*, Berlin: Cornelsen.
- Mecheril, Paul / Scherschel, Karin (2007): „Rassismus“, in: Straub, Jürgen et al. (Hrsg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder*, Stuttgart: Metzler, 551–561.
- Milroy, James (1998): „Children Can’t Speak or Write Properly Any More“, in: Bauer, Laurie / Trudgill, Peter (Hrsg.): *Language Myths*, London: Penguin Books, 58–65.
- Milroy, Lesley (1998): „Bad Grammar is Slovenly“, in: Bauer, Laurie / Trudgill, Peter (Hrsg.): *Language Myths*, London: Penguin Books, 94–102.
- Neuland, Eva / Hochholzer, Rupert (2006): „Regionale Sprachvarietäten im muttersprachlichen Deutschunterricht“, in: Neuland, Eva (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*, Frankfurt a. M.: Lang, 175–190.
- Schader, Basil (2012): *Sprachenvielfalt als Chance. Das Handbuch. Hintergründe und 101 praktische Vorschläge für den Unterricht in mehrsprachigen Klassen*, Zürich: Orell Füssli.
- Sick, Bastian (2004): „Visas – die Mehrzahl gönnt mir“, in: *Spiegel Online. Zwiebelfisch*, <http://www.spiegel.de/kultur/zwiebelfisch/zwiebelfisch-visas-die-mehrzahl-goenn-ich-mir-a-292063.html>.
- Sick, Bastian (2005): „Weil das ist ein Nebensatz“, in: *Spiegel Online. Zwiebelfisch*, <http://www.spiegel.de/kultur/zwiebelfisch/zwiebelfisch-weil-das-ist-ein-nebensatz-a-350013.html>.
- Sick, Bastian (2006): „Nein, zweimal nein“, in: *Spiegel Online. Zwiebelfisch*, <http://www.spiegel.de/kultur/zwiebelfisch/zwiebelfisch-nein-zweimal-nein-a-394969.html>.
- Verein Deutsche Sprache (o. J.): *VDS in Kürze*, <http://www.vds-ev.de/verein>.

Von der Virgel zum Komma. Ein korpusbasierter Vergleich verschiedener Textsorten im 18. Jahrhundert

Christina Ringlstetter

Abstract: Das Komma stellt heute neben dem Punkt das am häufigsten gebrauchte Interpunktionsmittel dar. Bis zu Beginn der Aufklärung jedoch hatte der Vorgänger des Kommas, die Virgel, diese dominante Position inne. Der Beitrag analysiert die Entwicklung und Verwendung des Kommas und dessen historischem Vorläufer als wichtige und variationsreiche satzinterne Markierungszeichen. Die diachrone Interpunktionspraxis wird dabei als Ausdruck schriftsprachlichen Wandels im Zusammenspiel von Textpragmatik, System und Norm verstanden. Anhand von Drucken des 18. Jahrhunderts soll der Wechsel von der Virgel zum Komma synchron wie diachron an verschiedenen Textsorten untersucht werden.

Zur Person: Christina Ringlstetter studierte Gymnasiallehreramt für die Fächer Deutsch und Geschichte sowie Deutsch als Zweitsprache an der Universität Regensburg. Zugleich absolvierte sie den BA Germanistik. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Zulassungsarbeit/Bachelorarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Paul Rössler.

Schlagwörter: Interpunktion; Syntax; Kommasetzung; Sprachgeschichte

Im sprachwissenschaftlichen Diskurs wird die Interpunktion zumeist als spezifischer Bereich der Orthografie begriffen. Die Zeichensetzung bildet aber sowohl syntaktische, semantische als auch prosodische Elemente in grafischer Segmentierung ab. Damit ist die Interpunktion weniger Norm als vielmehr produktives Element des Sprachsystems und -gebrauchs. Heute versteht man unter Interpunktion „allgemein eine Zeichensetzung innerhalb von Texten, um – unterhalb der Grob-Gliederung [...] – Sinneinheiten zu verdeutlichen und zu gliedern“ (Bartsch, 1998: 515).

Während die syntaktische, semantische und pragmatische Synchronie der Zeichensetzungslehre ein Kernelement linguistischer Forschung sowie schu-

lischer und bildungssprachlicher Curricula ist, hat sich die diachrone Untersuchung der Interpunktion mittlerweile zwar als Teil der sprachwissenschaftlichen Forschung etabliert, speist sich jedoch zumeist aus zeitlich und thematisch begrenzten Untersuchungen und Studien. Mit den 1980er Jahren gewinnt die Interpunktionsforschung im deutschsprachigen Raum in der Schriftlinguistik an Bedeutung. Seit dieser Zeit wurden vor allem von Ursula Bredel und Beate Primus grundlegende Untersuchungen zum deutschen Interpunktions- und Kommasystem vorgelegt. Dennoch stellt die qualitative wie quantitative diachrone Interpunktionsforschung zur systematischen, epochen- und domänenspezifischen Verwendung von Satzzeichen weiterhin ein Forschungsdesiderat dar.

Die vorliegende Untersuchung fokussiert weitgehend die diachrone Entwicklung der Interpunktionszeichen Virgel und Komma, da diese mit Ausnahme des Punktes die am häufigsten gebrauchten Interpunktionszeichen darstellen. Im Rahmen einer empirischen Analyse werden die historischen Veränderungen in der Interpunktionspraxis an einem textsortenspezifischen Korpus untersucht. Als Hypothese wird angenommen, dass die Interpunktionszeichen bei gleichzeitiger Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung allmählich ineinander übergehen und nicht abrupt aufeinander wechseln. Weiterhin wird vermutet, dass sich die satzinternen Interpunktionsmittel im 18. Jahrhundert funktional spezialisieren.

Die zu untersuchenden Zeichen werden im Folgenden als Virgel (/), Beistrich (·) und Komma (,) benannt. Gleiche Satzzeichen wurden nicht immer mit denselben Namen bezeichnet und hatten andere Funktionszuschreibungen. Die uns heutige geläufige Form des Kommas existiert neben der Virgel bereits in Interpunktions-theorien des 15. Jahrhunderts, mit dem beginnenden 18. Jahrhundert setzt es sich auch im Gebrauch durch.

Virgel- und Kommasetzungsnormen im historischen Verlauf

In der Antike wird die Interpunktion als primär ästhetisch-rhythmische Gliederungsform von der Pausengestaltung dominiert. Die prinzipiell prosodische Zeichensetzung dient einer akustischen Syntax: „In der traditionellen diachronen Interpunktionsforschung besteht weitestgehend Einigkeit darüber, dass die frühen Interpunktions-systeme rhetorisch-intonatorisch determiniert waren“ (Kirchhoff, 2017: 21). Diese stehen dem hauptsächlich grammatisch-syntaktischen Prinzip der Gegenwartssprache gegenüber. Alle Entwicklungstendenzen werden daher auf die Polarität von rhetorischem und syntaktischem Prinzip zurückgeführt (Simmler 2003: 2473).

Die Vorstellung, dass die Interpunktion im Deutschen primär rhetorisch-intonatorisch geprägt war und erst allmählich zu einem grammatikalisch

bedingtem Übergang, wird vor allem von Besch (1981: 197 f.), Höchli (1981: 4) und Bartsch (1998: 517) vertreten. „Der Zeitraum zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert wird dabei meist als (unsystematischer) Zwischenstatus dargestellt, der zwischen den beiden Polen positioniert werden muss“ (Kirchhoff, 2017: 58). Um eine „Fokussierung nach der kommunikativen Informationsstruktur, nicht um Einschnitte zwischen Satzgliedern“ (Polenz, 2000: 249) bemüht, diente die Virgel primär der Markierung von Atempausen, Tempo- und Intonationseinschnitten. Das setzt voraus, dass sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts ein syntaktisch-grammatisch orientierteres Interpunktionssystem etablierte.

Generell werden das „sehr flexibel gehandhabte Universalzeichen“ (Polenz, 2000: 249) der Virgel und das Komma hinsichtlich ihrer Funktionalität wenig von den frühen Grammatikern differenziert (Simmler, 2003: 2487). Bis in das 18. Jahrhundert ist der tatsächliche Einfluss der Grammatiker auf zeitgenössische Gebrauchsnormen gering. Die Gründe hierfür liegen darin, dass man sich mit grundlegenden Inventarisierungen existierender Satzzeichen und einzelnen Funktionszuschreibungen begnügte und es keine normativen Forderungen ohne Integration vorhandener Interpunktionsnormen gab.

Die präskriptiven Forderungen und Regelungen der Sprachtheoretiker bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts berücksichtigen die Gebrauchsnormen des Satzzeichens in seiner Systematik also noch nicht ausreichend.

Nur eingeschränkt verweisen die Grammatiker auf die Polyfunktionalität von Interpunktionsnormen in Kombination mit orthographischen Mitteln, auf das Zusammenwirken verschiedener Interpunktionsnormen innerhalb von Texten, auf Haupt- und Nebenfunktionen bzw. primäre und sekundäre Funktionen einzelner Interpunktionsnormen und Repräsentationstypen: (Simmler, 2003, 2489)

Die Satzzeichen Virgel und Komma werden durch die Druck- und Verlags-geschichte gegenüber der handschriftlichen Tradition in ihrer Polyfunktionalität begrenzt und auf einzelne Gebrauchsnormen der Teilsatzmarkierung konzentriert, sie bleibt jedoch bestehen.

Die Grammatiken von Wyle (1462), Steinhöwel (1473), Nythart (1486), Ratke (1629), Gueintz (1641) und Schottel (1663) vertreten eine noch semantisch, rhythmisch-intonatorisch orientierte Kommasetzung. Rinas folgert, dass die rhetorische Periodenlehre auch im 17. Jahrhundert dominant bleibt (Rinas, 2014: 129). Mit Beginn des Buchdrucks steigt die Quantität der Interpunktionszeichen bei gleichzeitiger Abnahme ihrer rhetorischen Begründung an. Spätestens seit dem 17. Jahrhundert wird die Interpunktion als Teilbereich der Orthographie verhandelt. Die Verknüpfung von Interpunktion und Syntax führt zu einer terminologischen Ablösung von rhetorischen Gliederungskategorien (Rinas, 2017: 391). Mit den Sprachtheoretikern Freyer (1722),

Gottsched (1748), Adelung (1788) und Duden (1876) setzt sich dann die syntaktisch-strukturell dominierte Interpungierung durch.

Ursachen für den Funktionswandel finden sich in der Zeit der Aufklärung, der damit verbundenen Literalisierung der Gesellschaft in Form individualisierten, stillen Lesens und dem Bedürfnis nach optischer Textgliederung (Besch, 1981: 198). Diese Entwicklung löste eine zunehmende den Produzenten und Rezipienten ausblendende Konzeption in den Interpunktionslehren aus, wodurch „ein Funktionswandel im Zusammenhang mit veränderten Rezeptionsbedingungen und damit ihrer Einbettung in einen Handlungsrahmen erkennbar“ wird (Rössler, 2016: 276).

Die syntaktisch orientierte Interpunktion vertritt „die grundlegende Forderung der Aufklärungspädagogik, die Dinge vernünftig herzuleiten und sie einsichtig zu machen“ (Rinas, 2014: 151). Die Systematisierung der Interpunktion und Orientierung an syntaktischen Begriffen behält dennoch ein Bewusstsein für die rhetorische Dimension der Zeichensetzung bei. Auch gehen Normdiskurs und tatsächliche Verwendung noch auseinander, sodass System und Pragmatik selbst bei Grammatikern nicht deckungsgleich sind. Es gilt jedoch zu bedenken, „dass es im 15. bis 19. Jahrhundert noch gar keine Syntaxtheorie in unserem heutigen Verständnis gab, auf die sich die Frühgrammatiker hätten berufen können“ (Kirchhoff, 2017: 60).

Korpus und Analysemodell

Das Analysekorpus soll sowohl einen Längsschnitt als auch einen zeitlichen, räumlichen und domänenübergreifenden Querschnitt durch den Vergleich der Texte als funktionale Varietäten ermöglichen. Als Textsorten wurden eine philosophisch-mathematische Abhandlung Christian Wolffs, die Vorrede des medizinisch-pharmazeutischen Lexikons Johann Jacob Woyts als Gebrauchstext und die Bibelübersetzung Luthers (Matthäusevangelium) gewählt.

Das Korpus umfasst 30 gedruckte Texte aus verschiedenen Verlagsstätten vorwiegend des mittel- und oberdeutschen Raums zwischen 1708 und 1797. Gerade die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts stellt einen quantitativen Höhepunkt in der Produktion gedruckter Werke dar. Folgende Kriterien wurden an die Quellentexte angelegt:

- a. Die Texte liegen in gedruckter Form vor.
- b. Druckort und -zeitpunkt der Texte sind eindeutig feststellbar.
- c. Die Texte liegen in mindestens sechs Auflagen vor.
- d. Diese folgen im Abstand weniger Jahre aufeinander (min. 2; max. 14).
- e. Die Texte beinhalten keine literarische Prosa oder gebundene Sprache.
- f. Die Autoren waren kompetente und bedeutende Schreiber ihrer Zeit.
- g. Die Texte liegen als Digitalisat oder Faksimile vor.

Interpunktion und Wissenschaft: Christian Wolffs *Mathematische Lehr-Art*

Der Universalgelehrte, Jurist und Mathematiker Christian Freiherr von Wolff gilt als einer der bedeutendsten Philosophen in der Zeit der deutschen Aufklärung zwischen Leibniz und Kant. Da Wolff als wichtiger Vertreter des Naturrechts grundlegend für die Begriffsbildung in der Philosophie war – viele der von ihm definierten Begriffe wurden fester Bestandteil der Alltagssprache –, kann der Aufklärer als einer der einflussreichsten Autoren des frühen 18. Jahrhunderts angesehen werden. Besonders Wolffs *Mathematische Lehr-Art* von 1710 war ein Bestseller seiner Zeit und wurde auch in Auszügen vielfach wiederverlegt. Wolffs philosophisch-naturwissenschaftliche Lehrart als systematische Ausprägung des Rationalismus strebt die Einhaltung einer strengen Systematik beim Abfassen von Texten an.

Das Korpus erstreckt sich über zehn Auflagen, die von 1710 bis 1797 vor allem an zwei Druckereistandorten des Renger-Verlages veröffentlicht wurden.¹ Der Quellentext basiert auf den ersten zehn Paragraphen des Kapitels *Kurzer Unterricht von der Mathematischen Lehr-Art* aus Wolffs vierbändigen *Der Anfangs-Gründe aller Mathematischen Wissenschaften*.

Diachrone Analyse

Bei den Textauszügen handelt es sich um gedruckte Prosa, beginnend mit halber Titelseite und gegliedert durch Paragraphenzählung. Ausgehend vom ältesten Text lässt sich eine deutliche Differenz in der Summe der verwendeten Satzzeichen beobachten. Der Gebrauch der Interpunktionsmittel zur Satzbindendifferenzierung stellt sich im historischen Verlauf wie folgt dar:

¹ Als Textgrundlage dienen die Auflagen von 1710, 1724, 1728, 1732, 1737, 1737 (alle bei Renger, Halle an der Saale und Frankfurt / Leipzig), 1763 (Wien: Trattner), 1772, 1775 (beide bei Renger) und 1797 (Neuer Auszug; Marburg: Academische Buchhandlung).

Zeichen	Virgel /	Komma/Beistrich ,	Komma n. Antiqua ,	insgesamt
1710	32	-	1	33
1724	8	32	1	41
1728	40	1	2	43
1732	6	35	2	43
1737 (H)	4	36	2	42
1737 (F/L)	-	40	2	42
1763	-	46	2	48
1772	-	39	1	40
1775	-	47	2	49
1797	-	40	1	41

Tabelle 1: Verteilung der Satzzeichen in den Drucken von 1710 bis 1797.

Zwischen 7 (+21%) und 18 Satzzeichen (+48,9 %) werden in den jüngeren Ausgaben zusätzlich verwendet. Während die Virgel im Textausschnitt 32-mal gebraucht wird, tritt das Komma einmalig und inkonsequent in Antiqua zur Markierung nach dem lateinischen Fremdwort „Mathematicorum“ (§. 1.) auf.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
1710	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	/	wenn	meine	Gedancken	machen	/	daß	ich
1724	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	/	wenn	meine	Gedancken	machen	,	daß	ich
1728	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	/	wenn	meine	Gedancken	machen	/	daß	ich
1732	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	/	wenn	meine	Gedancken	machen	,	daß	ich
1737 (H)	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	,	wenn	ich	aus	meinen		Gedancken	
1737(F/L)	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	,	wenn	meine	Gedancken	machen	,	daß	ich
1763	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	,	wenn	ich	aus	meinen		Gedanken	
1772	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	,	wenn	meine	Gedanken	machen	,	daß	ich
1775	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	,	wenn	ich	aus	meinen		Gedancken	
1797	Es	ist	aber	mein	Begriff	klar	,	wenn	meine	Gedanken	machen	,	daß	ich

	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
1710	die	Sache	erkennen	kann	/	so	bald	sie	mir	Vorkommt	/	als	z.B.	daß
1724	die	Sache	erkennen	kann	,		sobald	sie	mir	Vorkommet	,	als	z.B.	daß
1728	die	Sache	erkennen	kann	/	so	bald	sie	mir	Vorkommet	/	als	z.B.	daß
1732	die	Sache	erkennen	kann	,	so	bald	sie	mir	Vorkommet	,	als	z.B.	daß
1737 (H)	die	Sache	erkennen	kann	,		sobald	sie	mir	Vorkommet	,	als	z.B.	daß
1737 (F/L)	die	Sache	erkennen	kann	,	so	bald	sie	mir	Vorkommet	,	als	z.B.	daß
1763	die	Sache	erkennen	kann	,		sobald	sie	mir	Vorkommt	,	als	z.B.	daß
1772	die	Sache	erkennen	kann	,	so	bald	sie	mir	Vorkommt	;	als	z.B.	daß
1775	die	Sache	erkennen	kann	,		sobald	sie	mir	Vorkommt	,	als	z.B.	daß
1797	die	Sache	erkennen	kann	,	so	bald	sie	mir	Vorkommt	;	als	z.B.	daß

	29	30	31	32	33	34	25	36	37	38	39	40	41	42	43
1710	ich	weiß	/	es	sey		diejenige	Figur	/	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1724	ich	weiß	,	es	sey	die	jenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1728	ich	weiß	/	es	sey	die	jenige	Figur	/	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1732	ich	weiß	,	es	sey		diejenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1737 (H)	ich	weiß	,	es	sey		diejenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1737 (F/L)	ich	weiß	,	es	sey		diejenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1763	ich	weiß	,	es	sey		diejenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1772	ich	weiß	,	es	sey		diejenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1775	ich	weiß	,	es	sey		diejenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.
1797	ich	weiß	,	es	sey		diejenige	Figur	,	welche	man	Einen	Triangel	nennet	.

Tabelle 2: Textbeispiel §. 6 (Christian Wolff).

Wie das Textbeispiel zeigt, werden untergeordnete Teilsätze verschiedenen Grades sowie der Relativsatz 1710 noch mit Virgel markiert. Auffällig ist, dass mit dem sechsten Paragraphen, zwar inkonsequent, aber deutlich die erste Satzbinndifferenzierung durch eine Virgel erfolgt, wenn der abzutrennende Teilsatz ein konditionaler ist und mit *wenn* eingeleitet wird. Das heißt, dass eine funktionale Differenzierung im Virgel- und Kommagebrauch hinsichtlich der Markierung untergeordneter Sätze vorgenommen wird. Eine weitere Besonderheit der Textstelle findet sich in den Ausgaben von 1772 und 1797, die zwar konsequent kommatieren, aber eine Virgel durch Semikolon ersetzen und damit eine syntaktische Unterordnung zu Gunsten stärkerer Sinnabtrennung aufgeben.

Aus dem diachronen Quellentextvergleich der ersten zehn Paragraphen des Kapitels *Kurzer Unterricht von der Mathematischen Lehr-Art* im beobachteten Zeitraum lässt sich Folgendes feststellen: Die erste Auflage weist wie erwartet konsequent Virgeln anstelle von Kommata auf. Lediglich eine Kommasetzung in Antiqua ist unmittelbar nach lateinischem Fremdwortgebrauch zu finden. Die Virgel dominiert gegenüber dem Komma in der Satzbinngliederung. Die rhetorisch orientierte Kommatierung zwischen Teilsätzen, die mit Konjunktionen des Typs *und/oder* verbunden sind, widerspricht den heutigen syntaktisch-grammatischen Kommaregelungen.

Im zweiten Quellentext von 1724 finden sich Virgeln in deutlich reduzierter Zahl. Das Komma wird zwar weiterhin nur in lateinischer Form gebraucht, dennoch wurde die Mehrzahl der Virgeln zur Satzbinensegmentierung durch den dem Komma typographisch nahen Beistrich ersetzt. Erstaunlich ist, dass im dritten Druck von 1728 zur Satzbinngliederung wieder ausschließlich Virgeln verwendet werden. 1728 wird konsequent nach allen im Textausschnitt auftretenden lateinischen Fremdwörtern ein Komma gesetzt. Die Auflage des Wolffschen Textes von 1732 weist eine starke Parallelität von Virgel und Komma beziehungsweise Beistrich zur Segmentierung auf. Das ausgeglichene Nebeneinander von Virgel und Komma wandelt sich 1737 zu Gunsten des Kommas zur syntaktischen Markierung.

Interessant ist, dass die Frankfurter Auflage von 1739 deutliche Unterschiede zu der Ausgabe des gleichen Jahres aus Halle aufweist. Im sechsten Druck ist die Virgel als solche erstmals vollständig verschwunden. Beistrich bzw. Komma dienen nun ausschließlich zur graphischen Segmentierung, sodass die Binarität von Virgel und Komma vollständig aufgehoben zu sein scheint. Dennoch besteht optisch weiterhin eine Differenzierung zwischen dem Zeichen zur Satzbinngliederung und der Markierung nach lateinischen Fremdwörtern. Die neue, verbesserte und vermehrte Auflage von 1763 zeigt analoge Ergebnisse zum Frankfurter Druck von 1739; es wird lediglich Komma gebraucht, eine strikte Abgrenzung der Kommata zur syntaktischen

Binnensegmentierung und Fremdwortmarkierung wird eingehalten. Auch der achte Druck des Quellentextes von 1772 folgt dieser Entwicklung des lückenlosen Virgelschwundes konsequent. Wenn in den Vorgängerauflagen noch nach lateinischen Fremdwörtern beziehungsweise Wortgruppen im Satz Komma in Antiqua gesetzt wurde, übernimmt das deutsche Komma zunehmend auch diese Position.

Die letztgenannte Tendenz lässt sich jedoch im Druck von 1775, der ebenfalls im Hallenser Renger-Verlag erschienen ist, nicht bestätigen. Deutsches und lateinisches Komma treten nebeneinander auf. Im letzten Druck des Quellentextes des Untersuchungszeitraums dominiert das neue Satzzeichen des Kommas bis auf die lateinische Fremdwortmarkierung im Binnensatz. Dies zeigt, dass die Kommaform in lateinischen Texten deutlich früher verwendet wird, „sodass schon im 17. Jahrhundert die lateinische Realisierung (,) mit der deutschen Form (,) kontrastiert wurde“ (Rinas, 2017: 180).

Interpunktion und Rezipient:

Johann Jacob Woyts *Gazophylacium medico-physicum*

Johann Jacob Woyt, Professor für Medizin in Königsberg, veröffentlichte nach einer Reihe bekannter medizinischer Arbeiten 1709 das Lexikon *Gazophylacium Medico-Physicum oder Schatz-Kammer Medicinisch- und Natürlicher Dinge* für Gelehrte und Laien. Dieses galt bis zum Beginn der Aufklärung als populärstes medizinisch-pharmazeutisches Nachschlagewerk und wurde vor allem bis zur Mitte des Jahrhunderts vielfach wiederverlegt und überarbeitet. Zwischen 1709 und 1767 erschienen 16 Auflagen des Lexikons. Im Sinne eines Gebrauchswerkes waren die Erklärungen zu den Lemmata prägnant und allgemeinverständlich gehalten, nicht nur an Fachkundige und Ärzte gerichtet, sondern dezidiert auch an Rezipienten aller Stände und Heilberufe. Das Lexikon Woyts stellt aufgrund seiner Verbreitung einen Meilenstein in der Popularisierung medizinisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse dar (vgl. Hirsch, 1962: 999).

Die empirische Analyse konzentriert sich auf den den Lexikoneinträgen vorangestellten *Vorbericht an die Leserschaft*. Diese Vorrede bleibt in den Auflagen bis 1743 nahezu identisch im Wortlaut der ersten Ausgabe von 1709.²

² Als Textgrundlage dienen folgende Auflagen: 1709, 1. Auflage; 1722, 3. Auflage; 1734, 8. Auflage; 1737, 9. Auflage; 1740, 10. Auflage; 1743, 11. Auflage; alle bei Lanckisch in Leipzig.

Diachrone Analyse

Der Text präsentiert sich fortlaufend ohne Nummerierung oder Markierung von Absätzen. Da sich die Halbvirgel im Druckbild formal noch von der Virgel unterscheidet, wird eine Differenzierung vorgenommen. Diachron betrachtet, verteilen sich die verwendeten Satzzeichen wie folgt:

Zeichen	Virgel /	Komma (Halbvirgel) /	Komma n. Antiqua ,	insgesamt
1709	29	14	6	49
1722	5	37	6	48
1734	-	44	5	49
1737	-	44	5	49
1740	-	44	5	49
1743	-	44	5	49

Tabelle 3: Verteilung der Satzzeichen in den Drucken von 1709 bis 1743.

Die Quantität der Interpunktionszeichen ist mit -1 (-2,04%) ausgehend vom ältesten Text auffällig konstant. In der ersten Auflage wird die Virgel in der Vorrede noch 29-mal gesetzt, eine formal reduzierte Form als Halbvirgel beziehungsweise Komma 14-mal sowie sechsmal Komma in Antiqua nach lateinischen Eigennamen und Fremdwörtern. Der Text weist bereits ein breites Nebeneinander satzbinnengliedernder Interpungierungsmittel auf.

In der achten Auflage von 1734 ist der Übergang der Virgel zum Komma abgeschlossen. Gegenüber dem Textausschnitt von 1722 findet sich eine weitere Kommastelle. 49 Kommata dienen ausschließlich der Satzbinnendifferenzierung und nehmen funktional die ehemaligen Positionen der Virgel ein. Der typologische Unterschied zum Komma nach Antiqua bleibt jedoch bestehen. Nach lateinischem Fremdwort wird konsequent in Antiqua interpungiert. Die mit der Auflage von 1734 beschrifteten Veränderungen in der Interpunktion bleiben in den nachfolgenden Textausgaben von 1737, 1740 und 1743 konstant, sodass weder quantitative noch funktionale Veränderungen im Kommagebrauch zu konstatieren sind.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
1709	Allein	der	Hochgeneigte	Leser	wird	nicht	Verargen	/	daß	man	,
1722	Allein	der	Hochgeneigte	Leser	wird	nicht	Verargen	,	daß	man	,
1734	Allein	der	Hochgeneigte	Leser	wird	nicht	Verargen	,	daß	man	,
1737	Allein	der	Hochgeneigte	Leser	wird	nicht	Verargen	,	daß	man	,
1740	Allein	der	hochgeneigte	Leser	wird	nicht	Verargen	,	daß	man	,
1743	Allein	der	hochgeneigte	Leser	wird	nicht	Verargen	,	daß	man	,

	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
1709	diesem	ungeachtet	/	gegenwärtiges	Buch	zu	ediren	/	sich	animiren	lassen	.
1722	diesem	ungeachtet	,	gegenwärtiges	Buch	in	Druck zu stellen		sich	animiren	lassen	.
1734	diesem	ungeachtet	,	gegenwärtiges	Buch	in	Druck zu stellen		sich	animiren	lassen	.
1737	diesem	ungeachtet	,	gegenwärtiges	Buch	in	Druck zu stellen		sich	animiren	lassen	.
1740	diesem	ungeachtet	,	gegenwärtiges	Buch	in	Druck zu stellen		sich	animiren	lassen	.
1743	diesem	ungeachtet	,	gegenwärtiges	Buch	in	Druck zu stellen		sich	animiren	lassen	.

Tabelle 4: Textbeispiel (Johann Jacob Woyt).

Das Textbeispiel, der siebte Satz der Vorrede, ist besonders interessant, denn bei der Subordination mit *dass* findet 1722 der konsequente funktionelle Wechsel von der Virgel zum Komma statt. Anders verhält es sich bei der Herausstellung innerhalb der Subordination. Im Text von 1709 wird die Parenthese bereits mit Komma eingeleitet, jedoch mit Virgel geschlossen. Der Interpungierung zufolge wird die Herausstellung in der Auflage von 1722 als solche nicht erkannt und dementsprechend nur die Infinitivkonstruktion markiert. Erst mit dem Text von 1734 wird die Parenthese syntaktisch wie systematisch durch paariges Komma abgetrennt. Bei der letzten Infinitivkonstruktion wird nur 1709 eine Virgel gesetzt, die in den folgenden Ausgaben verschwindet, aber funktional nicht durch Komma ersetzt wird.

Der empirische Längsschnitt des „Vorberichts an den hochgeneigten Leser“ des Lexikons zeigt folgende Ergebnisse: Die erste Auflage weist analog zur Arbeitshypothese eine deutliche Dominanz der Virgel zur Satzbinendifferenzierung auf. Allerdings herrscht bereits im Text von 1709 ein paralleles Nebeneinander von Virgel und Komma. Die Satzzeichen sind sich graphematisch noch sehr nahe. Die Kommasetzung in Antiqua nach lateinischen Einheiten bleibt von der Erstaussgabe bis 1743 konsequent. Lediglich aus syntaktisch motivierten Gründen, nach denen kein Komma zwischen den letzten Konstituenten einer Reihung mit *und* gesetzt wird, wird eine dieser Kommastellen ab der Auflage von 1734 aufgegeben.

Der zweite Textauszug folgt der Tendenz des parallelen Gebrauchs der Interpungierungsmittel. Auffällig ist jedoch, dass 1722 bereits ein quantitativer wie funktionaler Übergang von der Virgel zum Komma stattgefunden hat. Ab der Auflage von 1734 ist die Virgel als solche erstmals vollständig verschwunden und wird durch Kommata zur Satzbinendifferenzierung ersetzt. Der lückenlose Virgelschwund ist zwischen 1722 und 1734 abgeschlossen, sodass die Auflagen von 1737, 1740 und 1743 ganz in der Tradition des Textes von 1734 stehen. Die ehemaligen Funktionen der Virgel als satzinternes Interpungierungsmittel werden ausschließlich – abgesehen nach lateinischen Lexemen – auf das moderne Komma übertragen. Sehr früh hat das Komma die Funktion der Markierung relativer Nebensätze von der Virgel übernommen. Auch die syntaktische Markierung von Herausstellungskonstruktionen wird bereits früh funktional dem Komma zugewiesen.

Eine Funktionsverschiebung auf andere satzinterne Zeichen – gemeint sind Semikolon und Kolon – ist an keiner Stelle zu beobachten. Diese Entwicklung widerspricht dem erwarteten Ergebnis, dass im Zuge des Übergangs der Virgel zum Komma eine Ausdifferenzierung und Funktionsverschiebung des Interpunktionsinventars erfolgt. Der ausschließliche Wechsel von der Virgel zum Komma lässt sich daher auch domänenspezifisch erklären. Da die Virgel in der philosophischen Abhandlung Wolffs nicht nur syntaktische,

sondern stärker auch semantische Kategorien abbildet, findet beim Verschwinden des Satzzeichens eine Spezialisierung des Interpunktionsreperitoires statt. Dagegen erfolgt der Wechsel zum Komma am Beispiel von Woyts Nachschlagewerk im Gebrauchstext früher und konsequenter.

Interpunktion und Tradition: Das Matthäusevangelium nach Martin Luther

Da Martin Luther zu den kompetentesten Schreibern seiner Zeit gezählt werden kann, erweist sich die Bibelübersetzung für eine domänenvergleichende Korpusanalyse als sehr fruchtbar. „In den Bibelübersetzungen legt er [=Luther] größten Wert auf Orthographie und arbeitete mit den bedeutendsten Schreibern, Druckern und Schriftsetzern zusammen, die in ihrer Zeit für hervorragende Arbeit bekannt waren“ (Kirchhoff, 2017: 66).

Da Bibeln zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu deutlich geringeren Kosten gedruckt werden konnten, erreicht die Bibelproduktion und -rezeption einen neuen Höhepunkt. Vor allem die Waisenhausdruckerei unter Förderung der Cansteinischen Bibelanstalt in Halle an der Saale war eine der bedeutendsten Verlagsstätten für religiöse Texte ihrer Zeit. 1710 gründete Carl Hildebrand Freiherr von Canstein zusammen mit August Hermann Francke eine Bibel-druckanstalt, um dem Bibelmangel im deutschsprachigen Raum entgegenzuwirken. Mithilfe der revolutionären Technik des sogenannten Stehsatzes wurden erstmals Drucktafeln aufbewahrt und für weitere Auflagen unverändert wiederverwendet. Der ‚stehende‘ Satz wirkt textstabilisierend, und die Übersetzung des Neuen Testaments durch Martin Luther bleibt fast 300 Jahre unverändert. „1775 vermeldete die Bibelanstalt, dass über eine Million Vollbibeln und dazu 700 000 Exemplare des Neuen Testaments in den letzten 30 Jahren verkauft worden seien“ (Günther, 2017: 39). Diese nahezu perfekte Wortkonstanz des Quellentexts bietet eine hohe Vergleichbarkeit in Hinblick auf die diachrone Interpunktionspraxis.

Das Korpus umfasst 14 Auflagen, die im Zeitraum von 1708 bis 1797 an vier unterschiedlichen Druckorten verlegt wurden, sodass sich neben dem zeitlichen Faktor auch der räumliche als Analysekategorie darstellt.³ Der Quellentextausschnitt umfasst die Verse sieben bis zwölf des zweiten Kapitels des Matthäusevangeliums, die *Huldigung der Sterndeuter*.

³ Als Textgrundlage dienen die Drucke von 1708, 1710, 1720 (alle bei Gleditsch/Weidmann, Leipzig), 1714, 1723, 1736, 1756, 1763, 1771 (alle bei Waisenhaus, Halle an der Saale), 1729 (bei Franck, Tübingen), 1730 (bei Zobel, Altdorf) und 1789 und 1797 (in der Cansteinischen Bibelanstalt, Halle an der Saale).

Diachrone Analyse

Der Auszug (Mt 2, 7-12) liegt als gedruckte Bibelübersetzung vor, die zum Teil durch Absätze gegliedert und durch Verszählung nummeriert ist.

7. Da berief Herodes die weisen heimlich, und erlernete mit fleiß von ihnen, wenn der stern erschienen wäre; (1797)

Zeichen	Virgel /	Komma ,	Punkt .	Fragezeichen ?	Semikolon ;	Kolon :	Insgesamt
1708	24	-	6	1	-	1	32
1710	24	-	7	-	-	1	32
1714	-	23	7	-	-	1	31
1720	-	23	7	-	-	1	31
1723	-	20	7	-	3	1	31
1729	22	-	7	-	3	1	33
1730	21	-	7	-	3	1	32
1736	-	21	7	-	3	1	32
1742	-	22	7	-	3	1	33
1756	-	17	8	-	2	5	32
1763	-	17	8	-	2	5	32
1771	-	17	8	-	4	3	32
1789	-	21	6	-	3	1	31
1797	-	21	6	-	3	1	31

Tabelle 5: Verteilung der Satzzeichen in den Drucken von 1710 bis 1797.

Die Wirkung des Stehsatzes zeigt sich an der Konstanz der Gesamtzahl der Interpunktionszeichen, die ausgehend vom ältesten Text nur um -1 bis +1 (-/+3,12%) differieren. Bereits in den Texten von 1714 bis 1723 wurde die Virgel konsequent durch Kommata zur Satzbindendifferenzierung ersetzt. Ein paralleles Nebeneinander von Virgel und Komma ist nicht zu beobachten. Die Tübinger Bibelausgabe von 1729 sowie der Altdorfer Text von 1730 können hinsichtlich der Interpunktion als konservativ eingestuft werden, da Virgeln dominant zur Satzbindenmarkierung gebraucht werden. Die Anzahl der Virgelsetzungen ist im Vergleich zu den ältesten untersuchten Auflagen bereits reduziert, sodass ein langsamer Virgelschwund erkennbar wird. Ab 1723 ist eine Ausweitung des Interpunktionsrepertoires durch Semikolon und damit eine funktionale Spezifizierung der Satzzeichen zu konstatieren. Diese Tendenz setzt sich in den Ausgaben von 1736 (Halle) und 1742 (Altdorf) fort, in denen der Wechsel der Virgel auch funktional zum Semikolon erfolgt. In den jüngeren Texten, den Hallenser Auflagen von 1756, 1763 und 1771 findet eine weitere funktionale Spezifizierung der satzbinnengliederenden Satzzeichen zu Lasten des Kommas durch den verstärkten Gebrauch von Kolon zur intrasententialen Markierung statt. Die jüngsten untersuchten Bibelaufgaben von 1789 und 1797 zeigen dagegen eine Rückverlagerung zur Satzbindenkennzeichnung auf das Komma. Damit gleicht die Interpunktionspraxis in

Wechsel von der Virgel zum Komma

den jüngsten Texten der Entwicklung von 1723 bis 1742. Die beschriebenen Ergebnisse zeigen sich besonders an folgendem Textbeispiel:

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
1708	Und	siehe	/	der	Stern	/	den	sie	im	Morgenland	gesehen	hatten	/	gieng	für
1710	Und	siehe	/	der	stern	/	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	/	gieng	für
1714	Und	sihe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für
1720	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	gieng	für
1723	Und	sihe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für
1729	Und	sihe	/	der	stern	/	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	/	gieng	für
1730	Und	sihe	/	der	stern	/	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	/	gieng	für
1736	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für
1742	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	gieng	für
1756	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für
1763	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für
1771	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für
1789	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für
1797	Und	siehe	,	der	stern	,	den	sie	im	morgenland	gesehen	hatten	,	ging	für

	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33
1708	ihnen	hin	/	biß	daß	er	kam	/	und	stund	oben	über	/	da	das	Kindlein	war	.
1710	ihnen	hin	/	bis	daß	er	kam	/	und	stund	oben	über	/	da	das	kindlein	war	.
1714	ihnen	hin	,	bis	daß	er	kam	,	und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1720	ihnen	hin	,	bis	daß	er	kam	,	und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1723	ihnen	hin	,	bis	daß	er	kam	,	und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1729	ihnen	hin	/	biß	daß	er	kam	/	und	stund	oben	über	/	da	das	kindlein	war	.
1730	ihnen	hin	/	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	/	da	das	kindlein	war	.
1736	ihnen	hin	,	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1742	ihnen	hin	,	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1756	ihnen	hin	:	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1763	ihnen	hin	:	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1771	ihnen	hin	:	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1789	ihnen	hin	,	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.
1797	ihnen	hin	,	bis	daß	er	kam		und	stund	oben	über	,	da	das	kindlein	war	.

Tabelle 6: Textbeispiel Matthäus 2,9 (Martin Luther).

Im Vers Mt 2,9 wird die Subordination 1708, 1710 sowie 1729 und 1730 mit Virgel vom Trägersatz getrennt. In alle anderen Ausgaben wird die Markierung der Satzgrenze auf das Komma übertragen. Diese Praxis entspricht den heutigen Kommaregelungen und lässt ein syntaktisches Interpungieren erkennen. Der Textauszug beinhaltet eine Herausstellungskonstruktion in Form des Imperativs „Und siehe“. Dieser wird in den ältesten und den konservativen Textausgaben mit Virgel, in den späteren Auflagen mit Komma gekennzeichnet. Ein allmählicher, aber dezidiertes, funktionaler Übergang der Virgel zum Komma ist festzustellen.

Der diachrone Quellentextvergleich des zweiten Kapitels des Matthäusevangeliums der 14 Bibelaufgaben von 1708 bis 1797 lässt Folgendes erkennen: Die ältesten Ausgaben von 1708 (Leipzig) und 1710 (Leipzig) weisen mit Ausnahme eines Kolons nur Virgeln zur Satzbinsegmentierung auf. Mit

den untersuchten Texten von 1714 (Halle), 1720 (Leipzig) und 1723 (Halle) ist der Übergang der Virgel zum Komma bereits vollzogen. Erst ab 1723 (Halle) konkurriert das Komma mit einem breiteren Interpunktionsinventar um die ehemaligen Funktionen der Virgel.

Der Tübinger Druck von 1729 sowie der Altdorfer Text von 1730 werden in dieser Untersuchung als konservative Auflagen bezeichnet, da sie trotz der Tendenz des Wechsels zum Komma nur Virgeln aufweisen. Im Gegensatz zur Cansteinischen Bibelanstalt in Halle wurden die Bibeln in den Verlagsorten Tübingen und Altdorf nicht im unveränderlichen Stehsatz-Verfahren gedruckt. Sonderegger bezeichnet den Zeitraum Mitte des 17. Jahrhunderts bis Ende des 18. Jahrhunderts als „[u]neinheitliche Weiterentwicklungsphase der dt. Bibelübersetzung zwischen Traditionalismus und auseinanderstrebender Neuübertragung“ (Sonderegger, 1998: 231). Zudem kann der sogenannte „lutherische Filter“ (ebd.: 230) als Erklärung dafür dienen, dass spätere Generationen die letzte Fassung Luthers von 1545 höchst konservativ im Sinne eines Verharrens auf der Vorlage bearbeiteten. Das heißt, Eingriffe in die lutherische Bibelübersetzung wurden kirchenamtlich über Jahrhunderte weitgehend vermieden. Besch (2014: 59) spricht vom Signum der Lutherbibelsprache und gleichzeitigem „sprachlichen Veraltern der ‚Stehsatz-Bibel‘“. Die Tendenz zur Satzzeichenspezialisierung zeigt sich aber auch in diesen konservativen Ausgaben. Ab 1736 (Halle) ist der Übergang zum Komma endgültig. Dennoch weisen die Texte bis 1797 eine deutliche Differenz in der Gesamtzahl der verwendeten Kommata zugunsten von Semikola und Kola auf. Die Pausierung wird in der Luther-Bibel noch hoch gewichtet, da es sich um eine additive Syntax handelt, „wo die verschiedenen Tätigkeiten nacheinander entfaltet und dem Hörer zum meditativen Mitgehen und Nachvollziehen dargeboten werden“ (Stolt, 1990: 168).

In den jüngsten Bibelaufgaben von 1789 (Halle) und 1797 (Halle) lässt sich jedoch eine Rückverlagerung der Virgelfunktionen auf das Komma feststellen. Auffällig ist, dass die Gesamtzahl der Interpunktionszeichen ausgehend vom ältesten Text der Analyse im Vergleich der anderen Textsorten nahezu nicht differiert. Einer Einebnung der rezipientenbezogenen intonatorischen Pausenmarkierung kann daher nur partiell beobachtet werden, auch wenn in der sakralen Literatur die Anbindung der Interpunktion an die Rhetorik länger weitergeführt wurde (vgl. Rinas, 2017: 118). Während der Text zu Beginn des Jahrhunderts noch stark rhetorisch geprägt ist, orientiert sich die Interpunktionspraxis zunehmend am grammatisch-syntaktischen Prinzip.

Entgegen der Hypothese zeigt der Bibelauszug im diachronen Vergleich kein Nebeneinander von Virgel und Komma. Damit vollzieht sich der Wechsel nicht wie erwartet fließend im Text, sondern vielmehr über die verschiedenen Druckorte und -zeitpunkte.

Ergebnisse des Textsortenvergleichs

Die Binnendifferenzierung zwischen Virgel und Komma wird in allen Ausgaben tendenziell beibehalten. Auch wenn sich der Erstdruck von Wolffs philosophisch-mathematischem Traktat *Kurzer Unterricht von der Mathematischen Lehr-Art* von 1710 neben der Virgel auch des Punktes, Kolons und der Trennstriche bedient, so dominiert die Virgel die Satzbinsegmentierung eindeutig. In den 1720er Jahren herrscht eine Parallelität von Virgel und Beistrich beziehungsweise Komma vor, die jedoch bis 1736 eine Asymmetrie zu Lasten der Virgel zeigt. 1737 ist die grafische Opposition von Virgel und Komma aufgehoben. Die Virgel wird konsequent durch Kommata ersetzt.

Der naturwissenschaftliche Gebrauchstext Johann Jacob Woyts, *Gazophylacium Medico-physicum*, weist in der Erstauflage eine deutliche Dominanz der Virgel zur Satzbinendifferenzierung auf. Beim Vergleich der untersuchten Textsorten lässt sich sehr früh, also bereits 1709, ein paralleles Nebeneinander von Virgel und Komma feststellen. Diese Parallelität ist auch noch 1722 zu beobachten. Der schrittweise erfolgte Virgelschwund ist zwischen 1722 und 1734 abgeschlossen. Die ehemaligen Funktionen der Virgel als satzinternes Interpungierungsmittel werden vollständig – mit Ausnahme nach lateinischen Lexemen – auf das moderne Komma übertragen. Eine Funktionsverschiebung auf andere satzinterne Zeichen – also Semikolon und Kolon – ist an keiner Stelle zu beobachten. Der ausschließliche Wechsel von der Virgel zum Komma lässt sich daher domänenspezifisch erklären. Da die Virgel in der philosophischen Abhandlung nicht nur syntaktische, sondern stärker auch semantische Kategorien abbildet, findet beim Verschwinden des Satzzeichens eine Spezialisierung des Interpunktionsrepertoires statt. Dagegen erfolgt der Wechsel zum Komma im Gebrauchstext früher und konsequenter.

Der theologische Kerntext der lutherschen Bibelübersetzung zeigt als einzige Domäne keine parallele Existenz der Satzzeichen Virgel und Komma. Damit vollzieht sich der Wechsel der fokussierten Interpunktionszeichen nicht wie erwartet schrittweise, sondern abrupt im einzelnen Text und vielmehr über die verschiedenen Druckorte und -zeitpunkte hinweg. Im Gegensatz zu den anderen Textsorten finden sich nur in den Bibelauszügen konservative Drucke entgegen der Tendenz des Wechsels der Virgel zum Komma. 1736 ist der endgültige Übergang zum Komma erfolgt. Dennoch lässt sich in der Analyse des Matthäusevangeliums die Tendenz zur Satzzeichenspezialisierung und Funktionsverlagerung nachweisen. Einzig in den Bibeltexten konkurriert das Komma mit einem breiteren Interpunktionsinventar um die ehemaligen Funktionen der Virgel. Die jüngsten Texte von 1789 und 1797 zeigen jedoch eine Rückverlagerung der Virgelfunktionen vor allem auf das Komma. Es zeigt sich, dass die Interpungierungspraxis von 1708 bis 1797 hinsichtlich der Abtrennung untergeordneter Teilsätze grundsätzlich den

Prinzipien späterer Interpunktions-theorien folgt, sodass von einer „Standardisierung unserer Schriftsprache“ (Besch, 1981: 195) die Rede sein kann. Ende des 18. Jahrhunderts scheint die Interpunktionspraxis domänenunabhängiger zu werden.

In der Produktion gedruckter Texte waren neben Autor und Verleger weitere Aktanten, beispielsweise Drucker, Setzer und Lektoren, involviert, die zur hohen Varianz des Interpunktionsrepertoires beitrugen. Daher kann der „Vergleich von Korpora, die sich aus unterschiedlichen Texten zusammensetzen, [...] gewiss nur eine grobe Tendenz an allgemeinen quantitativen Veränderungen aufzeigen“ (Masalon, 2014: 120). Nicht nur die Autoren dürfen somit für Differenzen in der historischen Entwicklung der Interpunktionspraxis verantwortlich sein. Es gilt zu bedenken, dass auch Verleger und Drucker des 18. Jahrhunderts über implizites syntaktisches oder sogar explizites Wissen über Buchdruckerhandbücher und Regelapparate in Bezug auf die Zeichensetzung verfügten. Es bedarf daher anschließender, diachroner Untersuchungen zur Offizinen- und Verlagsgeschichte.

In der Zeit der beginnenden Aufklärung hat sich mit Punkt, Komma, Kolon und Semikolon der Kernbereich des deutschen Interpunktionsinventars etabliert. Laut Kirchhoff (2017: 67) ist in dieser Phase eine entscheidende Ausdifferenzierung des Repertoires und der Form der Interpunktionszeichen zu beobachten. Dennoch sind die zentralen Kommatierungsstellen bereits syntaktisch klar. Die Mehrzahl der Virgeln lässt sich nach Kirchhoff und Primus durch die drei Bedingungen der deutschen Kommasetzung erklären: Kommatiert wird erstens zwischen satzwertigen wie nicht-satzwertigen Einheiten einer Konstituentenebene, den sogenannten syntaktischen Schwestern, zweitens zwischen koordinativen Verknüpfungen mit oder ohne Konjunktionen und losen Herausstellungen wie Parenthesen und drittens an internen Satzgrenzen durch Subjunktionen, Subjekt-, Objekt- oder Relativsätze. (Kirchhoff/Primus, 2014: 219).

Da aber auch mit *und* verbundene Hauptsätze durch Virgel und damit auch Komma als zusätzliche Untergliederungen des Sprechrhythmus segmentiert werden, scheint die Interpunktionspraxis abgesehen von normativen und präskriptiven Ansätzen auch noch rhetorisch geprägt zu sein, da sich Kommasetzung und Intonation nicht ausschließen müssen (vgl. Kirchhoff, 2017: 24). So erweist sich die Interpunktionspraxis im 18. Jahrhundert als Gesamtheit semantischer, syntaktischer und intonatorischer Prinzipien. Dennoch ist der Kern des deutschen Kommasystems in jener Zeit bereits syntaktisch-grammatisch determiniert und kommt den heutigen Normen bereits sehr nahe.

Literaturverzeichnis

- Adelung, Johann Christoph (1754): *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen*, Leipzig: Breitkopf, Nachdruck Hildesheim/New York: Olms 1971.
- Bartsch, Elmar (1998): „Interpunktion“, in: Gert Ueding (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. IV Hu-K, Tübingen: Niemeyer, 515–526.
- Besch, Werner (1981): „Zur Entwicklung der deutschen Interpunktion seit dem späten Mittelalter“, in: Kathryn Smiths (Hrsg.): *Interpretation und Edition deutscher Texte des Mittelalters*, Berlin: Erich Schmidt, 187–206.
- Besch, Werner (2014): *Luther und die deutsche Sprache. 500 Jahre deutsche Sprachgeschichte im Lichte der neueren Forschung*, Berlin: Erich Schmidt.
- Bredel, Ursula/Primus, Beate (2007): „Komma et Co: Zwiegespräch zwischen Grammatik und Performanz“, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 26, 81–131.
- Freyer, Hieronymus (1735): *H.F.s Anweisung zur Teutschen Orthographie*, Dritte Auflage, Halle: Waisenhaus.
- Gottsched, Johann Christoph (1762): *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*, Leipzig: Wolfgang Deer, Nachdruck Hildesheim/New York: Olms, 1970.
- Gueintz, Christian (1641): *Deutscher Sprachlehre Entwurf*, Köthen: Fürstliche Druckerei.
- Günther, Hartmut (2017): *Mit Feuereifer und Herzenslust. Wie Luther unsere Sprache prägte*, Berlin: Duden.
- Hirsch, August (1962): *Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker*, Bd. 5, München/Berlin: Urban & Schwarzenberg.
- Höchli, Stefan (1981): *Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen. Eine kritische Darstellung der Lehrschriften von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*, Berlin, New York: de Gruyter.
- Kirchhoff, Frank (2017): *Von der Virgel zum Komma. Die Entwicklung der Interpunktion im Deutschen*, Heidelberg: Winter Universitätsverlag.
- Kirchhoff, Frank/ Primus, Beatrice (2014): „The architecture of punctuation systems. A historical case study of the comma in German“, in: *Written Language and Literacy* 17, 195–224.
- Masalon, Kevin Christopher (2014): *Die deutsche Zeichensetzung gestern, heute – und morgen (?): Eine korpusbasierte, diachrone Untersuchung der Interpunktion als Teil schriftsprachlichen Wandels im Spannungsfeld von Textpragmatik, System und Norm unter besonderer Berücksichtigung des Kommas*, Dissertationsschrift, Duisburg-Essen. Online verfügbar unter: http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-36075/Dissertation_Masalon.pdf, Stand: 2017.
- Nythart, Hans (1468): *Publius Terentius Afer, Eunuchus*, Ulm: Conrad Dincmut, Nachdruck Dietikon/Zürich: Stocker, 1970.
- Polenz, Peter von (2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1 Einführung, Grundbegriffe: 14. bis 16. Jahrhundert*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Ratke, Wolfgang: *W.R.s Schriften zur deutschen Grammatik (1612–1630)*, hrsg. v. Erika Ising, Berlin: Akademie-Verlag, 1959.
- Rinas, Karsten (2014): „Von der Rhetorik zur Syntax: Die deutsche Interpunktionslehre im Zeitalter der Aufklärung“, in: *Sprachwissenschaft* 39/2, 115–181.
- Rinas, Karsten (2017): *Theorie der Striche und Punkte. Die Geschichte der deutschen Interpunktionslehre*, Heidelberg: Winter Universitätsverlag.
- Rössler, Paul (2016): „Pragmatik der Interpunktion an einem Beispiel der Kommasetzung“, in: Peter Ernst/ Martina Werner (Hrsg.): *Linguistische Pragmatik in historischen Bezügen*, Berlin/ Boston: de Gruyter, 273–284.

- Schottelius, Justus Georg (1651): *J.G.S.ii J.V.D. Teutsche Sprachkunst*. Zum anderen mahl heraus gegeben im Jahr 1651, Braunschweig: Christoph Friedrich Zilliger.
- Simmler, Franz (2003): „Geschichte der Interpunktionsysteme im Deutschen“, in: Werner Besch: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Bd. 3/2, Berlin: de Gruyter, 2472–2504.
- Sonderegger, Stefan (1998): „Geschichte deutschsprachiger Bibelübersetzungen in Grundzügen“, in: Werner Besch (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Bd. 2/1, Berlin: de Gruyter, 229–284.
- Steger, Hugo (1984): „Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten/Texttypen und ihrer kommunikativen Bezugsbereiche“, in: Werner Besch (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Bd. 2/1, Berlin: de Gruyter, 186–204.
- Steinhöwel, Heinrich (1473): *Hie nach volget der kurz sin von etlichen frowen von denen Johannes bocacins in latin beschriben hat/ vnd doctor h.s. getütschet*, Ulm: Johannes Zainer.
- Stolt, Birgit (1990): „Die Bedeutung der Interpunktion für die Analyse von Martin Luthers Syntax“, in: Werner Besch (Hrsg.): *Deutsch Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven*, Frankfurt a. M.: Peter Lang, 167–180.
- Wyle, Nikolaus von (1478): (Translatzen) Ohne Titel, direkt mit dem Inhaltsverzeichnis beginnend, Esslingen, Konrad Fyner.